

E.G. Schillings



Der Zauber  
des Elelescho



FOR THE PEOPLE  
FOR EDVCATION  
FOR SCIENCE

LIBRARY  
OF  
THE AMERICAN MUSEUM  
OF  
NATURAL HISTORY











Theodore Roosevelt

from

W. B.

25<sup>th</sup>-7-7.

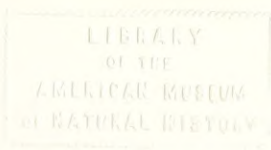




*Grüßlings*

Seinen hochverehrten Vorgesetzten, Herrn  
Regent Vaigbein und Dr. H. Pautsch  
mit herzlichster Gruß das Beste und mich,  
aller Vorgesetzten bei der Aufgabe meines Amt,  
einpaßendes, dem die Schluß nach „mit  
Besteicht und Brüche“ nicht zum wenig,  
den zuwischen ist





# Der Zauber des Elelescho

Don

59.9 (67)  
c8

**C. G. Schillings**

Verfasser von „Mit Blitzlicht und Büchse“

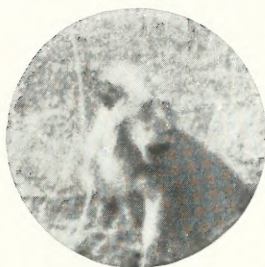
Mit 318 Abbildungen, meist photographischen  
Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Ver-  
fassers, urkundtreu in Autotypie wiedergegeben



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig \* 1906



YERREID  
ERT 30  
MUSEUM KAZHEM  
YERREID-JAUYAH 30



Die erste Tele-Aufnahme eines  
gefangenen Löwen, den ich  
lebend ins Lager bringen  
wollte, gelang nur teil-  
weise infolge des  
ungünstigen  
Lichtes.

11. 4. 1905. Dunsen



Dies Buch ist meinem Bruder

**Max Schillings**

dem deutschen Lieddichter und seiner Gattin  
gewidmet









Hell von der Sonne beschienen verhofften die Schwarzzerien-Antilopen einen Augenblick im Hochgras...

## Inhalt.

	Seite
Sachregister zu den Abbildungen . . . . .	VI
Entstehung der Bilder dieses Wertes . . . . .	IX
Herstellung der Abbildungen . . . . .	X
Vorrede . . . . .	XI
I. Der Zauber des Elefäsko . . . . .	1
II. Von der Mammutzeichnung des Diluvialmenschen bis zum Tele- und Blichlichtbild . . . . .	56
III. Neues über die Tragödie der Kultur . . . . .	71
IV. Die „wiedererstehende“ Tierwelt . . . . .	91
V. Die deutsche Jagd und der Schutz der Naturdenkmäler . . . . .	117
VI. Die einsame Wunderwelt der Nykta . . . . .	133
VII. Die Symphonie der Steppe und des Urwaldes . . . . .	180
VIII. Was mir der Urwaldstrom erzählte . . . . .	203
IX. Mit den Wandorobo auf der Elefantenfährte . . . . .	238
X. Nashornjagden . . . . .	276
XI. Ein Löwenfang . . . . .	305
XII. Von aussterbenden Riesen . . . . .	336
XIII. Ein verschwindendes Wahrzeichen der Steppe . . . . .	367
XIV. Im Steppenlager . . . . .	390
XV. Nachtphotographie unter schwierigen Umständen . . . . .	429
XVI. Tierphotographie in der Wildnis bei Tag und Nacht . . . . .	447
Schlußwort . . . . .	492







Meine letzte Aufnahme mittels Tele-Apparates auf afrikanischem Boden: Die im Suezkanal verankerten Leuchtbojen sind von einer Anzahl Kormorane besetzt . . .

## Sachregister zu den Abbildungen.

(24 Einschalttafeln, 159 Vollbilder im Text, 113 kleine Abbildungen und 20 Kopfleisten.)

Jede mechanische Nachbildung der Original-Aufnahmen ist verboten.

	Seite		Seite
Abchied von Afrika . . . . .	496	Elefanten 61, 83, 268, 269, 270, 271, 360, 361, 362, 363	
Affenbrotbaum . . . . .	445	Elefantenvernichtung . . . . .	365
Afrikanische Erinnerungen . . . . .	273	Elefantenzähne . . . . .	340
Akazien . . . . .	154, 218, 247	Elefantilopen 42, 113, 280, 281, 283, 453, 487	
Akaziensteppe . . . . .	155	Elfenbeinkarawane . . . . .	336
Altägyptische Darstellung . . . . .	63	Elfenbeinlager . . . . .	342
Aufstellung des Nachapparates . . . . .	441	Elfenbeintabelle . . . . .	341
Bach Mologh . . . . .	201	Ergußgestein . . . . .	301
Bananenschambe . . . . .	115	£ata morgana . . . . .	50
Bergriedbock . . . . .	489	Flamingos . . . . .	26, 27, 158, 159, 175
Bienenfresser . . . . .	465	Flötenakazien . . . . .	172
Blicklichtversuche . . . . .	475	Flußpferde 58, 167, 224, 225, 227, 237	
Briefe . . . . .	94, 132, 202, 335, 495	Frankoline . . . . .	180, 465
Büffel . . . . .	95, 231	Fritsch's erste Photographie . . . . .	453
Buschbock . . . . .	488	Gauleradler . . . . .	178, 467
Buschmannzeichnung . . . . .	65	Geier 157, 164, 390, 402, 415, 416, 417, 435, 451, 467	
Dominiß, Hauptmann . . . . .	77	Gipfel des ol Donje Groß . . . . .	431
Dornengehege . . . . .	39, 297	Giraffen 1, 59, 63, 98, 99, 100, 101, 255, 362, 367, 368, 369, 372, 373, 375, 378, 379, 382, 385, 386, 387	
Edelreiter . . . . .	219	Giraffengazellen . . . . .	103, 104, 109, 149
Ei des Riesenaffen . . . . .	345		
Eingeborene XV, 2, 3, 4, 5, 12, 13, 17, 19, 20, 21, 22, 23, 55, 69, 115, 238, 244, 245, 249, 297, 427			
Eingeborenen-Ansiedlung . . . . .	39		

	Seite
Giraffenvernichtung . . . . .	389
Gnus . . . . . 34, 35, 50, 193,	457
Goerz-Schillings-Nachtapparat . .	449
Goma . . . . .	2
Gorillas . . . . .	77
Grantgazellen 35, 91, 113, 151, 161, 173, 237, 258, 259, 260, 261, 489	
Guerzas . . . . .	107
Hagenbeck . . . . .	87
Hänen 105, 305, 330, 331, 332, 333, 413, 438, 439, 477, 490	
Indl, Mädchen und Pavian . . .	428
Jagd, afrikanische . . . . .	61
Kaiser, Alfred . . . . .	31
Kärtchen über Erlebnisse 179, 237, 313	
Karawane . . . . .	18
Kilimandscharo . . . . . 204, 205, 206	
Klaffschnäbel . . . . . 216, 217	
Kormorane . . . . . VI, 465	
Kranichgeier . . . . .	467
Krocodile . . . . .	213
Kronenfränche . . . . . 35, 165, 221, 388	
Kudu . . . . .	488
Kuhantilopen 34, 148, 172, 262, 264, 265, 457, 487	
Kuhreißer . . . . .	218
Lager . . . . . 15, 38, 391, 397, 399	
Landschaft 38, 133, 201, 303, 353, 387, 425	
Lanius caudatus Cab. . . . .	197, 465
Lärmvogel . . . . .	193
Lastesel . . . . .	15, 17
Lastträger . . . . .	15, 23
Leopard . . . . .	424
Leopardentransport . . . . .	412, 426
Lichteffekt . . . . . 11, 50, 51	
Liebling der Karawane . . . . .	443
Lieblingsaufenthalt des Elefanten	347
Löwen II, XI, 61, 63, 82, 87, 308, 309, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 325, 329, 366, 476	
Löwentransport . . . . .	321
Madenhacker . . . . .	71
Manguste . . . . .	447
Marabus . . . . . 164, 400, 402, 403, 467	
Märsche . . . . .	22

	Seite
Masai-Esel . . . . .	254
Mbegaaffen . . . . . 93, 97, 107	
Mimitry . . . . .	115, 258, 367
Memento mori . . . . .	9
Moschusböckchen . . . . .	106
Möwen . . . . . VIII, 236	
Nachtapparat . . . . .	448
Nashörner 71, 278, 279, 284, 285, 295 297, 300, 407, 408, 409, 413, 422	
Nashorntransport . . . . .	412
Natronsee . . . . .	50, 175
Ngaptulberg . . . . .	136
Nguruman, Häuptling . . . . .	229
Nilgänse . . . . . 34, 117, 233	
Nimmerjatte . . . . .	419
Oase . . . . .	115
Otapi . . . . .	113
Orgeid, Präparator . . . . .	392
Oryxantilope 133, 168, 240, 251, 489	
Palisaden . . . . .	39
Paviane . . . . .	399
Pelikan . . . . .	465
Perlhühner . . . . .	257, 492
Pyrenacantha malvifolia . . . .	51
Reißer . . . . .	276, 456
Reise mit Lastträgern . . . . .	23
Riesenalf . . . . .	345
Sammlung erlegter Tiere . . . .	113
Sandhühner . . . . .	189
Sattelschorsch . . . . .	467
Schafal 438, 439, 471, 473, 485, 490, 491	
Schattenvogel . . . . .	467
Schillings, C. G., . . . . .	Titelbild, 16
Schlangengeier . . . . .	221
Schlangenhalsvogel . . . . .	465
Schuldschnabel . . . . .	63
Schwarzferse-Antilopen V, 68, 105, 108, 142, 143, 144, 145, 481, 483, 489	
Seen, eintrodrende . . . . .	430
Servale . . . . .	105
Sporenfüße . . . . .	203, 465
Station der Missionare . . . . .	275
Steppe 1, 9, 11, 22, 43, 51, 134, 137, 154, 249	



	Seite		Seite
Steppenbrände . . . . .	350, 351	Vegetation . . . . .	209
Steppenhuhn . . . . .	429	Viehherde . . . . .	421
Steppenwald . . . . .	353	Vogelbälge . . . . .	112
Störche . . . . .	162, 163	Wasserböcke . . . . .	113, 169, 241, 264, 487
Strauße . . . . .	399, 461	Wasserläufe . . . . .	17
Straußennest . . . . .	111	Warzenschwein . . . . .	110
Sümpfe . . . . .	15, 16	Webervögelneiter . . . . .	134, 195
Tagebuchblätter . . . . .	383	Weißbartgnus . . . . .	43, 48, 49, 177, 488
Tänze . . . . .	47	Würger . . . . .	197, 465
Tele-Apparat . . . . .	448	Zauber . . . . .	39
Telefeta-Marsch . . . . .	433	Zebbras 25, 35, 50, 113, 177, 193, 254, 255, 457, 480	
Termiten . . . . .	393, 394, 395, 396	Zeichnungen, alte . . . . .	56, 65
Tierfreundschaft, merkwürdige . . . . .	423	Zwergantilopen . . . . .	XIV, 104, 109
Tiger . . . . .	87	Zwerggazellen . . . . .	11, 34, 469, 488
Trappe, kleine . . . . .	467	Zwergfubdu . . . . .	253
Turteltauben . . . . .	482		



Jahrlreiche Wöwen beleben die Meeresflüte zwifchen Pangani und Zanga.

## Entstehung der Bilder dieses Werkes.

Aufnahmen freilebender Tiere sollten in bezug auf ihre Entstehung mit peinlicher Genauigkeit bezeichnet werden. Vielfache Anfragen aus dem Leserkreise meines Buches: „Mit Blüchli und Büchle“ nach der Entstehungsweise einzelner Bilder geben dem Verfasser Veranlassung, dem vorliegenden Werke diesen Nachweis beizugeben.

### I.

Tele-Augenblicks-Aufnahmen des Verfassers, hergestellt mittels Goerz-Tele-Objektiven 9<12 und 13>18: Seite II\*, V\*, VI\*, I\*, 11, E 24/25, 26, 27, 34\*, 35\*, 42, 43, E 48/49, 50, 68, 71\*, 91\*, 117\*, 133\*, 142, 143, 144, 145, 148, 149, 151\*, 157, 158, 159, E 160/61, 162, 163, 164, 165, 168, 169, 172, 173, 175, E 176/77, 178, 180\*, 189, E 192/93, 193, 197, 203\*, 205 (Zeitaufnahme), 216, 217, 218, 219, 221, 224, 233, 236, 240, 241 oben, 254\* oben, 255\*, E 256/57, 257, 258, 259, 260, 261, 264, 265, 276\*, 283, E 296/97, 318, 323, E 360/61, 362, 363, 367\*, E 368/69, 369, 372, 373, 375\*, 378, 379, 386, 387, 388, 390\*, 400, 415, 416, 417, 435, 456, 457, 461, 465, 467, 469, 492.

### II.

Nachtaufnahmen des Verfassers mittels Blüchlichtes: Seite 322, 325, E 236/37, 438, 439, 447, 471, 473 unten, 475, E 476/77, 480, 481, 482, 483, E 484/485.

### III.

Augenblicks-Aufnahmen des Verfassers mittels verschiedenartiger Hand-Kameras und Goerz-Anastigmaten: Seite 2, 3, 4, 5, 9, 12, 13, 15, 16\*, E 16/17, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 38 (Zeitaufnahme Zeiß-Objektiv), 39, 47, 51, 55, 69, E 96/97, 103, 110, 111, 112, 115, E 132/33, 134, 136, 137, 154, 155, 167, 195, 201, 204 (Zeitaufnahme), 206 (Zeitaufnahme), 209, 213, 225, 227, 229, 231, 238, 241 unten, 244, 245, 247, 249, 251, 253, 254 unten, 268, 269, 270, 271, 275, 278, 279, E 280/81, 281, 284, 285, 295, 297, 300, 303 (Zeitaufnahme), 305, 319, E 320/21, 321, 329, 330, 331, 332, 333, 347, 350, 351, 353, 366, E 384/85, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 399, 402, 403, 407, 409, 412, 413, 419, 421 (Zeitaufnahme Zeiß-Objektiv), 422, 423, 424, E 424/25, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 433, 441, 443, 445, 451, 473 oben, 487, 488, 489, 490, 491, 496.

### IV.

Reproduktionen mittels Goerz-Objektiven ausgeführt von Fräulein Elfr. Zimmermann in der Optischen Anstalt C. P. Goerz bezw. dem Königl. Museum für Naturkunde in Berlin: Seite 56, 58, 59, 61, 63, 65, 82, 83, 94, 106, 132, 179, 202, 237, 273, 301, 313, 335, 341, 345, 365, 383, 389, 453, 495.

### V.

Aufnahmen verschiedener Herkunft: Titelbild, Seite XIV, 31, 77, 87, 93, 95, 98, 99, 100, 101, 104, 105, 107, 108, 109, 113, 262, 308, 309, 336, 340, 342, 382, 408, 448, 449.

Ein \* bedeutet, daß die Aufnahmen mehr oder minder beschnitten (die Ränder verkleinert) worden sind. E bedeutet Einheitsbild.

Unter den von Frä. Elfr. Zimmermann für dieses Werk freundlichst hergestellten Aufnahmen befinden sich mehrere, die ich der Güte des Direktors des Königlichen Museums für Naturkunde in Berlin, Herrn Professor Dr. Brauer, verdanke. Die Aufnahmen verschiedener Herkunft wurden mir in freundlicher



Weise zur Verfügung gestellt von den Herren: Geh. Rat Professor Dr. G. Fritzsch in Berlin, Prof. Dr. Hertwig, Direktor des Königl. Zoologischen Museums in München und Dr. J. Doflein, ebendort, Oberstudienrat Prof. Dr. Lampert in Stuttgart, Direktor des Königl. Naturalien-Kabinetts dortselbst, Hofrat Prof. Dr. Nüßlin, Direktor des Großherzoglichen Naturalien-Kabinetts in Karlsruhe und Dr. Muerbach dortselbst, Dr. Lorenz Ritter von Liburnau, Kustos am K. K. Zoologischen Museum in Wien, Professor P. Matschie-Berlin und Professor Dr. Hommel in München. —

Einige weitere Aufnahmen dieser Kategorie verdanke ich dem Entgegenkommen der Frau Baronin C. von Erlanger und der Herren Dr. Heinroth, L. Sanne, M. Kaiser, Hauptmann i. d. Kaiserl. Schutztruppe für Kamerun H. Dominik, Hagenbeck, Westendarp, M. Perscheid, Kommerzienrat Goerz, sowie des Direktoriums der Optischen Anstalt C. P. Goerz A.-G.

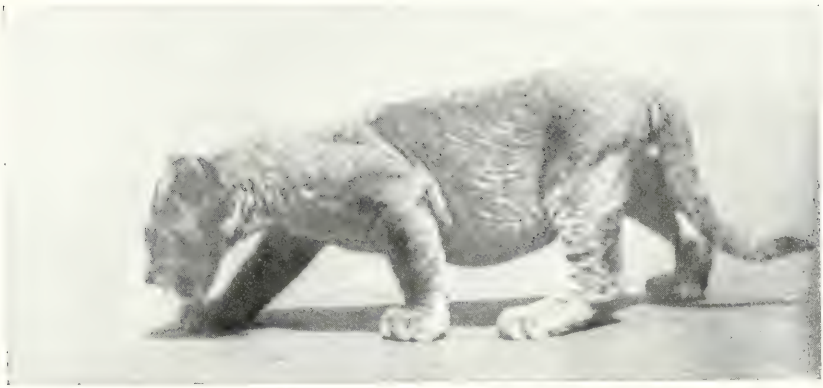
Endlich befinden sich unter den Tele-Aufnahmen einige, die Herr Hauptmann Merker während meiner Erkrankung in Afrika im Jahre 1902 freundlichst für mich aufnahm. Einige andere Bilder dieses Buches hat mir Herr Hauptmann Merker ebenfalls freundlichst zur Verfügung gestellt. —

## Herstellung der Abbildungen.

Die Abbildungen wurden bis auf wenige Ausnahmen mit Objektiven der Optischen Anstalt von C. P. Goerz in Friedenau-Berlin vom Verfasser erzielt, viele der Bilder sind vergrößert — oft bis auf das Doppelte. Die Druckstöcke wurden daher nicht, wie sonst üblich, nach Papierabdrücken hergestellt, sondern nach Glasdiapositiven und zwar in der Optischen Anstalt von C. P. Goerz durch Hrl. Elfr. Zimmermann. Weder die Original-Negative noch die Diapositive sind irgendwie retouchiert. Nach den Glasdiapositiven wurden in der Graphischen Kunstanstalt von Wilhelm Langenbruch in Berlin die Druckstöcke in Reihung (Autotypie), ebenfalls unter strengster Vermeidung aller Retouche, angefertigt. Auf diese Weise konnten den Abbildungen hinsichtlich der Einzelheiten der Originale und der Charakter völlig zuverlässiger „Natururkunden“ gewahrt bleiben.

Man wolle die oft auf Entfernungen bis zu mehreren hundert Metern hergestellten Tele-Aufnahmen, ihrer Natur entsprechend, nicht aus allzugroßer Nähe betrachten.

Vielfachen Wünschen entsprechend, hat der Verfasser einen Projektionsvortrag mit leicht gefärbten Lichtbildern zusammengestellt, zu dem der Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Herr Professor Dr. Ludwig Heck den begleitenden Text geschrieben hat. Die Farbengebung erfolgte ohne Beeinträchtigung irgend welcher Details der Aufnahmen durch Hrl. Elfr. Zimmermann in der Optischen Anstalt C. P. Goerz; erst durch diese Projektionsbilder kommt die volle Schönheit der Aufnahmen bei durchfallendem Lichte zur Anschauung! Das wissenschaftliche Uranitheater, Taubenstraße, Berlin, ist in der Lage, diesen Vortrag in seinen Räumen auch für Vereine und Schulen zu veranstalten. Anträge wegen Abhaltung bezw. Ueberlassung des Vortrages für einzelne Abende in Berlin und auswärts wolle man dagegen richten an Herrn Professor Dr. Heck, der sich freundlichst bereit erklärt hat, das Erforderliche zu veranlassen.



Löwentudie.

## Vorrede.

Niemals hätte ich mir träumen lassen, daß mein Buch „Mit Blicke und Büche“ in der deutschen Ausgabe sowohl wie in der englischen, eine so überaus günstige Aufnahme finden, mir so viele Freunde im Vaterlande sowohl, wie auch im Auslande gewinnen würde . . .

Zahlreichen Wünschen entsprechend, suche ich im vorliegenden Werke einen weiteren Teil meines Bilderschatzes von „Naturkunden“ — wie mein Freund Professor Dr. Ludwig Heck, als von Anfang an meinen Arbeiten nahstehender Berater, sie getauft — einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Der Erfolg meines ersten Werkes beweist, daß die Darstellung reiner, einfacher, schlichter Naturschönheit trotz aller unserer „Überkultur“ ein Echo in zahlreichen Seelen zu erwecken vermag. Indem ich mich, bescheiden die Wildnis interpretierend, zu ihrem Mundstück machte, freudig Selbsterlebtes berichtete und die ihr bei Tag und Nacht abgerungenen „Naturkunden“ veröffentlichte, fand ich einen Beifall, der mir zeigte, daß ich auf dem rechten Wege war . . .

Aber nicht dem Verfasser kommt irgend ein Verdienst zu, die Sache selbst war es, die für sich sprach, die Freude am Wahren, Schönen und das innige Band, das den Menschen heimlich mit der Natur verknüpft. Aus allen diesen Gründen fanden die bescheidenen Blätter, fanden die Lichtbilder eine so einmütige Anerkennung.

An dieser Stelle sei allen den zahlreichen Gönnern und Freunden meines ersten Buches mein lebhafter Dank ausgesprochen; alle die Namen anzuführen, wäre unmöglich, die Liste würde allzu lang.<sup>1</sup> Aber

<sup>1</sup> In der Vorrede zu „Mit Blicke und Büche“ hat der Verfasser eine Reihe von Namen aus allen Kreisen, namentlich aber von Gelehrten genannt,



von den Höchstgestellten bis zum einfachen Manne, von Trägern klangvollster Namen bis zum Schulknaben, wurden mir mündliche und schriftliche Zeichen des Beifalles, der Übereinstimmung in Menge, und das hat mich von Herzen gefreut. Ist es mir aber auch nicht möglich, alle die Vielen zu nennen, die ich aus Dankespflicht hier anführen müßte, so sei es mir doch erlaubt, eines Mannes dankend zu gedenken, der vornehmlich meinem Buche in Amerika<sup>1</sup> den Weg geebnet hat. Diese große Dankeschuld abzutragen, freut mich um so mehr, als Präsident Theodore Roosevelt mir auch als Schriftsteller durch seine meisterhaften Schilderungen amerikanischen Tier- und Jägerlebens viele Stunden großen Genusses bereitet hat. Für die Erhaltung der Naturdenkmäler wirkt er mit allen Mitteln seiner hohen Stellung bahnbrechend und vorbildlich.

So erlebte ich die Freude, im Auslande deutsche Auffassung von Naturbeobachtung und Jagd anerkannt zu sehen, sah mein Buch als erstes dieser Art in England und Amerika verbreitet und fand diese neue Art von Tierdarstellung in allen Weltteilen von Sachkennern gewürdigt. —

Heute übergebe ich der Öffentlichkeit abermals ein Buch, ein subjektives Buch, wie ich gerne zugebe. Es soll in anspruchsloser Form nichts weiter dem Leser bieten als Eindrücke, die mir in der Wildnis wurden, als mannigfache Erlebnisse, in zwangloser Reihenfolge und Gefühlsmomente aus dem Tierleben in Bildform, die ich der Wildnis im Sinne des Wortes „abringen“ durfte. Mit schwachen Kräften habe ich mich ferner bemüht, einer großen Idee gerecht zu werden, einem Ideengang, den der freundliche Leser, die gütige Leserin ohne Mühe herausfinden, und was mehr wäre, für den sie hoffentlich eintreten werden . . . .<sup>2</sup>

deren Trägern er zu großem Danke verbunden ist. Die Namen des Direktors des Berliner Zoologischen Gartens, Prof. Dr. Ludwig Heck, des früheren Direktors des Königl. Museums für Naturkunde in Berlin, Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Moebius, des jetzigen Direktors dieses Instituts, Prof. Dr. Brauer, der Kustoden ebendasselbst, Prof. Dr. A. Reichenow und Prof. P. Matjchie, ferner die Namen der Herren Prof. Dr. Hertwig und Dr. Doflein in München, Oberstudienrat Prof. Dr. Lampert in Stuttgart, Hofrat Prof. Dr. Nüsslin und Dr. Auerbach in Karlsruhe, Dr. Lorenz Ritter von Liburnau in Wien, muß ich, als durch Rat und Tat mit meinen Arbeiten verknüpft auch heute dankbar nennen.

<sup>1</sup> Theodore Roosevelt: „Outdoor Pastimes of an American Hunter“ pag. 336.

<sup>2</sup> Der Verfasser möchte nicht mißverstanden werden! Er will nicht er-  
tremem Tierschutz das Wort reden, sondern bittet, daß man haushälterisch mit den Naturschätzen umgehe, die uns eine frühere Zeit hinterlassen hat. Dem Jäger werde sein Recht, wie dem Forscher und wissenschaftlichen Sammler! Durch

Einen Anspruch darf auch der „Zauber des Elefanto“, so gut wie „Mit Blitzlicht und Büchse“ machen, den nämlich, sich durch die Art seiner Illustration von allen bisher erschienenen Werken gleichen oder ähnlichen Charakters grundlegend zu unterscheiden! Was ich nämlich in „Mit Blitzlicht und Büchse“ in der Vorrede vermerkt habe, sei auch hier ausdrücklich hervorgehoben: **„Alle im vorliegenden Werke wiedergegebenen Illustrationen sind in keiner Weise durch Retouche irgendwie verändert: Alle sind vielmehr aufs genaueste so reproduziert wie die (der Wissenschaft wohl aufbewahrten!) Original-Negative sie ergaben.** Selbst bis auf die Reproduktion von Briefen und Tabellen glaubte ich den Abbildungen den intimen Charakter von Urkunden wahren zu sollen, und nur einige wenige Bilder mußte ich hier und da des besseren Verständnisses wegen bringen, die nicht meiner eigenen photographischen Tätigkeit ihren Ursprung verdanken. Dieser Grundsatz ist auf das allerstrengste durchgeführt, und der Leser möge wohl unterscheiden zwischen Illustrationen, die von menschlicher Hand hergestellt sind und diesen Naturlichtbildern! Mögen jene auch künstlerisch noch so hoch stehen, sie entbehren eines Vorzuges: des Vorzuges absoluter, dokumentarischer Naturtreue! Meine Aufnahmen dürfen eben für sich beanspruchen, daß jedes einzelne Bild ein Geschehnis darstellt, wie es sich zu einer gegebenen Stunde in der afrikanischen Steppe bei Tag oder Nacht abgespielt hat. — Dies gibt den Bildern eben jenen intimen Reiz, der durch kein anderes Verfahren zu ersetzen ist. Der künftige Verfasser eines ähnlichen Werkes müßte zugleich mit den berufenen Vertretern der Sachwissenschaften diese Ursprünglichkeit der Bilder verbürgen, sollen sie anders in vollkommener Weise ihren Zauber auf den Beschauer ausüben. . .

In der Vorrede zur englischen Ausgabe meines ersten Buches sagt Sir Harry Johnston, der frühere Gouverneur von Uganda in British East Africa und Entdecker des sagenumwobenen Okapi: „Das Buch ist geeignet, brennendes Heimweh nach den Steppen Afrikas in den Herzen der nach Europa zurückgekehrten „alten Afrikaner“ wachzurufen und ersetzt dem Laien einen sechsmonatigen Aufenthalt in afrikanischer Wildnis.“ —

Anschluß aber an die bestehenden großen Vereinigungen, den Bund für Heimatschutz, die Jagd- und Vogelschutzvereine, kann jedermann das Seinige zur Erhaltung der Naturdenkmäler im weitesten Sinne beitragen! Vergleiche auch die Ausführungen des Kustos am Königl. Museum für Naturkunde in Berlin, Professor P. Matschie, über den Wert seltener zoologischer Sammlungen in „Mit Blitzlicht und Büchse“, Anhang. —



Vielleicht vermag auch das vorliegende Buch einen Hauch der Wildnis mitten in die Kulturwelt zu tragen. Das und nichts weiter habe ich zu erreichen versucht.

Es soll nicht nur dem Erwachsenen eine Anregung bieten, sondern auch ohne Bedenken und vorzugsweise der heranwachsenden Jugend übergeben werden können. In diesem Sinne ist es geschrieben. —

Vorreden sollen nicht lang und ermüdend sein. Darum schließe ich die meinige mit dem Wunsche, daß es mir bald vergönnt sein möge, entweder selbst eine Anzahl neuer authentischer Lichtbilder „wilder“ Tiere zu gewinnen, oder es erleben zu dürfen, daß zunächst die heimische Tierwelt<sup>1</sup> dann aber vor allem auch die teils so schnell verschwindenden Faunen fremder Länder in derartigen „Natururkunden“ festgehalten werden.

Nun, da einmal der Weg geebnet ist, muß das heute oder morgen zu erreichen sein!

We i ß e r h o f, Gürzenich bei Düren (Rheinland),  
im Oktober 1906.

C. G. Schillings.

---

<sup>1</sup> Zu solchen Photographien frei lebender Tiere hatte mein Verleger in einem besonderen im Jahre 1905 erlassenen Preis-Ausschreiben anzuregen versucht. Auch nach Ablauf der gesetzten Zeit (15. Oktober 1906) nimmt die Verlagsfirma Einwendungen solcher Naturlichtbilder an.



Eine junge Zwergantilope im Hofe des Hofes Moschi. Zwergantilopen gehören zu den lieblichsten Erscheinungen der ostafrikanischen Tierwelt und der Tierwelt überhaupt...



*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*







In weiter Steppe, leuchtend in schimmerndem Licht, erblickte ich drei Giraffen . . .

## I.

### Der Zauber des Eleléscho.

In den Nachmittagsstunden des 14. Januar 1897 bewegte sich eine kleine ermüdete Trägerkarawane, etwa 50 Mann stark, über die weite Ebene entgegen ihrem langersehnten Ziele, dem Nakurosee, der endlich in weiter Ferne sichtbar wurde. Das Aussehen und die abgerissene Kleidung der Träger ließ darauf schließen, daß die Karawane eine lange Reise vollbracht hatte. Und so war es. Ich kam vom Viktoria-Njanza, fiebergeschwächt, in der Hoffnung, in höher gelegenen Gegenden schneller zu gesunden. Nach Wochen harten Schmerzenslagers fast wider Erwarten meiner freundlichen Pfleger, englischer Offiziere, vom Fieber genesen, das die Sümpfe des Njanza, die Durchquerung der wilden, damals noch nicht oder kaum betretenen Länder Sotik und Nandi mir gebracht, schien mir nach Art der Rekonvaleszenten das Leben doppelt schön und begehrenswert. Die Marsche der letzten Tage waren wieder einmal durch feindliche Stämme, aufständische Wakamassia, gefährdet gewesen, aber mit dem Eintritt in das menschenleere Gebiet des Nakuro, Elementeita und Naiwaschasees, in dem von den Masai mit En'aiposha bezeichneten Distrikt gelegen, war diese Gefährdung so ziemlich überwunden.

Endlose, wellenförmig sich dahinziehende Grasflächen, jeden Baumschmucks bar, hatten die letzten Marsche wenig anziehend gemacht; nun senkte sich die Grasebene merklich, ging allmählich in öde vulkanische Flächen über und gewährte dem Blick Ausschau über den in der Ferne schimmernden See.

Eingebettet in eine weit ausgedehnte Mulde lag er verheißungsvoll sich in der Ferne verlierend zu unseren Füßen.

Am Ufer eines zu dieser Jahreszeit sich trüb und reißend in den See ergießenden Baches neben einigen dürftigen Musakibäumen wurde das Lager aufgeschlagen. In der Umgebung hatten vor einiger Zeit Steppenbrände gewüthet, das alte Gras vernichtend, und der hier anscheinend reichlich gefallene Regen hatte einen neuen jungen Grasschmuck von üppiger Frische hervorgezaubert. Schon der erste Besucher und Entdecker dieser Gegenden, Dr. G. A. Fischer, der namhafte, leider



Während meines Aufenthaltes in Moshi ergößten sich meine „Bos“ (persönliche Diener zum Unterschied von den Trägern der Karawane) an einer sogenannten „Goma“.

so früh dem Klima erlegene Forscher, erwähnt ausdrücklich die auffallende Üppigkeit der Grastristen jener Gelände und vergleicht sie mit den saftigsten Weideflächen der Schweizer Alpen.

Fischer besuchte den nahegelegenen Naiwaschasee als Erster im Jahre 1883. — Wie hatten sich die Verhältnisse inzwischen geändert! Damals, also vor nur zwölf Jahren, ehe ich dort mein Lager aufschlug, beherrschten noch die kriegerischen Majai als unumschränkte Gebieter die weiten Steppen.

Der verdienstvolle Oskar Baumann war einer der ersten, der ihr unwirtliches Gebiet durchquerte, als er einige Jahre nach Fischers Reise seine berühmte Expedition ins sagenumwobene Ruanda, das uns heute erst durch Dr. Richard Kandts Forschungen nähergerückt ist, in die



Gegend der Nilquellen führte. Auch ihn, den ich als österreichischen Konsul in Sansibar kennen lernte, raffte schon in jugendlichen Jahren die afrikanische Sphynx, die Tücke des Klimas, dahin.

Seine Reise, wenige Jahre nur eher, ehe ich hier weilte, unternommen, brachte der stark bewaffneten großen Karawane harte Kämpfe mit den Eingeborenen. Und nun lagere ich hier mit wenigen Mann im offenen Lager . . .

Sicher hatte sogar geglaubt, nicht ohne die Unterstützung mohamedanischer Karawanen seine Entdeckungsreise antreten zu können,



Bei jeder Gelegenheit stürzten sich meine Träger zu einem erfrischenden Bade ins Wasser.

doch mußte er schließlich allein mit den von ihm angeworbenen 250 Trägern aufbrechen, löste aber trotz aller Schwierigkeiten seine Aufgabe mit Erfolg. Aber unter welchen andern Umständen vollzog sich in jenen Jahren eine Reise ins unbekannte Masailand! Souverän beherrschte damals noch der Masaikrieger<sup>1</sup> sein Land — war damals noch „ol open len gob“, Besitzer des Landes, im Sinne des Wortes. Und all die ritterliche Poesie, die uns das Schicksal der nordamerikanischen Indianer so menschlich nahegebracht hat, war auch seinem Kriegerdasein nicht fremd. Da kam der Augenblick, wo er mit den

<sup>1</sup> Über die Masai siehe u. a. Hollis, „The Masai: their language and Folk-Lore“ und Merker, „Die Masai“. Berlin, Dietrich Reimer.

Feuerwaffen der Europäer zusammenstieß. Sein Schicksal war besiegelt, wie das des Löwen und des Leoparden! . . .

Damals aber galt es allenthalben Tribut zu entrichten. Nicht nur einige kleine Häuptlinge in der Nähe der Küste, sondern auch die Masai mußten mit reichlichem Tribut abgefunden werden! So zahlte Dr. Fischer beispielsweise an den Häuptling Sedenga in Mkaramo am Paganifluß für die Erlaubnis zum Durchzug seiner 250köpfigen Karawane: 100 Stück Zeug à 6 Armlängen, ein Beil, 100 Blei-



Ein Masai ol' moruan (älterer Mann), den ich über den von den Masai so geschätzten Elefantenstrauch befrage . . .

(Die Abbildungen des ersten Kapitels entstammen nicht dem Jahre 1897, sondern meiner zweiten, dritten und vierten Afrikareise.)

kugeln, 1 Säcken Schießpulver von 10 Pfund, 2 große Ringe Messingdraht, sowie 8 Pfund Glasperlen!

Nur zwei Arten von Karawanen waren den Masai bekannt: Sklavenkarawanen und Handelskarawanen, die danach trachteten, das begehrte Elfenbein zu erlangen. Die arabischen Händler wußten beides zweckmäßig zu vereinigen: Die Sklaven, das erhandelte „schwarze Elfenbein“, wurden gezwungen, das weiße Elfenbein an die Küste zu schleppen . . .

Die Kopfzahl dieser wohl mit Feuerwaffen ausgerüsteten Handelskarawanen betrug stets mehrere hundert Mann, schwoll aber unter Umständen beträchtlich an, so daß Karawanen von tausend Mann



Maiai of morant und zwei jüngere Maijai in meinem Lager. Die typische Tracht des Kriegers weicht erheblich von der, in dem am Schluß dieses Kapitels gezeigten Bilde, eines bereits von der Kultur beeinflussten Maijai ab.

2. November 1900, Lager 14

E. G. Schiller, 1900





und mehr keine Seltenheit waren. Monatelang hatte Sischer damit zubringen müssen, seine Karawane zusammenzustellen; wollten doch die Träger nicht mit dem ersten weißen Mann, der jene Gegenden aufsuchte, die gefährliche Reise unternehmen. Die Eifersucht der arabischen Händler tat ein übriges: sie fürchteten, daß ihre sorgfältig geheim gehaltenen Elfenbein-Handelswege erkundet werden könnten.

Unter den größten Schwierigkeiten hat unser deutscher Forscher seine Expedition durchgeführt; nicht lange danach ist er, in die Heimat zurückgekehrt, den außerordentlichen Strapazen erlegen.

Bedeutend sind Sischers Verdienste<sup>1</sup> namentlich um die Erforschung der ornithologischen Verhältnisse der Masailänder; allein gegen sechs- und dreißig bis dahin der Wissenschaft unbekannte Vogelarten hat die Sischer'sche Reise ergeben! Wenn man die Schwierigkeiten ermißt, mit denen unser Reisender zu kämpfen hatte, muß uns diese Leistung in der That mit hoher Achtung erfüllen, namentlich, wenn man bedenkt, mit wie verhältnismäßig geringen Mitteln er sich behelfen mußte, im Gegensatz zu den großen Hilfsmitteln, die beispielsweise englischen Forschern damals schon zur Verfügung standen. Der geographischen Gesellschaft in Hamburg gebührt das Verdienst, ihm die Ausführung seiner Pläne ermöglicht zu haben, zu deren Ausführung Sischer außerdem alle Geldmittel verwandte, die er sich mühsam durch ärztliche Tätigkeit auf der Insel Sansibar erworben hatte. Seine ideellen wissenschaftlichen Zwecken dienende Tätigkeit sah er durch die Erfolge reich belohnt; dann aber mußte er bald dem türkischen Klima erliegen und hat es nicht mehr erlebt, wie schnell die Macht der ihn damals so sehr bedrängenden, seine Reise so schwierig gestaltenden und gefährdenden Masaikrieger gebrochen wurde! In meinem Buche „Mit Blicklicht und Büchse“, habe ich es ausgeführt, wie unheimlich schnell diese Kinder der Steppe vom Erdboden verschwinden sollten. Jene furchtbare Geißel, die Rinderpest, wahrscheinlich aus Indien eingeschleppt, vernichtete plötzlich den größten Teil der Viehherden der Masai und strich mit diesen ungezählte Masai selbst aus der Liste der Lebendigen . .

Waren doch dies Hirtenvolk und ihr Besitz, die unzähligen Rinderherden in solch innigen Konnex getreten, und waren doch diese kriegsrischen Viehhirten so sehr von ihren Viehherden abhängig geworden, daß sie nach deren Untergange nicht mehr leben konnten, sondern in wenigen Tagen den Hungertod starben.

In wenig mehr denn Jahresfrist hat die Pest, hat der schwarze Tod die Masai'steppen durchheilt . . . Hungerige Geier zogen ihre Kreise

---

<sup>1</sup> Siehe Reichenow, „Die Vögel Afrikas“.

über den Schreckensstätten. Die Rinderherden erlagen der unheimlichen Seuche. Qualvoll langsam verhungert folgten ihnen ihre Hirten in den Tod. Auf engem Raum vereint mit den zahllosen weißgebleichten Knochen der Rinder fand ich vielfach die Schädel ihrer einstigen Besitzer. Das waren frühere Lagerplätze, deren Dornenzäune längst vermodert waren und nun seltsam eindrucksvolle Schädelstätten bildeten; diese Knochenreste, um das Jahr 1897 noch sichtbar, waren bald darauf in Staub aufgelöst in die Lüfte verflattert.

Wo sind die Masai jener Tage? . . .

Und plötzlich stehen sie leibhaftig, wie aus dem Boden gewachsen, vor mir! Es ist keine Täuschung! -- Aber warum zeigen sich meine Träger nicht erschreckt, warum entsteht nicht Aufruhr im Lager? —

Allzu begreiflich ist's, daß sich niemand um die erschienenen Gestalten kümmert, denn nicht tributheischend und drohend nahen sie sich meinem Lager, sondern im Bewußtsein der überlegenen Macht des Europäers. Freilich vor wenigen Monaten haben ihre Krieger nicht allzuweit von meinem Lager noch eine Karawane von fast tausend Küstenleuten überfallen und erschlagen, aber im allgemeinen lassen sie sich mit den überlegenen europäischen Waffen nicht gerne ein . . . Sogar Speise nehmen die Krieger von mir an. Und in bezug auf diese sind sie nicht mehr so wählerisch wie früher, wo der Krieger nur vom Fleisch und der Milch der Rinder — strengem Speisegebot folgend — sich nähren durfte. — Wir haben es hier freilich nur mit einer nicht bedeutenden Anzahl zu tun; da draußen in der freien Steppe leben immerhin noch eine nicht geringe Menge Masai, die, noch oder wiederum im Besitze von Viehherden, sich möglichst fern von Europäern und ihren unheimlichen Waffen halten.

Aber Masaikrieger mit ihren Weibern, Kindern und Herden scheinen mir eine notwendige Staffage in dieser öden Landschaft. Wir freunden uns an; Tänze unterhalten mich am Abend bis spät in die Nacht und manches Wortgeplänkel ereignet sich zwischen einzelnen meiner Träger, die des Kimasai durch frühere Reisen einigermaßen mächtig, mit den Steppennomaden plaudern. Der Küstenmann dünkt sich himmelhoch erhaben über den „wilden“ Masai, der Masaikrieger wieder verachtet die lastenschleppenden Küstenleute, die er zu den Barbaren rechnet und verächtlich mit „il' meek“ bezeichnet.

Aber die Zeiten haben sich geändert, und es kommt vor, daß sich auch meine Leute an dem Tanze beteiligen, der bis spät in die Nacht dauert, Gefänge der Krieger und der Weiber — 'singöliöitin loo — 'I — muran und loo — 'ngoröpok -- ertönen in die Nacht hinaus





A. L. ... ..

C. G. ... ..

Ein Memento mori in afghanischer Steppe.

und der Refrain findet ein vielfaches Echo mit seinem oft wiederholten Ho! He! Ho! Na! He! Hoo! — Es ist Lederstrumpfpoesie, und mir scheinen sie so ähnlich, die Rothäute der neuen Welt und die Masai hier im dunklen Afrika. Die einen mußten der Kultur weichen, den anderen steht dieses Schicksal noch bevor . . .

Niemand hegt die geringste Besorgnis für die Nacht. Ruhig wurde es den Moran gestattet, in der Nähe des Lagers zu nächtigen. Unser Zug durch die wilden Bergländer der Wasotiko und Wanandi hatte uns gegen dergleichen Gefahren abgestumpft. Wir konnten nicht ahnen, welche erbitterte jahrelange Kämpfe den englischen Truppen mit diesen Völkerschaften noch bevorstanden, wie wehrkräftig und kriegerisch sie waren! Aber die Anwesenheit hunderter speer- und keulenbewaffneter Krieger im Lager war etwas Alltägliches gewesen, und groß war später das Erstaunen der englischen Offiziere, als sie hörten, die große Karawane, der ich mich angeschlossen hatte, sei ohne Krieg glücklich durch diese Länder gelangt!

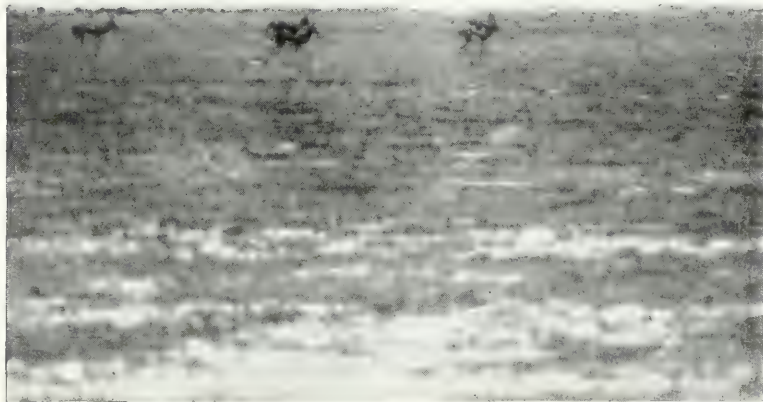
Die herben wilden Reize solch eines Reise- und Karawanenlebens waren mit einem Schlage für mich durch mein schweres Krankenlager unterbrochen worden: doppelt empfänglich war ich nun wieder geworden für das beglückende Wandern in Licht und Luft, Freiheit und unendlichen Weiten — doppelt empfänglich auch für wechselnde Eindrücke, denn wochenlang hatte mich mein Marsch durch einsame Urwälder, Bambuswaldungen und Grassteppen geführt, in denen, wie mein Freund Richard Kandt, der Entdecker der Nilquellen, dies so trefflich beschreibt,<sup>1</sup> jede Pflanze, jeder Stein, mir nur immer wieder das eine Wort: Öde! Öde! in der großen Einsamkeit zugerufen hatte.

Ein leichter, aber anhaltender Regen fällt in früher Morgenstunde am 15. Januar. Ein nur kurzer Marsch von zwei Stunden bringt uns zum heutigen Lagerplatz unmittelbar ans Gestade des Nakuro.

Weithin spannt sich das Panorama des Sees, der in seine Mulde eingebettet vor uns liegt, und zu dieser Jahreszeit unzähligen Wildrudeln an seinen Ufern frische Äsung, auf seinen Wassern aber zahllosen Mitgliedern der Ornithierherberge und Nahrung gewährt. Die Zahl der kleinen zierlichen Zwerggazellen (*Gazella thomsoni* Gthr.), habe ich kaum übertroffen gesehen! Tausende und abermals Tausende dieser zierlichen Geschöpfe zeigten sich über die grasigen, frisch begrünten Auen am Seegegestade und ihrem Obsidian-, Augit- und Bimssteingeröll zerstreut. Wohin sich auch unser Blick wenden mochte, überall stieß er wieder und wieder auf die schönen Gazellen, die in vieler

<sup>1</sup> Dr. Richard Kandt, „Caput Nili“. Berlin, Dietrich Reimer.

Beziehung an weidende wilde Ziegen erinnern, und in ihrer außerordentlichen Vertrautheit oftmals dem Beschauer eine unmittelbare Annäherung erlauben. Ihr farbiges, auffallendes Haarkleid sticht trotz alledem nur wenig vom Boden ab, mag dieser nun von den Steppenbränden schwarz gefärbt oder auch schmucklos, fahl und braun, in einfachem Erdkleide, oder auch in saftiges Grün gehüllt, sich unserem Auge darbieten . . . Und wie sehr sticht doch diese Art mit ihrem recht grell verteilten Braun, Schwarz und Weiß uns in die Augen, wenn wir die Häute erlegter Stücke aus nächster Nähe oder in den Museen besichtigen!



Im heißen Sonnenbrand: lag die Steppe glitzernd und tausend Reflexe werfend vor mir, die zahlreichen Zwerggazellen verschwammen beinahe vollkommen mit den heißen zitternden Luftwellen. Man vermochte die Augen in diesem intensiven Meer von Licht nur zwinkernd zu öffnen.

Dunklere Punkte in der Weite, fern von uns, müssen wir als stärkeres Wild ansprechen. Das Glas zeigt uns dann auch Kuhantilopen, eine größere Anzahl Wasserböcke und ganz im Hintergrunde bewegt sich eine flimmernd im Schein der Morgensonne verschwindende Masse: es sind Zebras und immer wieder Zebras, gleichsam lebende Mauern!!! Seltsame Lichteffekte lassen uns tatsächlich etwas wie eine Mauer oder einen Wall, gebildet aus den Leibern der Zebras sehen — tiefe Schlagschatten erscheinen schwarz, die beleuchtete Seite in greller Morgensonne aber flimmernd in allen Farben und von immer wechselnder Wirkung und Gestalt.







Dr. Pauline von Pöhlitz, Leipzig 1900.

Gr. Schiller 1904.

Häufig erschien die Watai-Jugend in der Nähe meines Lagers - i. e. Um die Abendstunden erging es sich sowohl häufig als die Watai, wie auch meine Träger an Tänzen und Gesängen.

Das ist die Signatur der Steppe, hier an den Seen: Zwerggazellen und Zebras, Zebras und Zwerggazellen, in immer aufdringlicherer Menge! Wo auch das Auge hinschaut, immer wieder stößt es auf diese beiden Arten und die zahlreichen Wasserböcke, die Grantgazellen und die Hunderte von Kuhantilopen sind gewissermaßen nur Ruhepunkte für das Auge. —

In flimmerndes Licht gebadet wimmelt diese Masse von Tieren durcheinander. Dort, wo ich erscheine, kommt zeitweise Leben in die sonst ruhig äsende Menge von Wild. — Ich habe mein Lager längst ein beträchtliches Stück hinter mir gelassen, bin einem der vielen zum Secgestade führenden Nashorn- und Flußpferdwechsel folgend, gewissermaßen untergetaucht in diese Mengen von tierischem Leben, und habe wiederum einmal das Gefühl, mich gleichsam inmitten einer riesigen Schafherde zu befinden, habe den Eindruck, als sei all das Leben um mich her nicht das von „wilden Tieren“, nein, als seien es vielmehr zahme Haustiere, die hier unter der Obhut von Hirten auf die Weide getrieben würden. . .

Die Menge dieses tierischen Lebens wogt und wallt durcheinander; einzelne alte Bullen der stark gehörnten Kuhantilopen scheinen für sie ein Wächteramt übernommen zu haben. Bewegungslos verharren sie in weiterer Entfernung, aufmerksam die seltsame Erscheinung des nahenden Menschen musternd, hin und wieder in weit ausgreifenden Galoppsprüngen mit tief geneigtem Kopfe die Entfernung zwischen sich und dem Verdächtigen vermehrend, stets bereit, das Alarmzeichen zur allgemeinen Flucht durch lautes Schnauben zu geben. In diesen Gegenden finden wir nicht die flachgehörnte Kuhantilope (*Bubalis cookei* Gthr.) der Kilimandscharogegenden, sondern die nach ihrem Entdecker Jackson genannte (*Bubalis jacksoni*), eine hoch und stattlich gehörnte Art dieser eigenartig gebauten, weit über den schwarzen Kontinent verbreiteten Antilope. Die Erlegung einiger Exemplare einer weiteren interessanten Art, Neumanns Kuhantilope (*Bubalis neumanni* Rothsch.),<sup>1</sup> damals nur in ein oder zwei Exemplaren bekannt, gelang mir zu meiner großen Freude ebenfalls.

Überwältigend in seiner Masse, seinem Reichtum an Gestalten, Farben, Bewegungsphasen ist dies groß angelegte faunistische Bild!

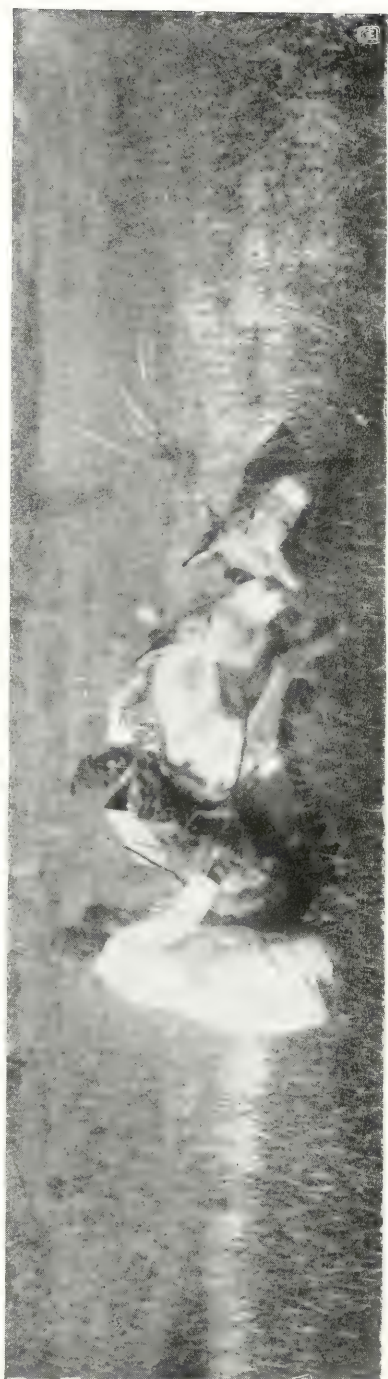
Durch die Dünentäler der Steppe viele Stunden mich bewegend, von ihren Gipfeln mit bewehrtem oder auch unbewehrtem Auge Umschau haltend, stets finde ich die Grassteppen bedeckt mit Wild. Abwechselnd Hunderte und aber Hunderte von Zebras, abgefordert von

<sup>1</sup> Die Schädel dieser Exemplare überwies ich dem Museum für Naturkunde in Berlin.





Die ermüdeten Träger erreichten nach zehntündigem Marsche die heutige Lagerstelle, voran wie immer der „Mpishi-bon“, der Geselle des Kopfes mit den Hochgerätschaften. Rechts sieht man, wie die Träger durch Hochheben der Zeit und Ausstreuen der Ährne ihren ermüdeten Muskeln zuweilen eine Erleichterung zu schaffen suchen. Hundert Schritt in der Minute ist bei schwerbeladenen Trägern eine Durchschnittsleistung.



C. G. Schillings phot.

Zumplige Streden bringen den Lasten große Gefahr. Es erfordert oft lange Arbeit, die eingekerkerten und beladenen Tiere ihrer Ketten zu entledigen und sie selbst aus dem Zumpfe zu befreien.

R. Vogelkundes Verlag, Leipzig 1900.

ihnen in der Nähe kleinere und größere Rudel von Grantgazellen, ringsumher aber alles von Zwerggazellen wimmelnd. Stolz erhobenen Hauptes hie und da stattliche Wasserböcke mit prächtigen gabelsförmigen Hörnern geschmückt, nicht weit davon die ungehörnten Weibchen, beide in ihrer Haltung und ihrem Wesen ausgeprägt an unseren nordischen Edelhirsche erinnernd. Als abermalige Ruhepunkte für unser Auge hier und da in der Steppe die prächtigen schwarz gefärbten Straußenmännchen, aufmerksam den Wanderer beobachtend, in Gesellschaft ihrer unscheinbaren grauen Weibchen, die für das Auge erheblich schwerer auszumachen sind. Allenthalben ganze Rudel von braunen Kuhanti-



Säufig beförderten mich meine Leute auf diese einfache Weise geschickt durch Sümpfe...

lophen, äsend, ruhend oder in ihren charakteristischen weitausgreifenden Fluchten das Weite suchend; nun aber auch plötzlich ein stattliches Rudel der riesigen, bräunlich gelben, mit weißen Querstreifen gezierten Elenantilopen, im Bewußtsein ihrer Kraft und Stärke wenig scheu, unbewußt der ihnen durch die weittragenden europäischen Waffen drohenden Gefahr!

Man denke sich all dies tierische Leben übergossen von der Fülle tropischen Sonnenlichtes. Alle Farbenwerte und Nuancen spielen vor unserem Auge; tiefe Schlagshatten, je nach dem Stande der Sonne, verändern uns die Erscheinungen dieser Tierwelt wieder und wieder und geben dem nicht jahrelang in der Steppe Erfahrenen von Minute zu Minute neue Rätsel auf.



*C. G. Schäfers phot.*

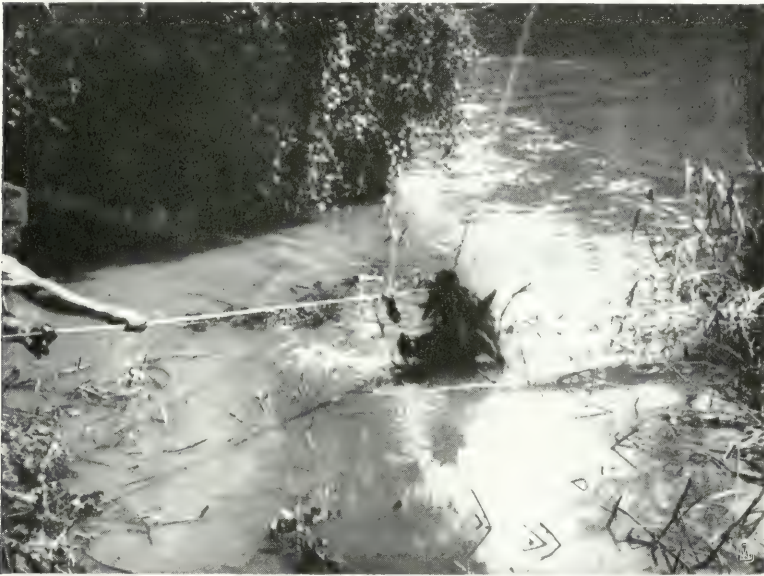
Zwei meiner Wandorobo Führer. Der ältere Mann mit typischem Schirmdud außerordentlich erweiterten Schilappen ist mit dem Regen und einem Kocher mit Gefäßstücken bewaffnet. Der Jüngere trägt eine Hülle aus einem Mopfbündel und hat auch in seine Gewandung auf dem Vorderkörper Fleisch eingepackt, welches unmittelbar mit seinem Leibe in Berührung kommt.

*R. F. Schindler's Photo. L. 10000 ft. 1900.*





Dort, wo die Menge der Tiere, weit über die flache unendliche Steppe zerstreut, vieltausendköpfig auftritt, wo das flimmernde Licht um die Mittagsstunde unser Auge beirrt und ermüdet, weiß man oft kaum mit Sicherheit, ob die Tierwelt dort in der Ferne, sich in abermals Tausende neuer Köpfe und Formen auflösend, ins Unendliche übergeht, oder ob die gleichfalls in spielendem Sonnenlichte und den heißen erhitzten Luftstrahlen für unser Auge Leben gewinnenden spärlichen Dornsträucher unser Auge täuschen, ob eine Sata Morgana uns blendet!



Wie Manttiere und Efel durch einen Fluß befördert werden; das Rindvieh jedoch pflegt meist selbständig Wäflerläufe zu überlegen. Verluite durch Krotodile sind dabei nicht selten.

Vier in der Ferne durch die Steppe ziehende Nashörner, die ich jetzt erspähe, und eine Straußenherde, mit dem Glase deutlich erkannt, wechseln so oft Form und Farbe, daß es zum Erstaunen ist. Je nach ihren Bewegungen und Stellungen zur Sonne scheinen sie bläulich und grau verschwimmend, dunkelschwarz, dann wieder fast unsichtbar erdfarben — immer aber wechselnd und anders als im Augenblick vorher!

Um alles dieses zu würdigen, muß man sich in der Phantasie hineinversetzen in den Zustand gesteigerter Reizfähigkeit unseres Nervensystems, das durch ungewohntes Licht, durch das Klima und die ungeheuren Strapazen in fremdartiger Weise beeinflusst wird. All dies Eigenartige wirkt um so mächtiger, als es hier in Einsamkeit und







F. G. Schmitt 1904.  
 Südliche Märitimor-Bühnen mit den Toren. Die ersten Bühnen sind die ersten, in den letzten Bühnen sind die ersten Bühnen.  
 gemachten 24 Personen beifolgt. Zu früheren Zeiten sollen diese Bühnen mit den ersten Bühnen sein.



C. G. Schellings, photo.

Die Hütten der Maasai sind mit Erde beworfen; auch zeigt die Abbildung den außerordentlich schweren Eisenhchmud, den die verheirateten Frauen zu tragen pflegen.

K. Vogel, photo. K. Vogel, photo.





[illegible]





Abgeschlossenheit verarbeitet werden muß und ein Gedankenaustausch mit anderen gleich empfindenden Menschen ausgeschlossen ist.

Man fühlt es hier, wie herrlich und schön so reich entwickeltes und warm pulsierendes Leben ist. Mächtig und groß und gewaltig wirkt es in seiner Fülle auf uns.

So arm hier die Flora sich erweist, so reich ist die Fauna entwickelt. Welch ein Anblick für den Ornithologen!

Inmitten der Zebraherden durchstelt unser europäischer Storch zusammen mit seinem kleineren afrikanischen Vetter, dem Abdinstorch, zu Hunderten die Steppen, sie nach Heuschrecken absuchend. In Gemeinschaft der Störche sah ich große Züge der herrlichen Kronenkraniche derselben Tätigkeit gewidmet, oder sie erhoben sich wuchtigen Fluges über die Dünentäler mit weithin knarrender fremdartiger Stimme. Unter dem dürftigen Schatten der Mimosen standen um die Mittagszeit aufgerichtet, gravitatisch und steifnackig, die prächtigen Riesen-trappen, jetzt nur wenig scheu, in der Morgenkühle und zur Abendstunde aber entweder in ihrem trippelnden doch fördernden Schritt, oder die mächtigen Sittiche nach kurzem Anlaufe über den Boden ausbreitend, sich rechtzeitig in Sicherheit bringend. Ihre kleinere Artgenossin (*Otis gindiana* Oust.) erhob sich vor mir in die Lüfte, sich dabei oftmals gleich einer Tümmelertaube überschlagend, Meisterin des Fluges, wie kaum ein zweiter Vogel ihrer Größe! Am Seegestade kreisten Seeadler, weithin ließen sie ihre schöne hell klingende Stimme erschallen. Unbekümmert um sie erhoben sich Tausende der prächtig rosenroten Flamingos zum intensiv blauen Himmelsdome oder umsäumten, einem Kranze lebender Seerosen gleich, das Gestade des Nakuro, vergesellschaftet mit großen Scharen von Enten, Gänsen und mancherlei Strandvögeln. Aus dem Akaziengestrüpp und zwischen den Msuaki-Sträuchern am See erhoben sich rasselnden Fluges Ketten von Perlhühnern und Frankolinen, und um die Morgenstunde segelten, weit aus fern gelegenen Steppengegenden kommend, herrliche Sandhühner zum Seegestade herbei. Allüberall ein überwältigend reiches Bild warm pulsierenden Lebens und Treibens! Das alles zusammen vermag tatsächlich den Eindruck vollkommen gezähmter Herden von Wild zu machen, und dieser Eindruck kann sich durch Suggestion so stark gestalten, daß man minutenlang an seine Wahrheit zu glauben vermag!

Inmitten all dieses Reichtums von „Wild“, das hier seinen Namen fast zu Unrecht führen muß, begreift man, um ein vieles leichter, wie der Urmensch sich allmählich aus diesem großen Kreise mannigfaltiger Erscheinungen in anderen Kontinenten Haustiere zu gewinnen wußte.

Ein seltsames Gefühl aber ergreift den Beobachter, wenn er sich





C. G. Schildness, phot.

Um die Mittagsstunde pfliegen ich Zebras und anderes Wild, Zehn vor den Kiegen und der brütenden Gige lachend, gerne unter Schatten  
 bäumen einzustellen. So gelang mir die Aufnahme eines größeren Rudels, an das ich mich vorichtig herangetraut hatte. ... Hinter dem  
 Stamme eines Baumes wird das Gige des Jägers ein Gnu und eine Erythräntilope ausmachen.

K. Fenzl'standens F. volus, Leipzig 1900.



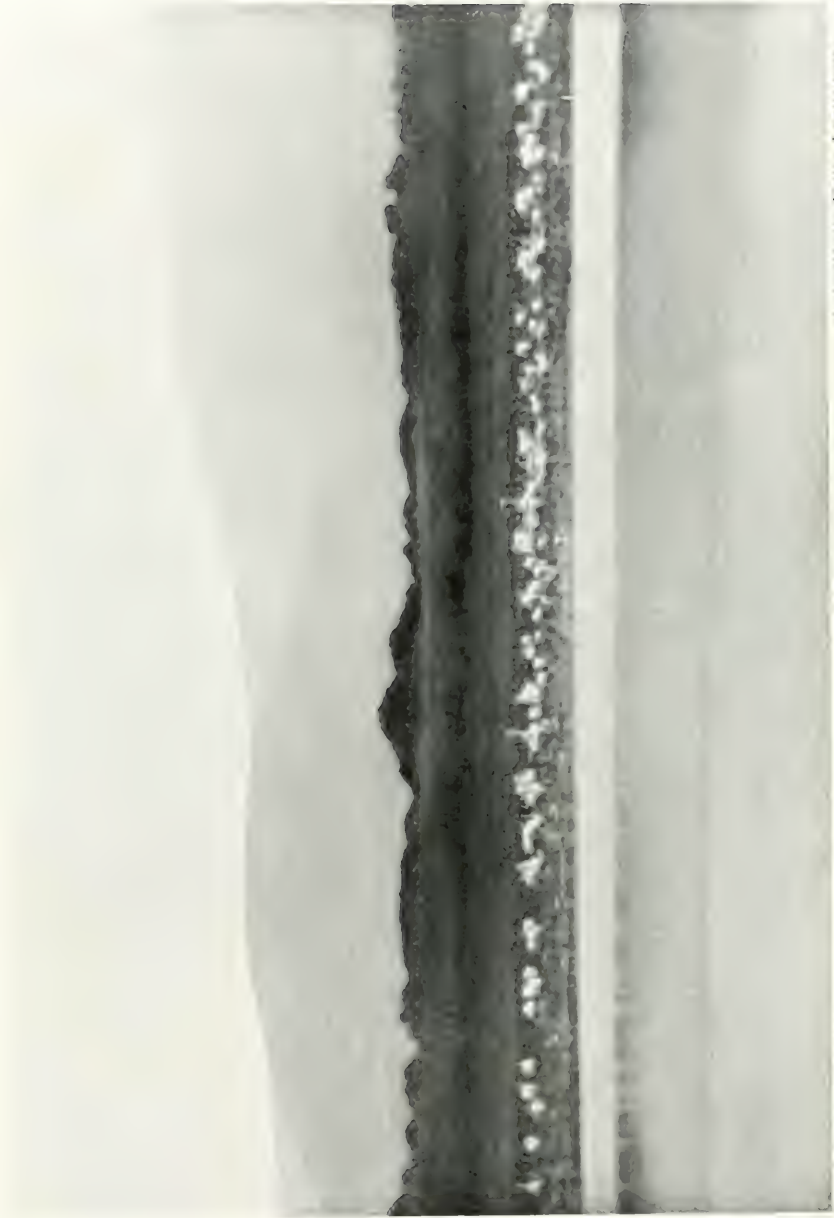
erinnert, daß der Afrikaner aus all diesem Reichtum tierischen Lebens kein einziges Geschöpf dauernd an sich zu fesseln wußte. Sein Rindvieh hat er aus Asien bezogen, wohl auch seine Ziegen und Schafe; das Kamel scheidet sich in bezug auf seine Ankettung an das Menschengeschlecht in mythischer Urferne verlierend aus der Betrachtung aus. So kommen wir zu dem Ergebnis, daß die afrikanische Sauna kein einziges Mitglied zu dem Kreise der Haustiere geliefert hat! Traurig und beschämend, namentlich mit Rücksicht auf die Tatsache, daß der heutige Mensch es nirgends verstanden hat, das zu erreichen, was in grauer Zeit hier und da — freilich innerhalb unendlich langer Zeitläufe — erreicht worden ist!

Schwach nur ist — ich fühle es — mein Versuch, den großen und starken Eindruck zu schildern, den ich von all dem reichen Tierleben in diesen Tagen meiner afrikanischen Wanderschaft erhalten habe. Aber nehmen wir an, er sei hier zur besonders günstigen Stunde in meinem Gedächtnisse zur Verkörperung gelangt, denn tatsächlich, ich vermag die Suggestion zahlreicher Tierherden nicht los zu werden . . . Und das alles in einem Lande und einer Gegend, die an wilder Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Freilich, wie muß es erst gewesen sein, als der Mensch überhaupt noch nicht, auch nicht mit Giftpfeil und Speer, mit Fallgrube und Schlinge den Tieren der Wildnis nachstellte! Das müssen paradiesische Zustände gewesen sein in bezug auf einen Reichtum von Formen, die wir nur in dürftiger Zahl uns denken können, weil der Mensch sein Vernichtungswerk schon lange so betreibt . . . Von Menschen aber ist hier weit und breit nichts wahrzunehmen, noch auch irgendetwas, das auf ihn könnte schließen lassen.

Aber plötzlich erblicke ich von einer Anhöhe aus eine Anzahl größerer aus Steinen gebildeter Hügel, wie sie nur von Menschenhand errichtet sein können. Unter dem sicheren Schutze dieser steinernen Lasten — einfacher zusammengetragener Steinhügel — schlafen einstige Anführer und Stammesälteste der Masai den ewigen Schlaf. Nicht aufdringlich weithin sichtbar, sondern in den Dünentälern versteckt sind diese Ruhestätten errichtet. Unter dem strahlenden Himmelsblau in der offenen freien Steppe reden die einfachen alten Grabmäler um so eindrucksvoller zu mir, der ich trunken vom starken Pulsschlag des Lebens ringsumher, von Sonne und Licht, erfüllt werde von dem Gefühle höchsten Aufgehens und völliger Hingabe in der gewaltigen Harmonie ewigen Wechsels, ewigen Werdens und Vergehens.

Ein Zufall will es, daß ich unweit eines dieser Gräber, auf einer Felskuppe, den hell im Sonnenlicht blinkenden Schädel eines Menschen





*C. G. Schäfers-phot.*  
 Z. B. Schäfers-phot. — Zentrale von Klammern belebte die Hefen der Zee. — Klammern mögen ein sehr  
 beträchtliches Gedeihen erreichen, so leben im Meere Jodalgallen wasser eine Anzahl dieser kleinen Gedeihen schon arden Bereich Salze.



C. G. Schellings phot.

R. Focklanders Fokks. Levens 1906.

Ein prächtiges Bild boten die sich auf den Wasserpiegel des Sees niederstreckenden Flamingos, deren rosenrotes Gefieder auch im Fluge in voller Farbenpracht zur Geltung kam.

finde. Als halte er Ausschau auf das alte Grab des ol 'loiboni, des einstigen „Säuberers“ der Masai, liegt er hier wohl schon lange. Die leeren Augenhöhlen starren auf das alte Grab . . .

Aber nicht untertan dem Sauber des Todes, der hier allnächtlich raunen mag, muß dies Symbol der Vergänglichkeit wiederum der Erzeugung neuen Lebens Schutz und Schirm bieten. -- Als meine Hand den morschen Schädel erfährt, entflieht seinem Innern eine Familie von Mäusen, die ihr Heim in diesem knöchernen Palaste aufgeschlagen, ein Nest in ihm erbaut hatten . . .

Als hätten die unter den Steinhügeln vielleicht durch Jahrhunderte ruhenden Masai ihre Viehherden für mich hinterlassen, so umgibt, umwogt und umwallt mich jetzt wieder eine Fülle von Erscheinungen aus der Tierwelt, in der Nähe sich deutlich vom Boden der Steppe abzeichnend, in der Ferne aber im flimmernden Lichte ins Ungewisse sich verlierend, ruhend, laufend, entweichend und immer fort in Fluß und Bewegung sich befindend. Wie dies flutende Leben in all seiner Schönheit räumlicher und zeitlicher Erscheinung absticht von der starren, öden vulkanischen Landschaft!

In diesem Augenblick verstärkt sich der Eindruck riesiger gehüteter Viehherden noch mehr durch einige plötzlich zwischen den vulkanischen Geröllen aufstiebende, dann sich über die Steppe verlierende gefleckte Hyänen, denen die Rolle von Schäferhunden hier zugefallen zu sein scheint . . .

Aber, wo ist denn der Hirt aller dieser Herden?

Und im selben Augenblick wird mir Antwort auf meine Frage. Unten, am Gestade des Sees, sehe ich in der Entfernung kleine Rauchwölkchen aufsteigen. Jedoch, so schnell die Suggestion dort wachender Hirten entstanden, wird sie auch schon durch einen schwachen Knall, gefolgt von einzelnen schnell verwehenden Pulverwölkchen verschleudert — es müssen Schüsse sein, die dort abgegeben werden . . . Sie stören indes die mich umgebenden Wildmassen nicht. Noch ist der Knall kaum wahrnehmbar, die Wölkchen dem Auge kaum erkennbar. Ich muß wissen, wer dort den Frieden stört; es ist wohl eine zum Viktoria-Njanza ziehende Karawane. Wir befinden uns ja auf der neuen „Straße“ zum See, einer Straße, die freilich vorläufig noch nicht sichtbar ist, bald indes von eisernen Schienenwegen gekennzeichnet sein wird . . .

Die Wölkchen erscheinen in merkwürdig regelmäßigen Intervallen, um ebenso schnell wiederum zu verwehen. Ich vermag mir das nicht zu erklären. Mit Spannung beobachte ich eine ganze Weile diesen Vorgang, dabei stets auf die merkwürdige Erscheinung zuwendend. Mein



Glas gibt mir endlich Kunde, daß ich es mit einem sich von Zeit zu Zeit auf die Knie niederlassenden und in dieser Stellung feuernden Schützen zu tun habe.

Aber was, in aller Welt, will denn dieser Mann?

Immer näher kommend, bin ich aufs äußerste erstaunt, daß er sich in seinem Beginnen nicht im geringsten stören läßt. Jetzt pfeifen seine Kugeln in unheimlicher Nähe! Ich schieße in die Luft, einmal, zweimal . . . Jetzt wird er aufmerksam, und ich gewahre gleichzeitig eine Anzahl dunkler Punkte in der Nähe des Schützen. Es scheinen seine Begleiter zu sein, Schwarze, gleich ihrem Herrn auf den Boden niedergekauert.

Aber da im Hintergrunde erscheinen ja noch eine große Anzahl solcher Punkte — also eine größere Karawane. —

Wir nähern uns auf deutliche Seh-, dann auf Rufweite, und endlich finde ich in dem Schützen einen zum See reisenden Händler, der gefolgt von einer vielköpfigen Trägerkarawane, sich hier alle erdenkliche Mühe gibt, Wild zu erlegen. Aber das scheint ihm vor der Hand, trotz aller bereits auf seinem dreimonatigen Marsche von der Küste hierher „überstandenen“ interessanten Jagdabenteuer eine unlösbare Aufgabe zu sein. Eine einzige Zwerggazelle hat er mit einem Tellerschuß zu Boden gestreckt . . .

Nach einem „shakehand“ drückt er mir sein Bedauern aus, daß er so schlecht schießende Büchsen besitze. Dieses System taue in der Tat absolut nichts und sei doch eigentlich auf Wild ganz unbrauchbar!

Groß ist sein Erstaunen, als ich auf meiner Ansicht beharre, daß die Kriege der Zukunft doch wohl mit einer solchen oder ähnlichen Waffe entschieden werden würden, und noch größer wird es, als er bald darauf sieht, daß ich dieselbe Waffe mit Erfolg vor seinen Augen handhabe. Daß dies kein Zufall, wird ihm dann auch von meinen Leuten bestätigt, nicht ohne eine gewisse Schadenfreude.

Unsere flüchtige Bekanntschaft löst sich ohne viel Bedauern in wenigen Minuten. Es ist dies der erste „neue“ Europäer, den ich seit langer Zeit treffe, aber ich habe für diese Sorte von Schützen nicht allzuviel Sympathien. Mein neuer Bekannter verschwindet denn auch, eifrig weiter knallend, in der Ferne, angespornt durch meinen Bericht, die heutige Lager- und Wasserstelle sei recht weit entfernt und das Seegeästade scheine mir fiebergefährlich . . .

Das war freilich eine merkwürdige Art von Schäfer dieser Wildherden, ich fürchte, eine Art, die dem Wolf, oder sagen wir lieber in diesem Falle zoogeographisch richtiger ausgedrückt, dem Leoparden im Schäferpelz verzweifelt ähnlich sah. —

Wiederum war ich allein. Mein Störenfried hatte es vorläufig noch nicht vermocht, die Wildmengen zu verscheuchen. Ich staunte wieder und wieder ob dieses unendlichen Reichtums und beschloß, da meine Kräftigung so auffallend schnelle Fortschritte gemacht hatte, hier einige Tage zu rasten.

Zwar galt es, sich unter den primitivsten Umständen zu behelfen, denn ich besaß eine Anzahl der notwendigsten Lebensmittel und Zutaten nur noch in verschwindender Menge oder gar nichts mehr. Angesichts eines solchen Tierdorados war die Entscheidung jedoch nicht schwer.

Diese Rasttage werde ich nicht leicht vergessen. —

Das Seeplateau der vulkanischen Seen, des Naiwasha-, Elmenteita- und Nakurosees, in einer ungefähren Meereshöhe von 1800 Metern, bietet dem Beschauer alle die spröden, herben und fremdartigen Reize des so eigenartigen Masaihochlandes.

Etwa zehn Jahre sind seit jenen Tagen verflossen und alles ist anders geworden. Bis zu jenen Tagen hatten nur die Eingeborenen in jenen Gegenden gehaust; wenigen Europäern nur war es vergönnt gewesen, in diese Einöden zu gelangen. Heute aber verbindet ein eiserner Schienenstrang den Indischen Ozean mit dem zentralafrikanischen Seenbecken, gellende Lokomotivsignale ertönen in der äquatorialen Wildnis. Verschwunden sind, soweit der Einfluß der Eisenbahn reicht, die Masai, die ich damals noch kennen lernte. Ähnlich den Indianern Nordamerikas hat man ihnen Reservationen angewiesen.

Mein früherer Reisegefährte Alfred Kaiser beschreibt nicht ohne eine gewisse Wehmut, wie er sie, bereits von europäischen Einflüssen erheblich und keineswegs zu ihrem Vorteil umgemodelt, vor kurzem dort wieder sah. Das war kein freudiges Wiedersehen. Statt des schönen Masaiidioms englische Brocken radebrechend, wiesen sie die vor zehn Jahren aufs lebhafteste begehrten Tauschartikel verächtlich zurück und heischten gemünztes Gold. Sie trugen ihren eigenartigen Schmuck nicht mehr, sondern waren mit europäischem abgelegten Zeug bekleidet, kurz, sie waren bar aller jener wilden und ursprünglichen Schönheit, die sie damals noch auszeichnete.

Ein hartes Schicksal, wenn ein urwüchsiges Naturvolk urplötzlich in Berührung mit einer hochgespannten Kultur gerät!<sup>1</sup> Man denke

---

<sup>1</sup> Noch im Jahre 1859 bedrohten die Masaikrieger sogar die Küstenplätze zwischen Tanga und Mombassa! Noch in den achtziger Jahren mußten die Reisenden Thomson und Fischer sich ihren Forderungen vollkommen fügen. Aus jener Blütezeit der Masai stammt ihre Ansicht, daß, wo auch Bantuneger im Besitze von Vieh sind, dies den Masai gestohlen ist, denn: „Gott gab uns in früheren Tagen alles Vieh auf der ganzen Erde.“

sich unsere germanischen Vorfahren urplötzlich zusammenstoßend mit der hochentwickelten Technik unserer Zeit, und man wird leichter begreifen, welch trauriges Bild ein so schnell zivilisierter „Wilder“ gewährt.



Alfred Kaiser, einer der genauesten Kenner Arabiens — mit seinem arabischen Namen „Meian“ —, der mit mir in Afrika viele Stunden Freud und Leid geteilt hat ... 1896 von einem Nashorn, auf das er nicht einmal geschossen hatte, zweimal hoch in die Luft geschleudert und sehr erheblich verwundet, kam er, fast wie durch ein Wunder, mit dem Leben davon.

Wie der damalige Herr des Landes seiner Rechte enteignet wurde, so teilt dasselbe Schicksal jetzt mehr oder minder die herrliche Tierwelt, die jener Öde ihren wundervollen Reiz verlieh.

Aber damals — vor zehn Jahren! Ich war dem Leben von neuem wiedergegeben nach harter Drangsal, und alles, was ich in so



reicher Fülle schauen durfte, redete mit besonders eindrucksvoller Sprache zu mir, einer Sprache, die mir von nachhaltigstem Reize erschien. —

Und wie laut mag diese Sprache erst in vergangenen Zeiten erklungen sein!!

So möge ein Bild des Tierlebens am Seegestade früherer Tage hier versucht werden — neben der von mir bereits entworfenen Skizze des Lebens und Treibens der Wildherden in der Steppe, wie ich sie noch sah . . .

Aus der Fülle der vielen, mit starkem Zauber auf mich einwirkenden Erinnerungen jener Tage taucht eine einzige, höchst eigenartige in mir auf: „Elelescho“!

Was ist „Elelescho“, wird der Leser voller Erstaunen fragen . . .

„Elelescho“<sup>1</sup> ist eine Charakterpflanze, richtiger vielleicht, ein Charakterstrauch, der der Flora im eigentlichen Herzen des Masai-gebietes vielfach seinen Stempel aufdrückt. Höhenzüge, mit silberblättrigem Elelescho bestanden, würziger Eleleschoduft, nach Elelescho riechendes Wasser am Lagerplatz — folgerichtig auch nach Elelescho schmeckender Tee, Kaffee, Kakao — das ist eine fest im Gedächtnis haftende Erinnerung an diese Heimat der Wildrudel und der Masai, jener untergehenden Nomaden, die dem Strauche den schönen Namen schenkten . . .

Vielleicht ist es nicht zuletzt der Wohlklang des Namens, der uns in der Erinnerung mit dem Strauche ausöhnt. Denn dieser selbst wirkt auf die Dauer eintönig, unsere Sinne nur wenig erfreuend, dafür um so stärker und eigenartiger. Aber seltsam, seine Eigenart verknüpft unsere Vorstellungen rückwirkend durch starke Bande mit den damaligen Erlebnissen, und der Klang seines Namens ruft schöne Erinnerungen — und in der Phantasie verschönte — wach. Ähnlich wie es dem Menschen nicht gegeben ist, sich intensiver, körperlicher Schmerzen genau zu entsinnen, so streicht auch die zurückblickende Phantasie wohlthuenderweise vieles Harte und wenig Erfreuliche aus, das wir einst erlebten. So ist denn in der Erinnerung dieser seltsame Baumstrauch mit den silbergrauen und würzig stark duftenden Blättern geeignet, wie kaum etwas anderes, Heimweh, Heimweh nach der Wildnis in dem Gemüte des Wanderers wachzurufen, des Wanderers, der durch so viel Schönes und Schweres mit jener Steppe innerlich verknüpft ist. Wenig nur ist uns damit gedient, zu erfahren, daß der Botaniker unseren Strauch als Komposite kennt und *Tarchonanthus campho-*

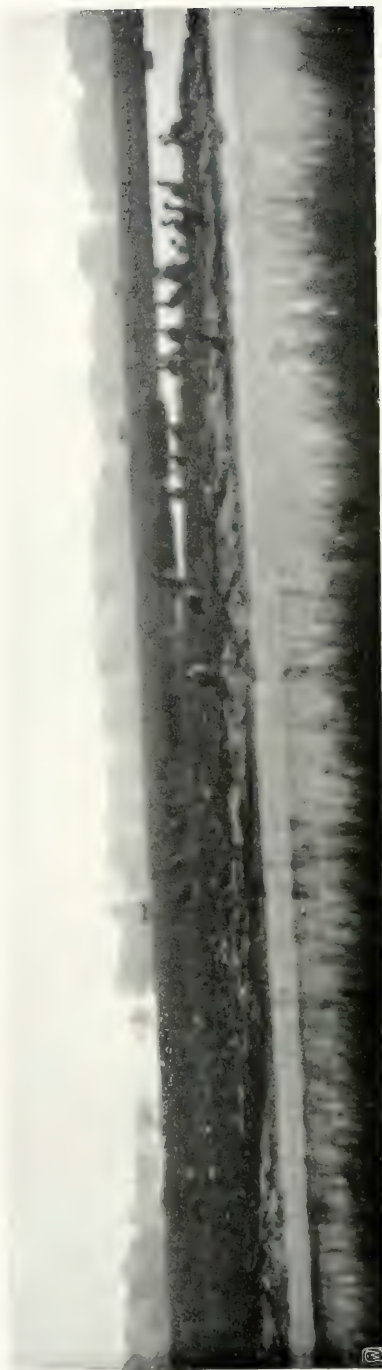
---

<sup>1</sup> Der Singular des Wortes lautet nach Hollis: o —'l —leleshwa.





Neugierig äugten die Haus zu mir herüber, im Hintergrunde bemerkte ich einige der — viel selteneren — Ruhandilopen.



C. G. Schützings Phot.  
Die flachen Ufer des Matrontees waren von zahlreichen Wilgänien belebt, während im Hintergrunde eine Anzahl Jweragagellen sichtbar waren.  
K. Fiedlanders Fotogr. Leipzig 1906.







ratus L. bezeichnet . . . Auch in anderen Teilen Afrikas findet er sich, und Friis berichtet schon 1863, daß er ihn im damals noch wilden Griqualande unter dem Namen „Mohatla“ fand. Es ist bedauerlich, daß nicht sein wohlklingender Masainame der Nachwelt erhalten bleibt, und ich möchte das meinige tun, um „Elelescho“ vor dieser Vergessenheit zu bewahren . . .

Man muß dieses Wort in wohlklingender Aussprache aus dem Munde eines der schönen, stolzen, schlanken Masaikrieger gelernt haben, um zu begreifen, daß zu all den unendlich komplizierten Stimmungseindrücken in fernen Landen oft anscheinend nebensächliche Dinge beitragen können, Dinge, die zum Aufbau jener Stimmungswerte dennoch von großer Bedeutung sind . . .

In der Region des Elelescho aber herrscht dieser Strauchbaum etwa in der Art, wie in unserem Vaterlande Eiche, Buche und Föhre oder etwa Wachholder, Heidekraut und Ginster der Landschaft ihren Charakter ausdrücken. Größer aber und mächtiger in seiner Wirkung auf das Gemüt wirkt unsere Pflanze, weil sie in jenen Einöden so vorherrschend auftritt, daß mit dem Begriff des Elelescho eben eine ganz bestimmte Vorstellung landschaftlichen Charakters in denen ausgelöst werden muß, die jene fernen Regionen lange Zeit bereist haben. Der starke Duft der Eleleschopflanze veranlaßte die Masai, die Blätter des Strauches ihres Wohlgeruches halber als Ohrschmuck zu tragen. Er gehört also zu den Baumsträuchern, die ihres Duftes wegen von den Kriegern und Mädchen als Schmuck verwandt werden: *Il-käk ooitaa 'I muran oo 'n — doine 'I — oröpili*. So treten uns mit Elelescholaub, Eleleschozweigen geschmückte Masaimädchen und Masaikrieger vor Augen, mitleidig von dem Karawanenführer belächelt, der freilich im Gegensatz zu den Masai sehr gering von unserem Strauche denkt. Naiv ist das Verhältnis der Eingeborenen zur Natur; nur das Nächstliegende, Zweckmäßige kommt für sie in Betracht, und Elelescho ruft jedenfalls bei meinen schwarzen Begleitern nur die Erinnerung an öde, dürftige Steppengegenden wach, Gegenden, in denen sie oft Hunger leiden und manches Ungemach erdulden mußten. Anders aber wirkte die Region des Elelescho auf mein Gemüt. Ist mir doch dieser Strauch in der Erinnerung symbolisch verknüpft mit dem Untertauchen in menschenleeren Einöden, mit dem Sichloslösen vom Getriebe der Kultur, der modernen Menschheit und all ihrem Hasten und Drängen . . .

Wir wollen uns nun dem Eleleschozauber einmal bewußt und voll hingeben, dem Zauber des Eleleschostrauches, der auch im Kaplande Südafrikas die Signatur der einst von Hunderttausenden von Wildrudeln belebten, heute so einsamen Ebenen war. —





C. G. Schilling's photo.

R. Forskander's photo. Leipzig 1906.

Die Küstenteute pflegen zahlreiche Lagerplätze nach den in ihrer Nähe häufigen Bäumen zu benennen. So bedeutet „Mikuit“ bei den Mikuitbäumen (Salvadora persica), „Mikuit“ bei den Mikuitbäumen (Acacia robusta). In der Nähe des großen Mikuitbäumchen (Acacia robusta) früher sein Nest gebaut einen Lagerplatz „Mikuit in Mikuit“, Haus des Schattenvogels, weil dort ein Schattenvogel (Scopus umbretta Gm.) früher sein Nest gebaut hatte. Ich pflegte den gebräuchlichen Lagerplätze weit aus dem Weg zu gehen, meine namenlosen Lagerplätze mitten in der Steppe waren oft von großer landschaftlicher Schönheit.



*C. G. Schilling 1904.*  
 Kolliden mit Formengängen vom Dittellauke des Bergbau-Kolliden über dem Eingang dieser eingeschlossenen Dittellauke (Kolliden) an  
 Bergbau und Bergbau "Kolliden" an.

Eine wunderbare Nacht war hereingebrochen . . .

Der Mond — in wenigen Tagen mußte es Vollmond werden — warf seine Strahlen in glitzernder Pracht über den Nakurosee.

Das kleine Lager war bald in Schweigen gehüllt, die ermüdeten Träger in tiefen und wohlverdienten Schlaf versunken. Nur die Schildwache lauscht in die Ferne hinaus. Erst wenige Tage ist es her, daß uns, wie schon erwähnt, die aufständischen bergbewohnenden Wakamassia gefährdeten, und nächtliche Vorsicht ist noch nicht vergessen . . . Gespenstig weben die Mondstrahlen über den See. Nachtschwalben raunen ihr Lied ringsumher dicht am Lager, seltsame Rufe und Laute aus den Kehlen der Wasservögel erschallen vom Seegestade — in nicht zu weiter Ferne läßt sich das Schnaufen der Flußpferde vernehmen; Schakale und gefleckte Hyänen umkreisen das Lager, sich durch ihre Stimmen verratend. Das Geheul dieser und die klagende Stimme jener mischt sich zu einem seltsamen Konzert mit der tiefen Bassstimme eines Flußpferdbullen. Die mächtige Stimme dieser Riesen der Gewässer kann an Gewalt hier in der Wildnis kaum übertroffen werden. Unsere Dickhäuter scheinen wenig empfindlich für natronhaltiges Wasser zu sein, denn für Menschen erwies sich das Wasser des Sees, an meiner Lagerstelle wenigstens, völlig ungenießbar; unser Trinkwasser wurde einem kleinen Sumpf am Seegestade entnommen.

Eine eigentümliche Stimmung ergreift mich. Unter der Fülle der stetig wechselnden neuen Eindrücke des letzten Jahres ist die Empfangsfreundigkeit, die Eindrucksfähigkeit eine gewissermaßen geschulte und hochgesteigerte geworden. Wie schnell sich das Zifferblatt an der Lebensuhr dreht! Vor kurzem noch auf Tod und Leben mit der türkischen Sieberinfektion ringend, jetzt schon wieder wohl an dreitausend Fuß höher atmend als an der Stelle meines Krankenlagers nicht weit vom Viktoria-Njanza; wiederum in einer Gegend, die in ihrer großen Öde, der Starrheit ihres vulkanischen Charakters, aufs lebhafteste mit der Fülle hochentwickelten organischen Lebens kontrastiert und eigenartig überwältigend wirkt!

Gibt es überhaupt ein Europa? Ist es möglich, daß es fernab von all dieser feierlichen Einsamkeit eine konzentrierte Kultur gibt, daß Millionen von Menschen alles ummodelln, dem Rücken der Erde nach ihren Wünschen und Wollen einen so ganz anderen Stempel aufdrücken, mit gierigen Armen sogar hier die Einöde zu sich heranziehen wollen und werden?

Aber ich bin ja selbst ein Mitglied dieser hastenden und drängenden Welt! Wie seltsam, daß ich diesen wilden Zauber so sehr ge-



nießen kann! Und wie schnell sich doch des Menschen Wünsche ändern können! — Vor kurzem hatte ich in langen einsamen Siebernächten eine Sorge nur: daß nämlich mein Herz — und nur dieses, nicht in fremder Erde begraben, vielmehr ins Vaterland gebracht werden möge.

Und heute schon wieder, wenige Wochen nach der Genesung, wie anders erschien mir das vom Schicksal zu Erhoffende, um wie vieles komplizierter, wie viel schwieriger auch zu erfüllen!

Ich gebe mich ganz dem Zauber dieser Einöden, der nächtlichen Stimmung hin. Den müßte ein Meister der Töne in eine Nachtsymphonie zaubern können, in die ergreifendsten Töne bannen, diesen Zauber, der am weltfernen Nakurosee sein Wesen trieb, damals noch, bevor die Europäer ihn erschlagen haben! Denn ich weiß es, heute ist er nicht mehr vorhanden; heute ist der See ein See, wie alle anderen Seen, und er hört den Pfiff der Eisenbahn, die keinen Elefschozauber dulden kann und darf.

Aber damals, im Jahre 1897, habe ich diesen Zauber noch erleben dürfen!

In jener Nacht muß er besonders stark gewesen sein. Es war mir, als stände ich unter einem Bann, als sei ich in weite Ferne gerückt. Es zog in meinem Geist vieles vorüber, was der See in ferner Vergangenheit erlebt hatte . . . Um mich wogte und bebte das Gelände, gewaltige geotektonische Kräfte trieben ihr Spiel; ich sah vor meinen Augen, was sich hier in der Urzeit ereignet, wie die vulkanischen Gewalten in unermesslicher, unheimlicher Furchtbarkeit ringsumher das Gelände aufgebaut und gestaltet hatten, alles Lebendige vernichtend und doch die Vorbedingungen schaffend zu der heiß pulsierenden Lebenswelle späterer Zeit. Wunderliche, gewaltige, längst wieder ausgestorbene Erscheinungen aus dem Tierreich vergangener Tage sah ich im Geiste an mir vorüberziehen. — Da — plötzlich schreckte ich zusammen! Was war das?

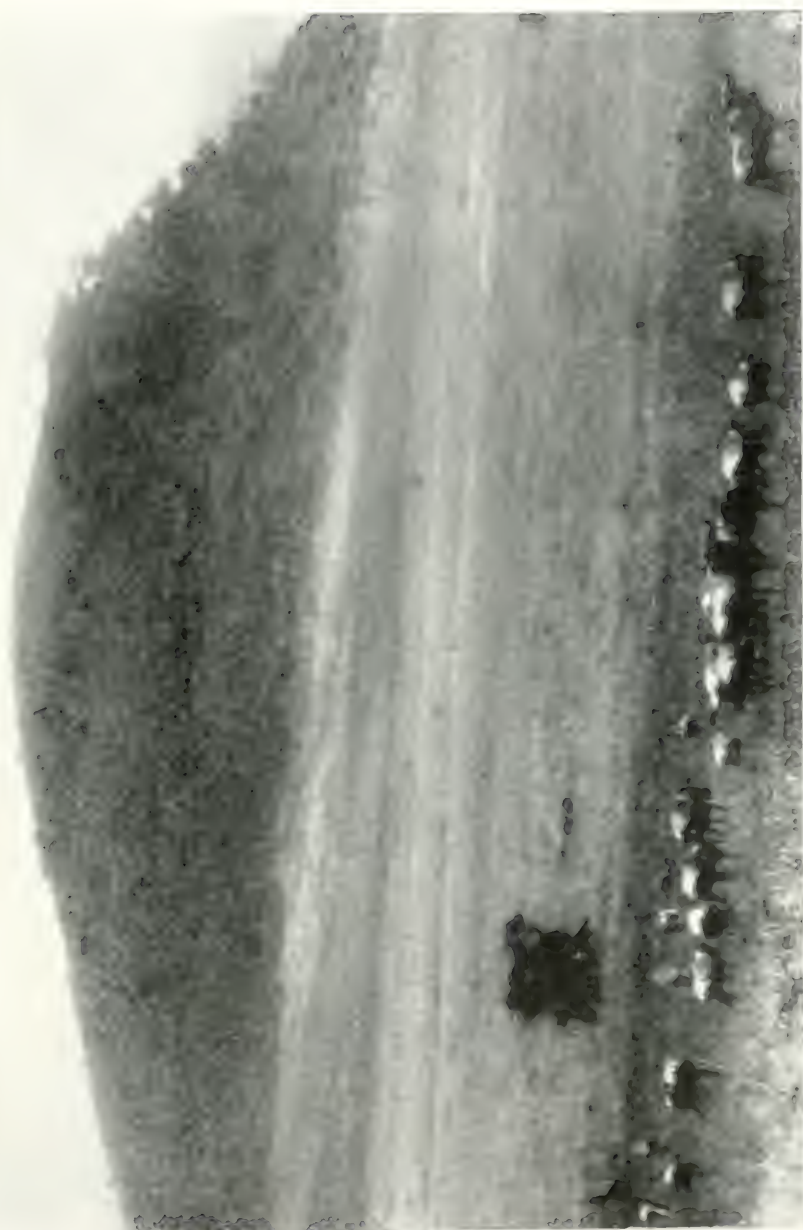
Ein schmetternder Drommetenton erklingt in mein Ohr! Das konnten nur Elefanten sein! Aber war es denn möglich! Konnte es denn wirklich solche Herden von riesigen und uralten Elefanten geben, wie sie dort zum See an die Tränke kamen, sich im Uferschlamm wälzten und offenbar gute Bruderschaft mit den Flußpferden hielten, sogar keine Furcht vor ihnen zu haben schienen! Was ich am Tage beobachtet hatte, Freundschaft zwischen den verschiedenen Antilopenarten und den Tigerpferden, hier sah ich es wiederum — die Elefanten und Flußpferde trieben in nächster Nähe ihr Wesen, um- und durcheinander, ohne Furcht und Besorgnis. Der uralte Leitelefant dort, ein Weibchen von ganz ungeahnter Größe, führte ruhig und gemächlich eine



43. Die Strandläufer.

Die tiefen Gienantitopen wurden aufmerksam, rotteten sich nach ihrer Gewohnheit zusammen und wurden erst dann flüchtig . . .

K. Puffins, Finken, Lärchen.



Ein Hübel *Melchiorignus*, im Hintergrunde einer der typischen Hügel der *Wasssteppe*. Diese *Wasssteppe* kann als außerordentlich typisch für den Charakter der *Wasssteppe* gelten.

Dr. Engelmanns Hügel, Leipzig 1900

Dr. Engelmanns Hügel



Herde zur Tränke, mehrere Hundert Stück an Zahl! Zahlreiche junge Elefanten befinden sich in Gesellschaft ihrer Mütter; auch ganz kleine, nur wenige Wochen alte, spielten mit ihren Gefährten oder ahmten verständig das Treiben der Alten im Wasser nach, wobei die alten Tiere es sorgfältig zu vermeiden wissen, die jungen zarten Geschöpfe zu beschädigen. Aber so etwas war ja ganz unmöglich! Die ältesten unter den gewerbsmäßigen schwarzen Elefantenjägern hatten mir doch versichert, daß so große Herden nicht angetroffen würden! Und wenn ich genau hinsah im Schimmer des Mondlichts, welch eine große Menge von Flußpferden trieb denn dort vor mir ihr Wesen? Jetzt stiegen sie unbekümmert um die Elefanten, die sich ruhig weiter im schlammigen Wasser badeten, ans Land und weideten, wie Kühe, am Ufer mitten unter einem Teil der Elefanten. Genau das Verhältnis, wie ich es zwischen den Zwerggazellen und Zebras am Tage beobachtet hatte. — Aber träumte ich vielleicht? Eine solche Menge riesiger Geschöpfe hier dicht an meinem Lagerplatz, das konnte ja gar nicht mit rechten Dingen zugehen!

Und jetzt gewahrte ich sogar eine zweite ebenfalls nach Hunderten zählende Elefantenherde sich den Wassern nähern! In einer geraden Linie stiegen da noch riesigere Kolosse zum Seegestade hinab, wie ich jetzt deutlich gewahrte, ausnahmslos Bullen mit gewaltigen Stoßzähnen, darunter einige ganz riesige, offenbar uralte Zahnträger mit weithin im Mondlicht glitzerndem, vielhundertpfündigem Elfenbein . . .

Mit eigentümlichen, schwer zu beschreibenden Lauten begrüßen sich die beiden Herden, dann beginnen auch die Neuangekommenen mit ihrem Baden und Trinken.

Besonders fesseln meine Aufmerksamkeit einige abseits der übrigen sich haltende, im Mondschein deutlich sichtbare Elefanten, die paarweise zusammenstehend sich mit den Rüsseln liebkoosen, während die gewaltigen, dem afrikanischen Elefanten einen so imposanten Schmuck verleihenden Ohren, weit auseinander gespreizt, die ohnehin so riesigen Köpfe noch größer erscheinen lassen.

Mein Staunen wächst! Zahlreiche Giraffenrudel ziehen vielhundertköpfig zum See hinab, gar nicht fern von den Elefanten und ohne jede Scheu.

Und jetzt wiederum ein neues Bild! Nicht weit von all dem Getriebe eine unermessliche Büffelherde! Die gewaltigen, trotzig bewehrten Köpfe neugierig zu der schon versammelten Gesellschaft gewendet, nähern auch sie sich dem erquickenden Bade. Ihre Zahl wächst auf viele Hunderte an und scheint fast unerschöpflich. Ein Bild von ganz unbeschreiblicher Pracht, an die alten Schilderungen der ersten Ein-

dringlinge in die Steppengelände des Kaplandes erinnernd, sie aber weit übertreffend . . .

Das waren ja Mengen von Elefanten, Giraffen, Büffeln, Flußpferden und Zebras neben einer Unmenge von anderen Bewohnern der Steppe, wie ich sie nie für möglich gehalten!

Wie reimte sich denn das alles zusammen mit den über die Seltenheit des Elefanten gemachten Berichten? Mit dem Aussterben der Büffel durch die Rinderpest? Mit meinen Erfahrungen? Hatten doch die ältesten meiner Gewährsmänner mir erzählt, daß in dieser Gegend der Elefant nur spärlich, der Büffel aber kaum mehr vorkomme!

Plötzlich war mit rätselhafter Schnelle die Nacht vergangen und der Morgen hereingebrochen. Ich halte Umschau nach den Fährten der riesigen nächtlichen Gäste und siehe da! Ich habe mich nicht getäuscht! Deutlich sind die gigantischen Spuren in den Schlamm eingeprägt — der Boden wie aufgepflügt und da, in nicht zu weiter Entfernung vom See stehen wahrhaftig Hunderte gewaltige Elefanten in der Nähe einiger ol - girigiri-Akazien mitten in der Steppe! Als ich sie recht ins Auge fassen will, werden sie plötzlich unruhig, setzen sich in ihrer bekannten geräuschlosen Art in eine überaus fördernde Bewegung und sind bald über die nächsten Höhenzüge hinweg verschwunden. —

Rings um mich her erblicke ich noch viele Rudel von Zebras, Kuhantilopen und Wild aller Art, riesigere als am Tage vorher. Das dumpfe Brüllen der wilden Büffel dringt an mein Ohr, langhalsige turmhohe Giraffen werden im Akazienwalde vor mir sichtbar. Das Schnaufen zahlloser Flußpferde aber ist vom See her vernehmbar. Einige dieser plumpen Gesellen sonnen sich am Gestade; in ihrer unmittelbaren Nähe grasen mehrere Nashörner friedlich inmitten ihrer ungeschlachteten Vettern . . .

Ich bin überrascht, dort im Gestrüpp gleichzeitig ein Rudel Löwen verschwinden zu sehen, die das Wasser aufgesucht hatten. So nahe waren sie mir, daß ich aufs deutlichste an ihren Körperformen sehen konnte, daß sie von einem reichlichen Mahle heimkehrten.

Das Benehmen meiner Leute ist mir rätselhaft. Ich vermag sie auch nicht zu befragen, warum ihnen das unerwartete Schauspiel nicht mehr Eindruck macht, denn meine Aufmerksamkeit wird plötzlich durch das Erscheinen einer vielköpfigen Trägerkarawane in Anspruch genommen, die wie aus dem Boden gestampft vor meinen Augen auftaucht. Leben und Bewegung kommt in die Wildrudel, und schwerfällig, trozig oder leichtfüßig furchtjam, je nach ihrer Eigenart, bringen sich alle dieser wundervollen Geschöpfe vor den Nahenden in Sicherheit.

Ein stämmiger Schwarzer schreitet an der Spitze der Karawane. Er trägt eine weiße, über und über mit Sprüchen aus dem Koran beschriebene Fahne. Hunderte von Trägern treffen allmählich ein; jeder trägt eine fast neunzigpfündige Last, außerdem aber Kochgerät und Schlafmatte, Gewehr und Pulverhorn. Bärtige ernste Araber schreiten zwischen den Trägern in gemessenen Abständen. Zwei von Bewaffneten umgebene stattliche Gestalten, offenbar Anführer, sind auf eingeborenen Eseln beritten, während eine größere Herde mit Elfenbein beladener Lastesel den Nachtrab bildet. Mit großer Schnelligkeit wird von der vielköpfigen Gesellschaft das Lager aufgeschlagen, und jetzt bemerke ich, daß auch Hunderte der Träger schwer mit Elfenbein beladen sind. Also eine arabische Elfenbeinhandelskarawane!

Nach der üblichen Begrüßung „Sabal Kher“ „Gott segne dich“ und „Salaam Aleikum“ erkundigt man sich in der Sprache der Swahili mit „Habari ghani?“ nach Neuigkeiten. — Nun vernehme ich, daß die Reisegesellschaft schon vor zwei Jahren von Pangani an der Küste aufgebrochen war, um im Masailand Elfenbein zu erhandeln. Ich bin erstaunt, zu hören, daß die Araber behaupten, sie seien als eine der ersten derartigen Karawanen soweit ins unwirtliche und gefährliche Masailand vorgedrungen. Ihre Reise habe sich begreiflicherweise verzögert, da sie manche Kämpfe mit den „Waschenzi“, den Eingeborenen, in den von ihnen durchzogenen Landschaften hätten auskämpfen müssen. „Aber Allah war mit uns und die Ungläubigen haben den kürzeren ziehen müssen! Allah ist groß und Mohammed sein Prophet!“

Ein geschäftiges Treiben begann: Im Handumdrehen war das Lager dornenverschänzt und gesichert.

Und nun erlebte ich alles, was sich in den weiten Masailändern so ungezählte Mal zugetragen hat: Bewaffnete Abteilungen der Karawane unternahmen Streifzüge bis in entfernte Gegenden. Die scheuen Wandorobo, jenes eigentümliche Zweigvolk der Masai, brachten Elfenbein um Elfenbein zum Lager, um es an die Händler nach langem, zähem Feilschen zu verschachern. Merkwürdig war es, wie geschickt die Karawanenleute mit den scheuen Wilden zu verkehren, ihr Vertrauen zu erringen wußten.<sup>1</sup> Dies Vertrauen wurde zwar im Handel und Wandel nicht zum Vorteil der Eingeborenen ausgenutzt. Aber

<sup>1</sup> Schon John Hanning Speke, einer der Entdecker des Viktoria-Njanza, berichtet, daß die Araber es verstünden, ihre Sklaven gut zu behandeln, wie Haustiere zu zähmen und sogar mit Geschäften betraut weit aus dem Machtbereich ihrer Herrn in fremde Länder zu senden, ohne daß die Sklaven danach trachteten, ihrem Herrn zu entlaufen.





6. G. Schäfers (1907).

8. F. Schäfers (1907).

höchst euerartig und gewisse Tänze der Gaiat, bei denen es den jungen Streikern, den „Eimotat“ heißt, sich in der abgebildeten Stellung möglichst hoch vom Boden in die Luft zu schmeißen. Sie applaudieren laut die methodische „Geräusch“ der Streiker, während die vollkommen fast gebliebenen Mädchen gleichzeitig unter Gesängen einen „Bannzauber“ vollziehen.

durch die Form und die Art, wie die Händler es verstanden, die Eingeborenen zu behandeln, sahen sich diese befriedigt, und das war die Hauptsache.

Welche Geduld aber gehörte auch zu solchem Handel! Ein Weißer hätte eine solch orientalische Geduld wohl niemals entwickeln können. Immer und immer wieder wurde um einen Zahn hin und her gehandelt, bis er endlich, oft nach tagelangem Feilschen in den Besitz der Karawane überging. Die Taktik der Eingeborenen bestand in allen Fällen darin, den Zahn erst zu allerlezt nach vielen Formalitäten in das Lager zu schaffen. Vorher hatten sie ihn auf das genaueste geschildert, und dann hatten ihn Abgesandte der Karawane besichtigen müssen, oft viele Tagereisen fern vom Lager.

Täglich erschien eine große Anzahl von Mafaikriegern im Lager. Die Angehörigen zahlreicher Krale und Besitzer großer Viehherden lagerten nicht weit vom See. Namentlich zur Nachtzeit gab es da nicht selten Geplänkel. Die jungen Krieger, die Elmoran, versuchten Diebstähle und wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Dies aber störte die Eintracht im ganzen kaum. „Es ist ihre Testuri“ (Sitte), meinten die erfahrenen fatalistischen Küstenleute und nahmen es als unvermeidlich in den Kauf! Aber auch festliche Veranstaltungen gab es da: Tänze und Reigen. In stillen Mondnächten schallte der eigenartige Sang in hohem Diskant weit in die Steppe hinaus, sich an den Felsbügeln brechend, und Jubel und Freude herrschte unter den jungen Kriegern, den Mädchen und Frauen.

Tagüber aber entfaltete sich all das geschäftige Treiben, all die bukolische Poesie weidender Rinderherden und ihrer speerbewaffneten Hirten. Da gab es vielerlei zu tun, und in allem und jedem zeigten sich die Masaifrauen und Mädchen wie die Männer als vorzügliche Hirten und Pfleger ihrer Herden.

In der Nähe aber der Mafaikrale mischte sich das Wild der Steppe mit dem zahmen Vieh der Masai, wohlbewußt, daß das Mafai Volk der Jagd in keiner Weise huldigte. Nur den Nachstellungen der Wandorobo war das Wild ausgesetzt. Diese aber benahmen sich in der Nähe ihrer Oberherren, der Masai, seltsam schüchtern und suchten weitab gelegene Jagdgründe auf, so daß das Bild des friedlich durcheinandergrasenden Tierlebens, so des wilden, wie des zahmen, kaum durch Jäger gestört wurde.

Auch die jüngeren Krieger der Masai, die Elmoran, fingen nun an, sich der Erbeutung von Elfenbein zu widmen. Mit hohem Mut und oftmals nicht geringer Geschicklichkeit erlegten sie eine große Anzahl Elefanten, verlockt durch den hohen Preis, den die Karawanen







Telebilder aus dem Leben einer ostafrikanischen Antilope . . . Die trügnigen Gestalten eines Rudels Weißbartgnus wurden sichtbar.  
Nach längerer Pirsch auf allen Vieren richtete ich mich auf — eine Aufnahme gelang —



C. G. Schilling, phot.

dann zog das Rudel weiter in die offene Boga hinaus, —



nun begannen die Viehtiere mit den Schwänzen zu wedeln und setzten sich in Galopp. . . .



*C. G. Schilling, phot.*

*R. Voelckers, phot., Leipzig 1906.*

um endlich in voller Flucht das Weite zu suchen. Das Weißbartqu der Malaihochländer hat, aus der Ferne erblickt, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kafferbüffel, und ist, in seiner heimatischen Steppe beobachtet, von wilder, kraftvoller, wundervoller Schönheit.





ihnen boten. Sorgfältig hielten auch sie die schönen Stoßzähne versteckt, eingegraben in der Erde bis zum Augenblick des erfolgreich abgeschlossenen Handels. Die eingegrabenen Schätze waren unschwer zu verbergen: an der Stelle, wo die Zähne eingescharrt waren, wurde die Steppe weithin abgebrannt, und kein Auge hätte jemals irgend ein Anzeichen des vergrabenen Schatzes zu entdecken vermocht.

Die Elmoran wandten sogar eine sonst nur in anderen Teilen Afrikas gebräuchliche Jagdart an, die nämlich, sich an den einzelnen Elefanten heranzuschleichen und ihm mit einem einzigen, gewaltigen Schwertstreich die Achillessehne durchzuhauen. Das aber freilich wagten nur wenige, besonders starke, mutige und gewandte Krieger, und eine solche Tat verschaffte ihnen unter den Stammesgenossen hohes Ansehen.

Während so die Majaikrieger sich am Elefantenmord beteiligten, während die Wandorobo bei ihren altbewährten Giftpfeilen und vergifteten Speeren blieben, stellten die Karawanenleute den Elefanten mit Pulver und Eisenkugeln<sup>1</sup> nach und schlachteten Hekatomben dahin...

„Heutigentags,“ erzählte mir der Karawanenführer, „ist die Jagd leichter und gefahrloser, weil eure Feuerwaffen auch dem Mann von der Küste die Macht verleihen, den ‚Sihl‘ zu jagen und zu töten. Du weißt doch, Herr, daß beispielsweise mein Halbbruder Seliman bin Omari ein nicht ungeübter Schütze ist! Und er hat, das kannst du mir glauben, viele, viele Elefanten mit seinen Leuten erlegt.“

Sein Kreditgeber an der Küste, der Inder Radda Damja, erfährt auch wahrhaftig nicht von jedem Elefanten, den er mit seinen Leuten erlegt hat...

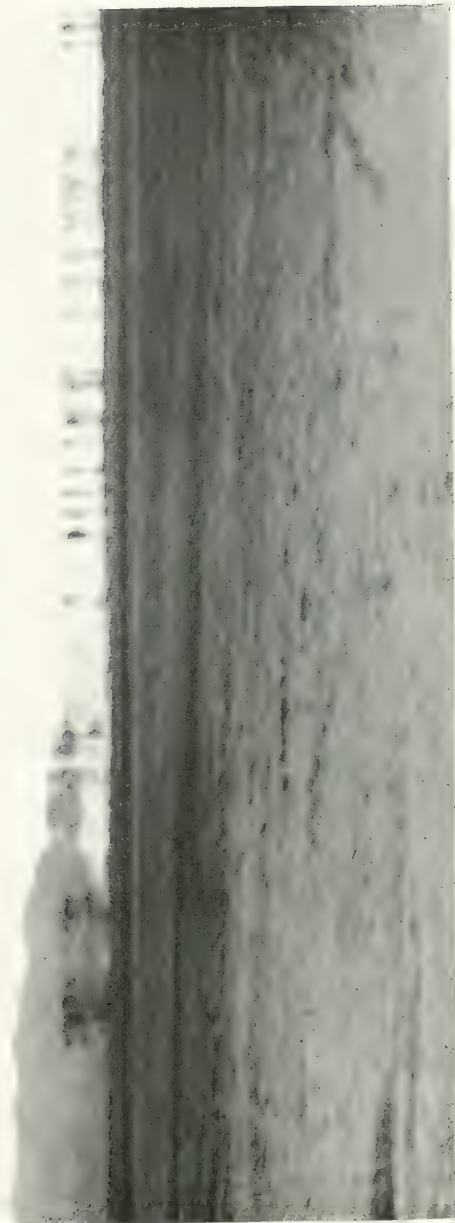
„Keiner ist so geschickt wie er, wenn es darauf ankommt, nichts von Elefanten zu wissen, wenn er gefragt wird! Das Elfenbein ist stets weit, weit im Innern von Eingeborenen erhandelt,“ setzte er mit schlauem Augenblinzeln hinzu. „Die Hauptsache ist, daß wir alle und auch er recht viel ‚Pembe‘ (Elfenbein) erhalten!! Auch ich würde es gern treiben wie er, aber, Herr, ich bin nicht so geschickt in der Bereitung von Amuletten, und kenne auch nicht, wie er, die Gewohnheiten der Elefanten.“

„Aber leider ist in vielen Teilen des Landes das Elfenbein schon selten geworden, deshalb gilt es immer weiter ins Innere zu ziehen und neue Elfenbeingegenden zu entdecken.“

So redete mein arabischer Gewährsmann noch eine ganze Weile; er berichtete mir viel des Interessanten und vieles, das mir neu war.

---

<sup>1</sup> Die farbigen Elefantenjäger — „Wakua“ — verfeuern in der Regel mehrere kleine eiserne Kugeln mit starker Pulverladung.



C. G. Schillings phot.

Die Ghye in der Nähe des großen Ratonjices, den ich schon 1896 kennen gelernt, war beinahe unerröglig ... Hauptmann Zolobach sagt in seinem Bericht über den Verlauf der Expedition zur Gernierung der Nordgrenzen der Kolonie zum Kongoloot bis zum Nipe-See: „Es war eine schwere Zeit. Auf der Grabenohle herrschte wie in den Ghye, deren Wüchse noch durch die Reflektion der Spiegelplatten Fläche des großen Sees und durch den Ratonjicehall der Luft vermehrt wurde. Das forperliche Unbehagen wurde noch weientlich gelindert durch die Blendung der Augen ...“ (Die im Hintergrund verschwindenden, jüternen Schatten führen von Ghus und Jebras her, links Gata-morgana ähnliche Erscheinungen eines blauen, nicht vorhandenen Wasserpiegels.)

R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.





Von untergegangenen Karawanen erzählte er mir, die in fernen Landstrichen von den Eingeborenen bis zum letzten Mann niedergemacht worden waren; von solchen wiederum, die nicht nur ein oder zwei, nein, bis zu sechs Jahren unterwegs gewesen, viel Elfenbein vergraben und nach und nach an die Küste geschafft hatten. Die Zeit spielt ja hier keine Rolle, denn die Leute bekommen, soweit sie nicht Sklaven sind, nur den einmal ausgemachten Lohn für die Reise ausgezahlt, gleichgültig wie lange sie dauert. Viehhundertköpfige Karawanen seiner Bekannten hatten Hunderte und abermals Hunderte von Zentnern Schießpulver ins Innere geschleppt, waren allenthalben auf der Suche nach neuen, ergiebigen Elfenbeinländern gewesen und hatten die Dezimierung der Elefanten überall eingeleitet. — Freilich, von Leuten, die durch diesen Handel reich geworden, wußte er mir nicht vieles zu berichten. Eine Ausnahme machten freilich stets die Kreditgebenden Händler an der Küste. Diese liehen den ins Land ziehenden Karawanenführern Geld zu den hohen im Orient gebräuchlichen Zinsen und wurden dabei reiche Leute. Freilich hatten sie auch manchmal Verluste. Es kam nicht allzu selten vor, daß ihnen ein Schuldner im Innern des Landes dadurch „verloren“ ging, daß er einfach nicht wieder zurückkehrte und für den Rest seines Lebens im Exil verweilte. Da war es denn dem Gläubiger schwer, ihn exekutieren zu lassen . . .

Mein Gewährsmann erzählte mir dann noch, wie manche der heutigen Elefantenjäger schon lange ihr Gewerbe ausgeübt hatten, bevor irgend ein Europäer daran gedacht habe, dauernd im Lande zu verweilen. Auch von den alten Handelsstraßen, weit durch Afrika bis zum Kongo hin, berichtete er mir viel Interessantes; er hatte Freunde und Verwandte, die diese Straße bereits mehrfach gezogen und von der Ostküste bis zum Kongo gereist waren, lange vor den Reisen irgend eines Europäers. Mehrere seiner Karawanenleute vermochten die einzelnen Tagereisen bis zum Kongo hin aus dem Gedächtnis aufzuzählen, mit genauer Angabe der in den einzelnen Landesteilen regierenden Häuptlinge und der Möglichkeit der Verproviantierung mit verschiedenen Nahrungsmitteln, seien es Mais, Hirse, Bananen oder andere Landeserzeugnisse.

Wie lange er mir so über Elefanten und deren Jagd, über den Elfenbeinhandel und vieles andere näher berichtet hat, weiß ich nicht mehr genau; nur eins weiß ich, daß mir seine Sprache nach einiger Zeit immer unverständlicher wurde, daß ich vergeblich gegen eine immer mehr steigende Müdigkeit ankämpfte und endlich weder den Araber, noch die Karawane, schließlich gar nichts mehr sah, nichts mehr fühlte . . .

Ich versiel in einen tiefen Schlaf, in dem ich mich lebhaft im Traume mit einigen Europäern herumstritt, die mir nicht glauben wollten, daß es einst so viele Elefanten, Büffel und anderes Wild hier gegeben habe, und die immer wieder hervorhoben, es sei doch unmöglich, daß dies alles noch vor kurzer Zeit so gewesen sein könne!

Als ich wieder erwachte, befand ich mich in meinen Lehnstuhl primitivster, eigener Konstruktion. Mein schwarzer Diener stand vor mir und fragte mich, ob ich nicht lieber mein Lager aufsuchen wolle. —

Ich rieb mir die Augen, alles war also nur ein Traum gewesen — der Zauber des Elelescho mußte es mir angetan haben. — Wie töricht, sich diesem Zauber hinzugeben! Das darf doch erst geschehen, wenn alles dies „historisch“ geworden und die Masai-Elmoran und ihr Leben und Treiben gleich den Rothhäuten Amerikas ihren Cooper gefunden haben!

Dann mag der Eleleschozauber in sein Recht treten, mag den schlanken, sehnigen, vornehmen Masai ol morani verherrlichen, wie er im Kreise seiner Schönen, seiner „Doine“<sup>1</sup> den Reigen tanzt, wie er Kriege führt und die Steppe frei beherrscht. Heute aber schon trägt er an seiner Stirn den bedeutungsvollen Stempel eines unerbittlichen Schicksals — den des letzten Mohikaners . . .

Der Zauber des Elelescho ist vergangen am einst so weltfernen Nakurosee.

Der See ist nicht mehr weltfern.

Eiserne Schienenwege verbinden ihn mit den Wassern des Indischen Ozeans. Vergangen ist dort heute der Zauber, den ich damals noch wachend und träumend erlebte; vorbei die Poesie der Elefantenherden, der Masai, Wandorobo und des Karawanenlebens alter Art; vorbei alles, was ich dort sah. Immer weiter abseits vom Wege in die Wildnis muß der Wanderer ziehen, will er ursprüngliches Leben und Treiben kennen lernen, so der Menschen wie der Tierwelt, ursprüngliche Harmonie, die in überwältigender eigenartiger Sprache zu ihm redet. Sie, deren Eigenart täglich mehr verschwindet, täglich in steigendem Maße vernichtet wird, ist rettungslos dem Neuen, dem Kommenden, dem nicht Aufzuhaltenden preisgegeben, das man moderne Technik, moderne Kultur nennt.

Heute kann man in der „East African Gazette“ vielleicht lesen, daß der Eisenbahningenieur Mr. Smith, durch ganz außerordentliches Jagdglück begünstigt, dann und wann einen einzelnen Elefantenbullen nicht weit vom Nakurosee gesehen habe! Es sei dies etwas ganz

---

<sup>1</sup> Singular: en - dito      das junge Mädchen.

Außerordentliches und Mr. Smith sei zu beglückwünschen. Leider seien seine mehrjährigen Versuche, den ersten ostafrikanischen jungen Elefanten lebend nach London zu bringen, bisher immer noch vergeblich gewesen; ein junges Tier sei nicht mehr zu erlangen. In derselben Zeitungsnummer finden wir unter anderer Rubrik dann noch die Nachricht, daß der diesjährige Elfenbeinexport durch die Ugandaeisenbahn allseitig enttäuscht habe, das verfrachtete Quantum sei erschreckend gering, kaum der Erwähnung wert gewesen!

Kürzlich tauschte ich alte Erinnerungen mit einem Reisegefährten, der vor mehr als zehn Jahren in der Wildnis mit mir gewohnt und der nunmehr wiederum, die Eisenbahn benutzend, jene fernen Länder besucht hatte. Alfred Kaiser, ein weit gewandter Mann, erinnerte mich an das einst gemeinsam Erlebte, als europäischer Einfluß noch kaum unter den Binnenvölkern am Viktoriasee zu spüren war. Da sahen wir im Geiste die Bewohner des damals noch kaum bekannten Sotikolandes uns mißtrauisch zu Tausenden an ihrer Grenze empfangen. Ihre blitzenden Speere funkelten in der Morgen Sonne; — Herrscher, Minister und Hofdamen der Wakawirondo erschienen in urwüchsigster Tracht im Lager, keulenbewehrte Krieger betrachteten uns mit äußerstem Mißtrauen, Kaurimuscheln und Glasperlen bildeten ihre Kleidung, ihr Zahlungsmittel; Überfälle und Krieg waren an der Tagesordnung.

Und jetzt, nur zehn Jahre später fand Kaiser die Masai als englisch sprechende Kulturfere am Nakurosee . . .

Etwas wie Groll erfaßt den Wanderer, der mit unzähligen Schweißtropfen seinen Weg damals hat bezahlen müssen, bei dem Gedanken, daß heute jedermann in wenigen Tagen von der Küste aus den Nakurosee erreichen kann. Allzu neugierige Globetrotter hält freilich die nur zu berechtigte Angst vor der tödlichen Malaria und der neuerdings so erschreckend auftretenden „Schlafkrankheit“ im Schach, sonst würde die Eisenbahnfahrt von Mombassa zum Viktoria-Njanza und den Nil herab nach Kairo eine viel benutzte Reiseroute werden. —

Ich habe es versucht, in kurzen Umrissen den unheimlich schnellen Wandel der Zeit zu schildern, wie ihn die eindringende Kultur des Europäers ins Rollen bringt. Wie ich es erzähle, so war es vor einem halben Jahrhundert noch, war es noch vor einem Jahrzehnt, als ich am Gestade des Nakuro weilte und noch keine Eisenbahn erbaut war.

Heute kann man den alten Elelelchozauber dort und überall, wo der weiße Mann eindringt, nicht mehr finden.

Der Reisende sieht vielleicht einen baumartigen Strauch.

Er bedeckt manche Höhenzüge und die einsamen Gelände der Steppe



und entsendet weithin einen würzigen Duft. „*Tarchonanthus camphoratus* L.“ nennen ihn die Botaniker. Sie rechnen ihn zu den Kompositen . . .

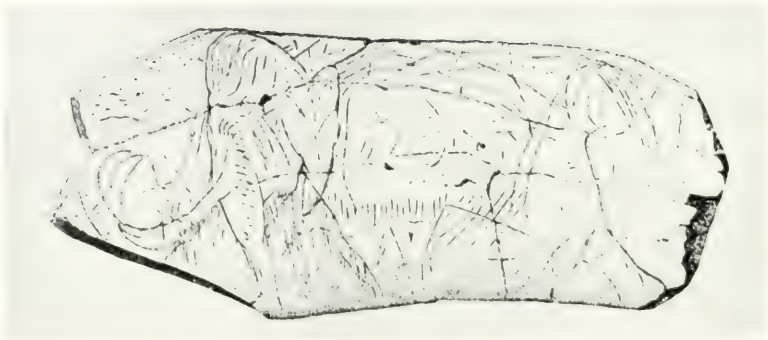
Aber seinen Zauber kann er hier nicht mehr ausüben. —

Der ist weit, weit ins Innere entflohen. Dorthin, wo der weiße Mann noch nicht war, dort fristet er noch sein Dasein.

Wie lange noch und er ist ganz verschwunden! . . .



Die schöne Tracht der Masaitrieger muß unter dem Einfluß der Kultur europäischen Kleidungsstücken weichen . . . Die bunte Bettdecke, mit der sich dieser Moran bekleidet hatte, gereichte ihm nicht gerade zum Schmuck . . .



Eine der ältesten „Natururkunden“ von Menschenhand: Mammutzzeichnung auf Elfenbein aus der Diluvialzeit. Bergl. Seite 62.

(Aus dem Werke L. Reinhardt, „Der Mensch zur Eiszeit in Europa“.)

## II.

### Von der Mammutzzeichnung des Diluvialmenschen bis zum Tele- und Blitzlichtbild.

Der geheimnisvolle Reiz wilder, von Menschenhand noch nicht oder kaum berührter Naturschönheit, alles, was ich als „Eleleschozauber“ hier zu schildern versucht, erklärt das große und warme Interesse, das meine Tierbilder in der Heimat fanden. Man fühlt in der Zeit der vom Menschen unterjochten Elektrizität, daß die Stunde alles „Wilden“ des Menschen und des Tieres geschlagen hat. Und so dürftig und anspruchslos auch die kleinen Skizzen und Bilder waren, die ich der Wildnis abgerungen, so sehr fühlten es alle Naturfreunde, daß hier authentische Natururkunden eigenster Art vorlagen, und daß sie Geheimnisse enthüllten, die nie eines Menschen Auge vorher geschaut hatte oder die zu schauen nur wenigen vergönnt war. —

Aber eigenartig waren die Bilder auch aus anderem Grunde: sie zeigten zum ersten Male wirklich wilde Tiere in voller Freiheit, so, wie sie tatsächlich dort drüben ihr Wesen trieben in Steppe und Dornwildnis, in Urwald, Sumpf, Luft und Gewässer. — Sie zeigten unverfälschte Natur und darum mußte ihnen ein Hauch von Wahrheit und Schönheit eigener Art anhaften. Doch überraschten sie auch, weil die bisherige Darstellung der Tierwelt vielfach mit dem, was die photographische Platte uns zeigte — nicht harmonierte.

Die Herrschaft des rein Stofflichen in der Kunst ist so übermächtig, daß es wohl noch langer Zeit bedarf, bis weitere Kreise fähig sind,

ein Kunstwerk auch dann auf sich wirken zu lassen, wenn der Vorwurf sie nicht durch seine Wucht und sein Hervortreten auf den ersten Blick in ihren Bann schlägt . . .

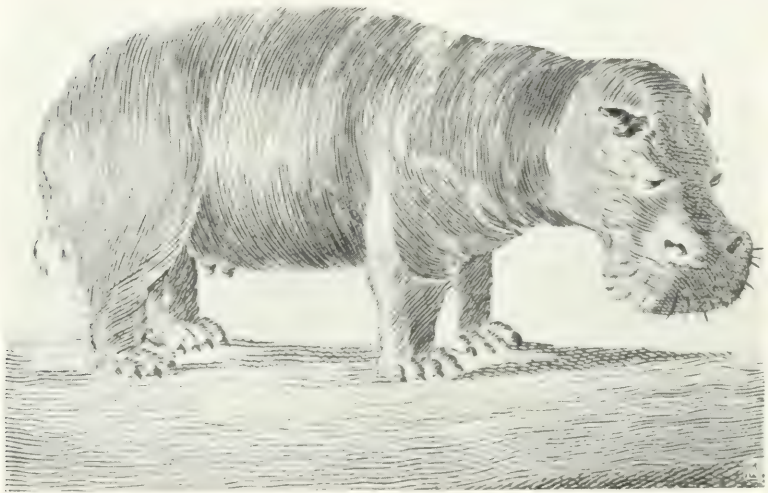
Das trifft ganz besonders zu in bezug auf die künstlerische Darstellung aus dem Leben und Treiben der Tierwelt. Das Leben der vielerlei Gestalten der Tierwelt mit dem Auge zu erfassen, ist schon nicht leicht in der freien Natur. Hier verschwimmen die Erscheinungen oft mit der Umgebung zu einem Bilde, dessen Einzelwerte auszumachen, dessen Grazie der zeitlichen Erscheinung einzuwerten, es langer Übung bedarf.

So mußte ich mich der Befürchtung hingeben, daß die in meinem Buche „Mit Blicke und Büchse“ dem Leser gebotenen Lichtbilder aus dem Leben und Treiben der exotischen Tierwelt nicht jedem sofort verständlich und entzifferbar sein würden. Der Beschauer muß sich diesen Bildern gegenüber unzweifelhaft besonders einzuschalten verstehen; er muß sich bemühen, ihre tieferen Vorzüge zu erfassen, kurz, sich der Betrachtung mit einer gewissen Liebe und gewissem Verständnis widmen. Hindernd war ferner dabei, daß eine so große Menge von Bildern, mit all ihrer Mannigfaltigkeit des Stoffes, in einem weit zu verbreitenden Buche nur mittels eines Verfahrens (der „Nekropsie“ oder Autotypie) wiedergegeben werden konnten, das leider sehr vieles von den Feinheiten der Originale verwischen mußte. Das aber war aus technischen Gründen notwendig und mehr noch aus materiellen. So sehr es zu bedauern ist, daß keines der andern uns heutigentags zur Verfügung stehenden vorzüglichen Verfahren der Reproduktion zur Anwendung kommen konnte, so lag doch ein gewisser Trost darin, daß die Autotypie erhebliche Verbesserungen erfahren und eine immerhin einigermaßen befriedigende und genügend wohlfeile Wiedergabe photographischer Negative ermöglicht hat. Ich habe mich erfreulicherweise in meinen Befürchtungen getäuscht und einen nie geahnten Beifall gefunden!

Mächtige Bundesgenossen erwuchsen mir dabei in den Kreisen der darstellenden Künstler selbst! Es kann eben in bezug auf die Darstellung solcher Bilder nur zwei Wege geben, um möglichst Vollkommenes zu leisten. Das Ideal wäre, wenn gottbegnadete Künstler nach vieljährigen Studien naturwahre Werke auf diesem Gebiete schaffen und in Meisterwerken strengste Wahrheit mit höchster Kunst gepaart bieten würden. Das aber erforderte ein eingehendes Studium jeder einzelnen Tierart in der Ferne und Nähe — wie aber wäre das möglich bei so mancher seltenen nur für Augenblicke auftauchenden Erscheinung der exotischen Fauna! Der zweite Weg ist der des Lichtbildes, der photo-



graphischen Darstellung, die den Vorzug dokumentarischer Treue beanspruchen darf und immerhin auch der künstlerischen Auffassung des Lichtbildners einen gewissen Spielraum läßt. So darf wohl in Ermangelung von Kunstwerken, die der Genius eines Menschen hervorzurufen vermöchte, wenigstens als Surrogat, als Aushilfsmittel die heute so weit vorgeschrittene photographische Technik einspringen. Es ist leicht begreiflich, daß bei der außerordentlichen Schwierigkeit von Aufnahmen wild lebender scheuer Tiere solche Aufnahmen nur in



Die Abbildung eines weiblichen Flusspferdes aus dem Reisevort Le Baillants, das vor hundert Jahren erschien.

wenigen Fällen den Anspruch auf photographisch-technische Vollkommenheit machen können. Für meinen Geschmack aber wenigstens ist eine gewisse Unschärfe des Bildes, die ja bei anderen Objekten oft künstlich erzielt wird, nicht nur nicht schädlich, sondern sogar sehr erwünscht. Als Bekräftigung dieser meiner Auffassung darf ich das Urteil eines amerikanischen Publizisten erwähnen, der das von mir in „Mit Blitzlicht und Büchse“ (Seite 245) veröffentlichte Bild, Wildrudel darstellend, als das vollkommenste, ihm am meisten zusagende erklärt und es vergleicht mit den Werken einer Corot.

Selbstredend sind diesem Streben nach einer gewissen künstlerischen Unschärfe bestimmte Grenzen gezogen, ebenso wie eine durch die Not

der Umstände entstandene Unschärfe nur bis zu einem gewissen Grade entschuldigt und gutgeheißen werden darf; es sei aber immer wieder darauf hingewiesen, daß insbesondere Tierbilder gewöhnlich an dem Fehler leiden, daß die abgebildeten Tiere, losgelöst von der ihnen als Staffage so notwendigen Landschaft, in allzu absichtlich gewollter Pose in den Vordergrund gerückt und so für das Auge des Kenners unnatürlich werden. Solche Darstellungen müssen unnatürlich



Wie eine Giraffe vor etwa zweihundert Jahren in Deutschland dargestellt wurde.

wirken, denn niemals wird eines Menschen Auge in der Freiheit, in der Wildnis die Tierwelt in dieser Weise wahrnehmen. In ihrer vollen Bedeutung als Kunstwerke der Natur offenbaren sich alle Erscheinungen der Tierwelt erst im Zusammenhang mit ihrer natürlichen Staffage, der sie umgebenden Natur, der Landschaft im weitesten Sinne. Welche Genugtuung muß es mir da gewähren, wenn zahlreiche weltbekannte Künstler die Schönheit dieser der Wildnis zum ersten Male abgerungenen Lichtbilder aufs lebhafteste empfanden und diesem Gefühle Ausdruck gaben, wenn mir gesagt wurde, — wie ich dies selbst empfand — daß eine Anzahl der Bilder, namentlich die Aufnahmen fliegender Vögel große Ähnlichkeit mit gewissen, ausgezeichnet der Natur

abgekauften Darstellungen japanischer Künstler<sup>1</sup> aus dem Tierleben aufwiesen, und wenn in Hunderten von Zuschriften, Tausenden mir bekannt gewordenen Urteilen und dem lebhaften Interesse ungemein weiter Kreise diesen Bildern gegenüber mir die Gewißheit wurde, daß meine Auffassung, meine Arbeit nicht umsonst gewesen war. Hier sprach eben eine gute Sache für sich selbst und jedwedes Persönliche trat bescheiden in den Hintergrund.

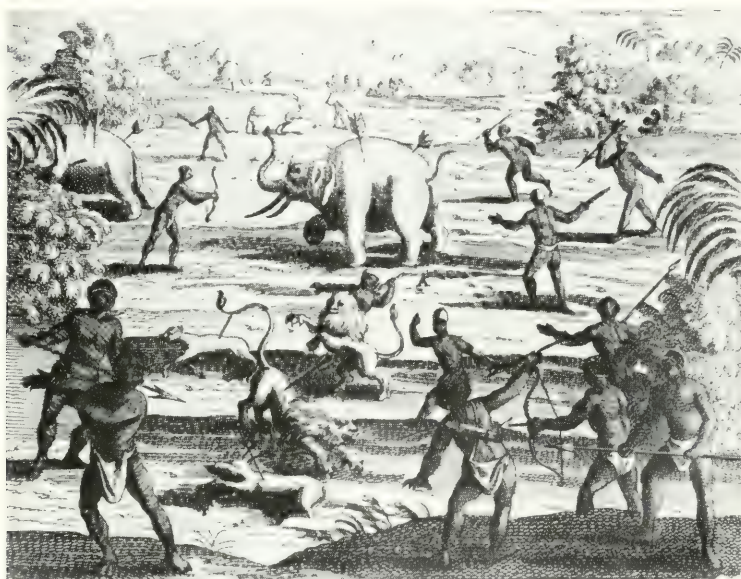
Zum vollen Genuß der Schönheit und Eigenart von Aufnahmen wild lebender Tiere gelangt man allerdings erst bei der Anschauung dieser Aufnahmen als Projektionsbilder bei starker Vergrößerung. Bei der Eigenart und Fremdartigkeit der meisten Objekte ließ ich die zu projizierenden Diapositive leicht färben. Diese Färbung erfolgte jedoch ohne irgendwelche Änderung der Aufnahmen in den Details und lediglich zum Zweck besserer Anschaulichkeit. Allseitiger Beifall in den Kreisen der Künstler wie des Publikums bewies mir die Richtigkeit dieser Auffassung. Nur so, im Lichtbilde, bei durchfallendem Licht, wirken die Aufnahmen in voller Schönheit und Natürlichkeit und versetzen den Beschauer unmittelbar in die ferne Wildnis.

Es muß seine guten Gründe haben, daß weiteste Kreise ihr Interesse einem eigentlich so fernliegenden Gebiete aufs lebhafteste zuwandten, wie diesen Darstellungen aus dem Leben und Treiben einer in fernen Einöden lebenden, dazu teils noch so unbekannten Tierwelt! Dieses Interesse konnte durch keinerlei materielle Nebenabsichten unterstützt werden, denn alles was mit dem vorliegenden Thema zu tun hatte, lag außerhalb des Kreises alltäglicher kolonialer Interessen, die ja vielfach materieller Natur sind und verständlicherweise sein müssen. Immerhin scheint mir der Grund tieflegend zu sein und sich mit den Wurzeln in das Gebiet feinsten psychologischen Vorgänge zu verlieren. Es scheint nämlich, daß der hoch zivilisierte Kulturmensch sich unwillkürlich danach sehnt, wenigstens in seiner Phantasie wilde gesunde Ursprünglichkeit auf sich wirken lassen zu können. Der Übergang der Menschheit aus sogenannten barbarischen Stufen bis zur höchsten Kultur vollzieht sich ja vielfach in einer mit Rücksicht auf das ganze Werden des Menschengeschlechts so überraschend schnellen Zeit, in so sprunghafter Weise, daß es leicht begreiflich ist, wenn dieser Mensch hier und da in bösem, aber auch in gutem Sinne sich sehnlichst wünscht, wieder einmal von den Tagen seiner Kindheit — im weitesten Sinne — träumen zu können. In den Jugendjahren tritt der Hang nach der Romantik vergangener Zeiten besonders stark hervor, mitten

<sup>1</sup> Vergleiche auch: Ostasienfahrt, Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers u. von Dr. Franz Doflein, Leipzig 1906.



in der Evolution zur höchsten Kultur eine tiefe heiße Sehnsucht nach Ursprünglichkeit! Und in jedem Menschen muß, wenn auch nur leise dämmernd, der Wunsch nach Licht und Luft und Ursprünglichkeit vorhanden sein, der Wunsch, dem Fluge des Geistes auch körperlich zu folgen und in die Weite hinauszuschweifen. Hier scheint mir die Wandersehnsucht der germanischen Stämme begründet zu sein, ihr Trieb in die Weite, und dieser entstammt vielleicht der Zeit, wo der Mensch als



Der Jügentotten Mäuser jaget und wilde Bären zu jagen. A

Wie man vor zwei Jahrhunderten afrikanische Jagden abbildete. Tatsächlich jagten einige südafrikanische Stämme den Löwen zu Fuß mit Wurfspeeren, und ich selbst habe den Mut ostafrikanischer Eingeborener bei ähnlichen Gelegenheiten mehr wie einmal beobachten können.

schweifender Nomade, als Jäger vor Jahrhunderttausenden die Lande durchzog, wo er noch als Glied der umgebenden Natur in ihr aufging, sie intuitiv verstand, und noch nicht wie heute von ihr losgelöst eine Stellung einnahm, die ihm so unendlich vieles andere zwar bietet, ihm aber auch jene Ursprünglichkeit und Freiheit hat nehmen müssen.

„Sang- und klanglos,“ sagt Wilhelm Bölsche an einer Stelle, „ist der Kampf mit der Tierwelt am Menschen vorübergegangen, der heutige Kulturmensch erinnert sich kaum mehr der unendlichen Zeitläufe, in denen er mit den Tieren auf dieser Erde um die Vorherrschaft hat ringen müssen.“ — Lassen wir unseren Blick für einige Augenblicke in die ferne Vergangenheit zurückschweifen, so finden wir bereits in

grauer Urzeit, einer Zeit, die der Kundige um Jahrhunderttausende zurückdatiert, das Streben des damaligen höhlenbewohnenden Menschen nach künstlerischer Gestaltung der geschauten Natur. Wer möchte es mit Sicherheit zu sagen vermögen, wann der erste Mensch, der Künstler der Diluvialzeit, mit seinem primitiven Werkzeuge sich bemüht hat, auf einer glatten Felswand, auf dem erbeuteten Stoßzahn, oder auf ähnlichem Material primitive Umrisse einzuzeichnen, irgend eines Gegenstandes, mit dem sich sein Denken und Trachten hauptsächlich befaßte, dessen Nachbildung seine erste künstlerisch schaffende Tat bedeutete! Tatsache ist es, daß uns derartige uralte, wenn auch sehr primitive Kunstwerke überliefert worden sind, Darstellungen von Tieren zunächst, eingeritzt auf Elfenbein, und trotz aller ihrer Ursprünglichkeit mit genügender Meisterschaft dargestellt, um heute nach so unendlich langen Zeitläufen mit Sicherheit die Gegenstände erkennen zu können, die der damalige „Urkünstler“ hat darstellen wollen. So wurden in den Höhlen Südwestfrankreichs an den Lagerplätzen der sogenannten Magdalénienjäger von la Madeleine und Laugerie basse auf Elfenbein eingeritzte Tierdarstellungen mannigfacher, heute zum Teil ausgestorbener Tierarten gefunden, die wohl die ältesten Dokumente tierbildnerischer Kunst darstellen, und das Museum in Zürich bewahrt uns ähnliche Urkunden aus der Höhle Keßlerloch bei Thäingen im Kanton Schaffhausen auf.

Es ist wohl nicht zu verwundern, daß der damalige Höhlenbewohner seine Modelle den Reihen der Tierwelt entnahm. Stand doch sein ganzes Sinnen und Trachten nach deren Erbeutung, war er doch auf diese Beute zur damaligen Zeit angewiesen, und gezwungen, alltätig und allnächtlich einen vielleicht erbitterten Kampf ums Dasein mit dieser Tierwelt zu führen. So kann man im Laufe der Zeit in den primitiven Darstellungen der Tiere die Entwicklung des Menschengeschlechtes verfolgen bis in unsere Zeit, der es vorbehalten war, geniale Meisterwerke von Menschenhand zu schaffen, und bis zum Tage, wo der Mensch sogar die Sonne in seinen Dienst zwang, um ihm alles, was da lebt und webt, krecht und fleucht, im Bilde aufzuzeichnen und festzuhalten. Da wird uns Kunde von längst ausgestorbenen Wildarten durch die Tierumrisse, die der Höhlenbewohner Südeuropas mühevoll auf Elfenbeinstücken einrißte, zur Zeit als langbehaarte Verwandte unserer heute lebenden Elefanten in Europa das begehrteste Jagdwild waren. Deutlich erkennbare Renntiere künden uns, daß ein Steppenklima zu Zeiten dort geherrscht haben muß, wie die Umrisse von Pferden uns das damalige Vorkommen eines Wildpferdes, diejenigen von Wisenten die Existenz dieses Wildes nachweisen.



altägyptische Darstellung von Göttern bei denen die harte Götter inlebendigen Göttern herbeigehoben zu sein scheint, Götter in. Eben  
 links ist ferner der heilige wie es scheint auf die Zünfte des oberen Himmels bezeichnende Schutzhelm (Hathor) zu deutlich erkennbar.  
 (Diese Abbildungen verdanke ich der Güte des Herrn Prof. Dr. Götze, der mich den „Monuments et mémoires de l'Académie des  
 Inscriptions et Belles Lettres“ entnommen.)



Bemerkenswert ist die große Ähnlichkeit in der Auffassung aller dieser Darstellungen gegenüber den primitiven Zeichnungen von Eskimos unserer Tage. Solche höchstens hundert Jahre alten Darstellungen von Tieren auf Walroßzähnen werden im Museum für Völkerkunde in Berlin aufbewahrt. Von Interesse ist auch die Darstellung von Giraffen von der Hand altägyptischer Künstler; sie zeigt uns, daß der damalige Tierbildner seiner Phantasie und Spekulation noch einen unkritischen und breiten Spielraum ließ. Tausende Jahre wohl trennen diese Tierdokumente von den Zeichnungen asiatischen Wildes, die Sven Hedin im Togri-sai-Tale am Löp-nor auffand. Sie weisen Nake, Kulan und Tiger und ihre Jagd mit Pfeil und Bogen auf und sind auf hellgrünem Schiefer eingeritzt. Ähnlich in der Auffassung dürften die Tierabbildungen der Buschmänner Südafrikas sein, die Fritsch im Jahre 1863 aufgefunden hat. Diese Höhlenbilder zeigen uns mannigfache Mitglieder der heute bereits größtenteils ausgestorbenen Fauna des Kaplandes. Es scheint gewiß nicht verwunderlich, daß der Mensch der Vorzeit aller Orten die ihn umgebende Tierwelt, mit der er täglich im Kampfe lag, nach Kräften im Bilde festhielt, so wie es die primitiven Menschen der jetzigen Zeit heute noch tun. Durch die Zeit des Mittelalters bildet sich allmählich eine vollkommenere Tierdarstellung heraus, aber noch gegen das Jahr 1720 finden wir unglaublich unkritische Auffassungen, und sogar vor noch nicht einem Jahrhundert erblicken wir in der Abbildung eines weiblichen Flußpferdes (Seite 58) im Reisewerke des französischen Naturforschers Le Vaillant einen Beweis, daß der Entwicklungsgang von Tierdarstellungen noch wenig fortgeschritten war.

Welch ein Unterschied sich in der Auffassung und Technik in noch nicht hundert Jahren vollzogen hat! Man vergleiche die Bilder damaliger Zeit mit den Werken unserer Tage, um sich zu überzeugen, daß man neben künstlerischer Gestaltung immer strengere Anforderungen an die exakte Wahrheit stellte! Diese Wahrheit kann nur auf zwei Wegen erreicht werden: entweder durch das Lebensstudium eines Künstlers oder durch die objektive Lichtbildnerei unserer Tage. Freilich muß da aufs strengste eins gefordert werden: daß nämlich photographische Bilder in keiner Weise verändert, ausgeschmückt, kurz irgendwie „retuschiert“ werden dürfen! Nur so allein können sie in Wirklichkeit den Anspruch auf das machen, was sie im eigentlichen Sinne sein sollen: naturgetreue, absolut wahre „Natururkunden“!!! — Dies unterscheidet die Photographie vom Kunstwerk von Menschenhand, das sich jeder individuellen Auffassung des Künstlers anpassen darf.

Von solchen Natururkunden aber wie von den Werken der Künstler vermag sich unsere Phantasie eine Brücke zu bauen hinaus aus den Mauern unserer Kulturwelt mitten in die Herrlichkeit, Freiheit und Schönheit der Natur unseres Vaterlandes wie ferner Länder. Die Phantasie vermag dann in höchstem Genuß des Gefühles höchster Wahrheit alles dies im Geiste wiederzuschauen, was durch den Zwang der Umstände mit leiblichen Augen zu schauen nur wenigen vergönnt sein kann . . .

Es ist ein hartes Wort, daß der moderne Kulturmensch der Natur immer mehr entfremdet wird! Nehmen wir aber in diesem Fall den



Die in den sechziger Jahren in Südafrika von Professor G. Fritsch aufgefundenen Zeichnungen von Buschmännern.

Mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Geheimrat Prof. Dr. G. Fritsch nachgebildet.

Standpunkt des Optimisten ein, der sich sagt, daß es doch eine Rückkehr zur Natur geben muß, eine bewußte Rückkehr, die gerade das Ergebnis höchster Kultur darstellt! Die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß es ideale Werte in den Herrlichkeiten unserer heimischen Landschaft gibt, die wir nicht hoch genug veranschlagen können. Heute schon regt es sich an allen Ecken und Enden; der Ruf nach Schutz der Naturdenkmäler erschallt immer stärker und vernehmlicher! Im In- wie im Auslande erheben sich die Stimmen, und manches Erfreuliche ist schon erreicht worden. Schützen müssen wir die Natur im weitesten Sinne. Wenn auch manches in der Schatzkammer der ursprünglichen Natur während des harten Werdegangs der sich ent-

wandelnden Hochkultur vernichtet werden muß, vieles andere werden wir doch noch auf lange Zeiten zu erhalten und uns daran zu erfreuen vermögen.

Es kommt da der gesunde Sinn des Armenſchen wieder zur Geltung, der Ruf nach Luft und Licht und all der Schönheit der Natur! Es ſind kaum hundert Jahre her, daß wir in Europa die landschaftliche Schönheit unberührter Natur zu würdigen verſtehen. Engliſche Reiſeberichte ſprechen damals noch mit Abſcheu von der Schweiz als eines grauenhaften finſteren Berglandes! Es iſt ſo leicht begreiflich, daß der hart mit den Nothwendigkeiten des Lebens ringende Menſch in der Hauptſache die ihn umgebende Natur als feindlich und bedrohlich empfand und empfinden mußte. Seit jener Zeit aber hat ſich eine Umkehr zum Beſſeren vollzogen, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß viele Menſchen einer ganz beſtimmten Brille bedürfen, durch die ſie dieſe oder jene Schönheiten der umgebenden Natur erſt wirklich genießen können. So empfindet der Landwirt freudige Genugthuung beim Anblicke ſeiner Getreidefelder; und doch ſind dieſe Getreidefelder kaum etwas anderes wie k ü n ſ t l i c h e ö d e S t e p p e n, auf denen genau wie in der wilden Steppe da draußen zu Zeiten eine kurz lebende Vegetation ſich entfaltet, während zu anderen Zeiten der kahle nackte Boden reizlos und jeden Schmuckes bar öde und leer ſich dem Auge bietet! So wird der weinliebende Menſch den Anblick wohlgepflegter Weinberge als ſchön empfinden; es ſteht aber dahin, ob er die Schönheit dieſer Weinberge zugeben würde, wenn etwa an den Weinſtöcken nur Baumwolle wüchſe! Im Altertum galt, wie Humboldt ausführt, den Griechen und Römern faſt allein das „gemächlich Bewohnbare“ anziehend in der Landschaft, nicht was wir wild und romantiſch nennen. Doch lobt ſchon Properz<sup>1</sup> und mancher andere die Schönheit der ſich ſelbſt überlaſſenen Natur im Gegenſatz zur künſtleriſch verſchönten. Von hier führt uns ein langer Weg über das Mittelalter, in dem uns die Alpen, als „grauſam“ und „erſchröcklich“ beſchrieben werden, bis zur Naturanſchauung von Rouſſeau, Kant und Goethe. Anfangs vermochten nur wenige ihnen nachzuempfinden; allmählich brach ſich ihre Anſchauung Bahn, trotz mancher Rückſchläge. So hatte Hegel von den Schweizer Alpen nur den Eindruck, und die auf die Dauer langweilige Vorſtellung „Es iſt ſo“, ein Urtheil, das nicht ſehr weit von dem eines ſavonardiſchen Bauern ſich entfernt, der alle, die ſich für Schneeberge intereſſierten, als verrückt erklärte.

Andererſeits finden wir in Oſtaſien, inſondere bei den Japa-

<sup>1</sup> Vergl. Friedländer, Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms.



nern, seit alter Zeit die lebhafteste Liebe zur umgebenden Natur, und auch der Ärmste dort weiß sein Heim mit Blumen und landschaftlichen Darstellungen zu schmücken. —

Ein großer Teil des Interesses an Naturschönheit ist vielleicht auf mehr oder weniger materielle Gründe zurückzuführen; auf der anderen Seite sehen wir bei uns die breitesten Schichten des Volkes empfänglich für den herrlichen deutschen Wald und die deutsche Landschaft im allgemeinen. Eine stumm, sang- und klanglos<sup>1</sup> vor uns liegende Landschaft aber muß uns beängstigen; — in die Landschaft gehört die Tierwelt, gehören Insekten, gehören Vögel, vierfüßige Tiere, gehört Bewegung und Leben. Dieser Gedanke sollte immer weitere Kreise ziehen und vermehrte Anhänger gewinnen. Germanischem Denken und Empfinden entsprechen all diese Wünsche ganz besonders, und es ist zu hoffen, daß der Ruf nach Schutz der Naturdenkmäler, nach Schutz der Pflanzen- und Tierwelt und des gesamten Landschaftsbildes der Heimat immer lauter erschalle! Der Bund für Heimatschutz in Deutschland gewinnt täglich mehr Anhänger. Männer, wie Professor Conwentz und viele andere arbeiten auf diesem Gebiete seit Jahren, eine höchst erfolgreiche Propaganda machend. Dieser Heimatschutz sollte im höchsten, weitesten Sinne verstanden, die Liebe zur Natur und ihren Schönheiten täglich in weitesten Kreisen geweckt und verbreitet werden. Wenn auch die Zahl derer, die mit Verständnis und unmittelbarem starkem Empfinden das Wesen des Landschaftsbildes erfassen und in sich aufnehmen, nicht groß ist, so wird es doch durch diese Bestrebungen und durch die Belehrungen namentlich der Jugend gelingen, die heimische Scholle den Menschen immer lieberwerter zu machen, ihn enger damit zu verketten und ihm die höchsten und reinsten Genüsse zu gewähren. Auch im Auslande schreitet man rührig auf diesem Gebiete fort und hat die Wichtigkeit dieses Gedankens längst erkannt. In England, wie in Amerika hat man es verstanden, die Idee des Schutzes von Naturdenkmälern neuerdings durch zweckmäßige Maßnahmen in die Tat umzusetzen. Eine verfeinerte ästhetische Kultur bricht sich auch in dieser Beziehung Bahn. Ich erkenne durchaus nicht die Schwierigkeit der Regelung einschlägiger Verhältnisse. Aber wir dürfen in dieser Beziehung auch vor einschneidenden Maßnahmen nicht zurückschrecken: Die Nachwelt wird solche Maßregeln einst in vollem Umfange preisen und würdigen.

---

<sup>1</sup> Allein in der Markthalle von Nizza wurden nach amtlichen Erhebungen vom 1. November 1881 bis Anfang Februar 1882 1318356 kleine Singvögel zu Speisezwecken versteigert.

Was ich hier für die Heimat als erwünscht und erstrebenswert bezeichnet habe, sollte aber für die ganze Welt Geltung haben, starke Eigenart, das Ursprüngliche, wo es sich findet, nach Kräften geschützt werden!

Naturdenkmäler gibt es höchst zahlreiche, und sie alle, alle sind in unserer Zeit schutzbedürftig und vom Untergang bedroht. — Wo wir sie irgend erhalten und retten können, gilt es die Hände nicht in den Schoß zu legen.

Wo dies aber nicht möglich ist, schaffe man Naturdokumente, Gemälde, Abbildungen aller Art von möglichster Treue.

So retten wir wenigstens in kommende Zeiten Erinnerungen von Bleibendem Werte, die unsere Kindeskinde uns danken werden. —



Ein kleines Rudel weiblicher Schwarzferiantilopen wurde im Hochgate flüchtig.



C. G. Schullery (phot.)

B. Vogtlaender Verlag, Leipzig 1909.

Einzelner Träger: „Bwenda bwenda bwenda!“

oder: „Bwenda bwenda bwenda!“

Einzelner Träger: „Zabala bwenda bwenda bwenda bwenda!“

Die Träger wissen sich oft ihre langen Klärche ganz wehlanje abzurufen.







Ein in der Steppe langsam sich bewegendes Rashorn, überraschend einem Termitenhügel gleichend (Teleaufnahme auf etwa 120 Meter in gänzlich deckungsloser Steppe). Auf dem Tiere gewahrt man einen Madenhäuer (*Buphagus erythrorhynchus* Stantl.). Der Vordergrund der Aufnahme wurde getürzt.

### III.

## Neues über die Tragödie der Kultur.

Theodore Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sagt in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Outdoor Pastimes of an American Hunter“: „The most striking and melancholy feature in connection with American big game, is the rapidity, with which it has vanished“ . . .

Er untersucht diese betäubende Tatsache kritisch, tritt für seine Person in jeder Weise für Schongesetze und die Errichtung von Wildreserven ein, stellt sich an die Spitze aller Bestrebungen, die auf möglichsten Schutz der Tierwelt und Natur hinzielen, und zeigt uns durch Wort und Tat, wie man in kurzer Zeit Außerordentliches auf diesem Gebiete erreichen kann. Dabei redet der Präsident auf jeder Seite seines vortrefflichen Werkes einer sachgemäßen Ausübung des Weidwerkes das Wort und stellt sich nicht etwa auf die Seite extremer Schwärmer! Seine Bestrebungen sind höchst verdienstvoll und werden in Nordamerika, das infolge eigenartiger Verhältnisse bis vor kurzem ohne Bedenken seine Naturschätze verwüstet hat, zweifellos auch außerordentlich erfolgreich sein.

Die Schaffung des Yellowstone Nationalparks ist größtenteils das Werk des Präsidenten; seine Einrichtungen in bezug auf Schutz der Tierwelt sind mustergültig. Kein Schuß darf in diesem riesigen Territorium fallen. Es bildet ein unantastbares Nationalheiligtum, innerhalb dessen Grenzen alles Leben geschützt ist. Mehrere ähnliche Re-

servate sind bereits entstanden oder im Entstehen begriffen. Strenge Schongesetze sind teils überall in Nordamerika eingeführt, teils werden sie je nach Lage der Verhältnisse vorbereitet, ganze Länder, z. B. Alaska, werden durch Gesetz auf Jahre dem Jäger verschlossen.

Kurz, auf eine Periode sinnlosen Wütens ist ein Zeitpunkt des Aufschmelzselbstbennens gefolgt mit einer Schnelligkeit, wie sie nur unter amerikanischen Verhältnissen gedacht werden kann . . .

Die angeführten Tatsachen geben zu denken. Wenn in so großen Teilen der Welt derartige Maßnahmen sich notwendig erwiesen, müssen gewichtige Gründe dafür sprechen.

Und in der Tat — die ursprüngliche Natur, die Naturdenkmäler sind in den Vereinigten Staaten so gut gefährdet wie an vielen anderen Orten der Welt . . .

Das Niederschlagen ungeheurer Walddistrikte und die Vernichtung der stattlichsten Vertreter der Tierwelt erfolgte in Amerika mit Rieseneile.

Die fast völlige Ausrottung des prächtigen amerikanischen Bisons, der zu Millionen einst die amerikanischen Prärien bedeckte, bildet eine der erschreckendsten Tatsachen in bezug auf Wildvernichtung durch die eindringende Kultur und hat nicht wenig zu all den großen Maßnahmen beigetragen.

Solche Maßnahmen sind in einem Lande wie Amerika möglich, nützlich und durchführbar, auch in anderen Ländern mit geordneten Verhältnissen sind ähnliche Verordnungen aller Orten in der letzten Zeit im Entstehen begriffen. So schützen jetzt z. B. strenge Gesetze die Reste der eingeborenen australischen Tierwelt.

Ganz anders und weit schwieriger liegen die Verhältnisse innerhalb des ungeheuren Kontinents, den wir Afrika nennen.

Wie nirgendwo, ist es da an der Zeit, Schutzmaßnahmen zu treffen. Aber wie können diese Maßnahmen, wenn auch noch so wohl erdonnen, durchgeführt werden? Als erschreckendes Beispiel muß uns das Verschwinden der südafrikanischen Tierwelt infolge der überaus schnellen Ausbreitung der Kultur vor Augen stehen! Wir vermögen heute, unterstützt durch einige glaubwürdige Autoren, die einzelnen Phasen der Tiervernichtung innerhalb des letzten Jahrhunderts zu überschauen und uns ein Bild zu machen von dem, was in dieser Beziehung anderen Teilen Afrikas mit dem Eindringen der Kultur bevorsteht.

Gewichtige Stimmen zum Schutze der afrikanischen Tierwelt haben sich ganz neuerdings namentlich in England erhoben. Hier ist es vor allen Dingen Edward North Buxstone, der auf einschneidende Schutzmaßnahmen für die afrikanische Tierwelt innerhalb der weiten Besitzungen oder Interessensphären des britischen Weltreiches drang.



Auch sind in England viele Stimmen laut geworden, die die Ansicht vertreten, daß selbst relativ schädliche Tiere eines gewissen Rechts auf Schutz durch den Menschen nicht entbehren dürfen. So sagt Sir H. H. Johnston, der frühere Gouverneur der Uganda-Provinz in Zentralafrika, in der Vorrede zu der englischen Ausgabe meines Buches „Mit Blitzlicht und Büchse“, daß nach seiner Ansicht das Wiesel, die Eule, als uralte britische „Bürger“ der dortigen Fauna, nicht völlig einem zwar schönen, aber doch immer fremdartig bleibenden „Eindringling“ wie dem Fasan aufgeopfert werden dürfen; daß der Silberreiher, Paradiesvogel, Chinchilla, Seeotter<sup>1</sup> und ähnliche Geschöpfe ebenso ästhetisch wirken und dieselbe Existenzberechtigung haben, wie eine auf Kosten dieser Tiere schön gekleidete Frau! Bahnbrechend auf diesem Gebiete dürfte der hochherzige Entschluß der Königin Großbritannien sein, sich an die Spitze des zum Schutze des durch Ausrottung bedrohten Edelreiters begonnenen „Anti-osprey-movement“ zu stellen!

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die völlige Ausrottung irgend einer Tierart bei jedem denkenden Menschen ein unbilliges und mißliches Gefühl auslösen muß, und daß völlige Vernichtung gewisser Tierarten nur dann ein von allen Menschen geteiltes und allgemeines Interesse haben kann, wenn uns diese Tiere ausschließlich schaden und keinerlei Nutzen, welcher Art er auch immer sei, bringen.

Keine Epoche der Weltgeschichte kann sich gleich der unsrigen rühmen, im Laufe von nicht vielen Jahrzehnten fast täglich neue Fortschritte und Verbesserungen in bezug auf Technik, Kultur und alle Gebiete des menschlichen Wissens erlebt zu haben; keine Epoche aber auch war mehr durchdrungen von dem großen Gedanken fortschreitender Humanität.

Die intensive, immer geschicktere und immer kompliziertere Ausnutzung aller dem Menschen von der Natur gebotenen Hilfskräfte scheint ihn indessen blind zu machen für einige große Sünden, die er gerade heutigentags im Begriffe ist zu begehen . . . Diese großen und nicht leicht wieder gutzumachenden Sünden gegen die Harmonie, die Ordnung der uns überkommenen Natur finden wir in der Verunstaltung und der Verseuchung der Flußläufe, Verunreinigung der Luft, in der Verwüstung eines Teils der Pflanzenwelt, namentlich der Wälder, und der Vernichtung eines Teiles der mit uns lebenden Tierwelt!

Wir scheuen uns nicht vor der rücksichtslosesten Ausbeutung uralter uns überkommener Wälder: der tief im Schoße der Erde ver-

<sup>1</sup> Zum Schutze der vorlezt genannten Art haben kürzlich einschneidende Maßregeln getroffen werden müssen, die Seeotter jedoch ist infolge der erbarmungslosen Verfolgung beinahe ausgestorben. —

größerem Steinkohlenschätze nämlich, und der Sachmann vermag es mit großer Sicherheit auszurechnen, daß in wenigen hundert, im Höchste Falle tausend Jahren diese Schätze erschöpft sein werden.

Die siegreich fortschreitende Technik mag uns, wenn es so weit gekommen, vielleicht einen Ersatz, vielleicht weit Besseres zu bieten; jene hochentwickelten Organismen aber aus der Tier- und Pflanzenwelt, die heute der Mensch rücksichtslos aus der Liste der Lebendigen streicht, die lebenden Wälder und ihre Fauna, wird uns keine Technik, keine Wissenschaft jemals wieder neu gebären. Wir retten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jedes Restchen vergangener Kunst; je älter Dokumente aus früheren geschichtlichen Epochen sind, um so sehnlicher sind sie uns erwünscht, um so höher werden sie bewertet. Bereitwillig zahlen unsere Sammler für einen alten Papyrus, ein altes Bild, Zierstück, oder eine Marmorstatue die höchsten Summen. Und wer bürgt uns dafür, wie mit Recht bemerkt wurde, daß nicht einst ein neuer Phidias, ein neuer Michel Angelo, ein neuer Praxiteles aufersteht und Ebenbürtiges, ja noch weit Vollkommeneres schafft? Dies rückhaltlos zu verneinen, würde gleichbedeutend mit der Leugnung irgendwelchen Fortschrittes der Menschheit sein.

Derselbe Mensch aber, der so konservativ und pietätvoll auf der einen Seite handelt, sieht mit verschränkten Armen zu, wie Schätze vernichtet werden, die gerade heute, im Zeitalter der Erkenntnis des großen Wertes aller Naturwissenschaft, mit besonderer Liebe und Sorgfalt behütet werden müßten.<sup>1</sup>

Wir organisieren mit außerordentlich hohen Kosten Expeditionen zur Vermessung und Erforschung weiter Länderstrecken; wir senken in die größten Meerestiefen unsere sinnreich erfundenen Schleppnetze und studieren rastlos die kleinsten Organismen, die sie uns ans Tages-

---

<sup>1</sup> Bei Drucklegung dieses Buches wird mir ein in den Monatsheften des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins vom 24. August 1906 abgedruckter Vortrag des Freiherrn von Schrötter-Wohnsdorf von mehreren Seiten übersandt. Ihm zufolge sind im Jahre 1905 auf ministerielle Anordnung in vier königlichen Oberförstereien Ostpreußens 67 Stück des bisher in seinen spärlichen Resten so sorgfältig von fiskalischer und privater Seite gehegten Elchwildes abgeschossen worden! Diese Radikalmaßregel wurde dem Vernehmen nach getroffen aus Rücksicht auf den Waldbestand. Diese Maßregel in bezug auf ein aussterbendes bisher sorgfältig gehegtes Wild, dessen Erlegung Privatleuten nur in männlichen Stücken überhaupt gestattet ist, steht in Widerspruch zu den sich heute immer mehr bahnbrechenden Ansichten über Erhaltung der „Naturdenkmäler“. Darum scheint es mir angebracht, sie hier als Beispiel anzuführen, wie sehr die Ansicht des Verfassers begründet ist, daß die fortschreitende Kultur vernichtend auf die Naturschätze der Urzeit einwirkt! —

licht befördern. Wir sinnen über den Lauf der Sterne und berechnen immer genauer ihre weltfernen Wege; wir enthüllen täglich neue Geheimnisse, und haben fast verlernt uns darüber zu wundern, daß uns jeder Tag etwas Neues, etwas Unerhörtes bringt. Vieles was da geschieht, um alte Schätze zu bergen, könnte ebenso gut in späteren Jahren geschehen. Aber vieles, das wir unterlassen, kann späterhin nie mehr gut gemacht werden, denn wir dulden auf der anderen Seite das Hinschlachten und die Ausrottung der merkwürdigsten, der interessantesten und unbekanntesten Formen unter den hochorganisierten Mitbewohnern unseres Erdballs!

Ein mit furchtbarer Deutlichkeit redendes Beispiel dieses Prozesses ist das heute von so vielen Europäern bewohnte Südafrika im weiteren Sinne. Dort sind fast alle größeren Tiere verschwunden, die einst zu Milliarden die weiten Ebenen belebten. Wer die Berichte früherer, zuverlässiger Reisender studiert, wer da liest, daß vor kaum hundert Jahren der Anblick von einhundert, selbst einhundertfünfzig Nashörnern an einem Tage, von Hunderten, den Menschen kaum scheuenden Elefanten, von unzähligen Antilopen nichts Seltenes war, der fragt sich, wie es möglich sein konnte, daß all die Fülle von Leben in so kurzer Zeit verschwand! In unseren Tagen wertet eines jener „weißen“, damals noch in so großer Anzahl lebenden Nashörner ein kleines Vermögen und ist in Deutschland in keinem Museum zu finden und überhaupt kaum mehr zu beschaffen! Jener einstige Reichtum ist heute nur wenigen bekannt, solchen nur, die sich näher mit der einschlägigen Materie beschäftigen, und ihnen wird es dann auch mit erschreckender Deutlichkeit klar, daß dieser Prozeß sich überall dort abspielen muß, wo ähnliche Verhältnisse sich entwickeln werden, wie einst in Südafrika . . .

Da kann kein Zweifel sein: In abermals hundert Jahren werden weite Strecken im einst so dunkeln Afrika mehr oder minder kultiviert sein, und all das reizvolle tierische Leben, welches heute noch dort sein Wesen treibt, hat der Macht des Kulturmenschen weichen müssen. Das ist dann die Zeit, wo die glücklichen Besitzer von Hörnern und Häuten nun ausgestorbener afrikanischer Antilopen, die Besitzer von Elefantenzähnen, Schädeln und Überresten aller Art, sich alles dies mit Gold aufwiegen lassen werden, wo man es nicht begreifen wird, daß man zu unserer Zeit so wenig bedacht war, alles dies wertvolle Material in ausreichender Menge wenigstens für die Wissenschaft zu retten, anstatt es in seiner Gesamtheit den Interessen des Handels und den rücksichtslosen neuen Besiedlern des Landes preiszugeben. Denn rücksichtslos und ohne weiten Blick müssen diese hart mit der Notwen-



lichkeit des Lebens und seiner Bedürfnisse ringenden Menschen handeln; auch werden sie stets ein Land in Besitz nehmen, ehe eine Regierung die Befolgung ihrer Verordnungen, seien sie auch noch so gut gemeint, erzwingen kann, bevor geordnete Verhältnisse dort eintreten. So wird es denn kommen, daß man plötzlich nicht mehr imstande sein wird, auch nur die europäischen Museen mit je einem Paar des riesigen Elefanten zu versehen oder ähnliche große Formen eben diesen Instituten zu Schauzwecken einzuverleiben. Und nicht nur in bezug auf diese großen Arten, nein, auch in bezug auf viele andere wird es sich dann ähnlich verhalten.

Die Königin von England hat kürzlich den Wunsch ausgesprochen, daß keine Dame vor ihr mit Reiherfedern auf dem Hut erscheinen möge. Diese Tat ist auf das freudigste zu begrüßen. Wird doch unsere Vogelwelt in einer Weise vernichtet, von der nur wenige Kundige eine Ahnung haben. Wüßten unsere Damen, daß sie durch die Mode der mit Vogelfedern geschmückten Hüte ganze Arten von Vögeln ausrotten, so würden sie zweifelsohne dieser verderblichen Mode nicht mehr huldigen. Dieser Vogelmord geht etwa in folgender Weise vor sich. Die führenden Firmen kommen überein, diese oder jene „Vogelmode“ zu lancieren. Damit ist das Todesurteil mancher seltener Vogelarten gesprochen. Die über die ganze Welt zerstreuten Händler geben den gewerbsmäßigen Jägern aller Orten Auftrag, beispielsweise Reiherfedern zu beschaffen. Wie geht nun diese Beschaffung vor sich? Der Edelreiherr, ein scheuer und schöner Vogel, ist nicht so leicht zu beschleichen. Doch der gewerbsmäßige Jäger weiß Rat: er vernichtet ihn einfach zu Tausenden und abermals Tausenden an den Nistständen! Die Elternliebe treibt das schöne Geschöpf vor das verderbenbringende Rohr des lauernden Jägers und dieser mordet kaltblütig die zu Tausenden vereint brütenden Vögel. Unzählige Tausende muß er morden, unzählige Tausende junge, hilflos ihrer Eltern beraubte Nestvögel müssen verschmachten, ehe eine für menschliche Schulter berechnete Trägerlast solcher Federn beisammen ist. Nun werden die Händler der ganzen Kulturwelt verproviantiert, damit eine vielleicht nur wenige Monde währende Mode der Putschucht einige Genüge leiste! Bis in die abgelegensten Sümpfe Amerikas, der transkaspischen Länder, und wo nur irgend Edelreiherr brüten, kann man den gewerbsmäßigen Jäger verfolgen, seine schreckenerregende mörderische Tätigkeit beobachten. Das Ende ist ewiges Schweigen. Eine seltene Vogelart ist gar bald ausgerottet. Im vorigen Jahrhundert allein sind gegen zwei Duzend Arten von Vögeln vollkommen ausgestorben; fast ein Duzend Vogelarten sind in diesen unseren Tagen vom Aus-



Indigènes des Hauts Congo, 1905.

Die Indigènes des Hauts Congo sind eine sehr interessante Rasse. Im Congo sind sie sehr zahlreich. Die Indigènes des Hauts Congo sind eine sehr interessante Rasse. Im Congo sind sie sehr zahlreich.

Selbst nach dem besten Willen ist es nicht möglich, die Indigènes des Hauts Congo zu verstehen. Sie sind zu sehr anders als wir.





sterben bedroht! Dies ist nach den Veröffentlichungen der „Smithsonian Institution“ ganz besonders in Nordamerika in bezug auf ebensoviel Arten der Fall. Die wundervollen Paradiesvögel hingegen, die letzte amerikanische Damenhut-„Zierde“, Bewohner der abgelegenen Inseln der Südsee, sind ebenfalls im höchsten Grade gefährdet, vielleicht teilweise schon ausgestorben! Aller Orten dieselbe betrübliche Tatsache! Es ist wahrhaftig hohe Zeit, hier helfend einzugreifen. Ich denke mir, daß ein Appell an alle edlen Frauen hier das förderlichste sein müsse! Auch in Afrika habe ich ein Beispiel des Verschwindens einer Vogelart<sup>1</sup> bereits wahrgenommen: Jeder Europäer gibt sich Mühe,

---

<sup>1</sup> Der Verfasser glaubt hier seine Ansichten über Schutz der Naturdenkmäler nicht besser zum Ausdruck bringen zu können, als durch Wiedergabe eines Berichtes über das Vorkommen des Storchs im Kreise Soldin, von Herrn M. Kurth. Dieser schreibt in der „Jagd“, Illustrierte Wochenschrift für deutsche Jäger, vom 13. Mai 1906:

„Zum Abschluß des Storchs, der durch den zuständigen Bezirksausschuß für die Kreise Soldin, Landsberg und Ost-Sternberg auf die Zeit vom 1. März bis 15. Juni festgesetzt ist, sei bemerkt, daß die Meinungen der Jäger über die Schädlichkeit des Storchs bezüglich der Niederjagd doch weit auseinandergehen, und ob nicht doch vieles auf Rechnung des Bruder Langbein geht, was das Konto anderer Räuber entlastet, zu denen vor allen Krähen, Elstern, allerlei heimische Raubvögel, Igel, Marder und Iltis gehören, die doch samt und sonders Nestjunge ausheben und zum größten Teil auch jungen Häslein nachstellen. Wenn man nun dem Storch zu Leibe geht, so sollte es auch wirklich nur dort geschehen, wo er tatsächlich massenhaft auftritt, was auch durchaus im Sinne des Bezirksausschusses liegt. So fällt uns allerdings der Ort Balz bei Dieß an der Ostbahn durch seine vielen Storchnester auf, denn es befinden sich dort fast auf jeder der vielen Scheunen zwei, an jedem Ende des Daches eins. So war es schon vor dreißig Jahren, und so ist es heute noch, doch ist es den Eigentümern der Scheunen niemals eingefallen, die Nester der Störche zu zerstören oder der Ansiedlung der zutraulichen Vögel zu wehren. Und warum hat sich Freund Adebar gerade in dieser Gegend so zahlreich angesiedelt? Nun, die ausgedehnten Warthe-wiesen mit ihrem weiten Flugfelde bieten ihm Nahrung in Hülle und Fülle, und die Froschküken sollen hier besonders gut geraten. Nun mag es ja vorkommen, daß dann und wann auch ein junges Rebhuhn oder Häslein in Mutter Storchs Küche wandert, doch das sind Ausnahmen. Wenn man nun streng befolgt, was der Bezirksausschuß bezweckt, den Storch dort zu dezimieren, wo er überhand nimmt, so mag man es gelten lassen. Aber wie viele werden aus purer Schießlust — allerdings sind das keine weidgerechten Jäger — oft genug das Feuerrohr auf den unschuldigen Vogel richten? Wo bleibt hier die Kontrolle! Dann vergesse man nicht, daß die afrikanischen Gäste sich bei uns im Warthebruch in der ersten Aprilwoche zu Hunderten einfinden, um sich dann in die Umgegend zu verteilen. Am liebsten rasten sie dann in den Viehkoppeln, um sich dem menschlichen Auge so viel wie möglich zu entziehen. Es ist zu wünschen, daß nun niemand annimmt, der Storch tritt hier „massenhaft“ auf, darum „hineingefunkt“. Einige Jahre würde sich derselbe das vielleicht gefallen lassen, dann aber würde er die

in den Besitz der so geschätzten Marabusfedern zu gelangen! Schon im Jahre 1900 habe ich mich als Teilnehmer an der Internationalen Wildschutzkonferenz in London nach Kräften bemüht, einen Schutz, auf dem Papiere wenigstens, für den Marabu zu erwirken, einen Vogel, der mir nicht nur persönlich wegen seiner außerordentlichen Klugheit ans Herz gewachsen ist, sondern der eben darum schon in den klassischen Zeiten des Altertums allgemein beliebt war. Umsonst! Das will aber nichts mehr und nicht weniger als die Vernichtung dieses großen, auffälligen und relativ leicht zu erbeutenden Vogels bedeuten, dessen Sortpflanzung noch dazu eine äußerst geringe ist.

Aus allen diesen Gesichtspunkten sei ein Anschluß an den Bund zum Schutze der Vogelwelt in Deutschland warm empfohlen. In England haben alle diese Gründe den Zusammentritt der „Society for the Preservation of the Wild Fauna of the Empire“ herbeigeführt, die sich den Schutz des gesamten Tierlebens des britischen Weltreiches angelegen sein läßt.

Verfolgen wir nun einmal an der Hand der englischen Literatur etwas genauer den Vernichtungsprozeß der süd afrikanischen Tierwelt. Dies betrübliche Ereignis hat sich mit großer Schnelligkeit im Laufe von nur etwa hundert Jahren abgespielt. Soweit ich aus zahlreichen englischen Quellen und den Veröffentlichungen der oben genannten Ge-

---

Gegend meiden, und unser Landschaftsbild wäre um eine anmutige Vogelerfreuung ärmer, wie wir es leider mit dem Fiskreiher und dem Kormoran in unserer Gegend erfahren haben. Letzterer kommt fast nur noch, und nur ganz vereinzelt, an der Nege bei Driesen vor. Einen Reiherhorst gab es früher bei Waldowstrenk in der Neumark, er ist aber seit Jahrzehnten verschwunden. Wir wollen hoffen, daß es mit dem Storch, mit dessen Erscheinen doch ein gut Teil der Poesie unsrer Kindheit zusammenhängt, und um das wir nicht beraubt sein möchten, nicht so weit kommt! Welch anmutiges Bild, wenn Bruder Langbein gravitätischen Schrittes die Schnitter beim Heumachen begleitet, so zutraulich und furchtlos! Wir möchten ihn auf dem grünen Wiesenplan nicht mißen. Und welche Freude bei groß und klein, wenn der erste Storch seine Kreise über dem heimatlichen Ort zieht, wenn er zum erstenmal sein altes Nest aussucht und mit freudigem Geflapper seine Ankunft meldet? Muß es nicht jeden fühlenden und denkenden Naturfreund mit Schmerz und Unwillen erfüllen, wenn man kleiner Räuereien wegen einen so lieben, die Ebene so anmutig schmückenden Vogel, vielleicht durch Mutwillen oder bloße Vertilgungswut, aus einer Landschaft vertreiben wollte! Es wäre doch wahrhaftig eine Verjündigung an dem landschaftlichen Charakter unserer Heimat, an der uns umgebenden Natur, wenn wir aus engherzigem Eigennutz Störche, wie auch in letzter Zeit den farbenprächtigsten unserer Vögel, den vermeintlichen „großen“ Fiskräuber, den Eisvogel, vertilgen. Liebe zur Natur und Freude an derselben ist aber ein wertvolles Stück deutschen Gemütes, und darum lieber Weidmann, bewahre deutsche Art und Tugend!“

seilschaft habe ermitteln können, wurde schon um das Jahr 1800 der letzte „Blaauwbok“ der Buren in der Kapkolonie getötet. Aus den erhaltenen Abbildungen dieses Wildes geht hervor, daß es eine etwas kleinere Art der heute noch in anderen Teilen Afrikas lebenden prachtvollen Pferdeantilope war. Während der nächstfolgenden fünfundsiebzig Jahre wurde die Ausrottung vieler anderer Tierarten planmäßig betrieben, und genau achtzig Jahre später wurde das letzte Quagga, eine Zebraart (*Equus quagga*) von den Buren getötet. In ganz England ist ein einziges, noch dazu in recht schlechtem Zustande befindliches Exemplar dieser Art im Britischen Museum in London erhalten geblieben! Hauptsächlich gewerbliche Jäger betrieben die Ausrottung des Wildes, um Felle und Häute der erlegten Tiere zu verhandeln. Ein ferneres Opfer der eindringenden Europäer bildete das riesige, breitmäulige sogenannte „weiße“ Nashorn (*Rhinoceros sinus Burch.*), ein gewaltiges Geschöpf, das einst zu Tausenden die Grasbenen Südafrikas belebte. Die Länge der von ihm getragenen „Nashörner“ wird auf bis zu sechs Fuß neun Zoll nach englischem Maße angegeben! Noch gegen das Jahr 1884 konnte ein einzelner Händler vierhundert Angehörige des Matabelestammes mit Waffen und Munition ausrüsten, auf Nashornjagd ausenden und ganze Berge von „Nashörnern“ aufhäufen. Heute sind einzelne Exemplare dieses Tieres für Museen kaum mehr aufzutreiben und werden fast mit Gold aufgewogen! Kunde, die uns in der letzten Zeit geworden, läßt vermuten, daß eine ganz geringe Zahl dieses riesigen Tieres, vielleicht nicht mehr als fünfundsiebzig Stück, im Sulu- und Maschonalande zwischen unzugänglichen Sümpfen ihr Wesen treibt, in einem Distrikt, der den Europäern wegen seines verderbenbringenden Klimas fast verschlossen ist. Dennoch hat die Regierung von Natal erfreulicherweise auf die widerrechtliche Erlegung eines solchen Tieres eine Strafe von 6000 M. gesetzt.

Ein klassischer Zeuge der Wildvernichtung, die inzwischen ohne schriftliche Zeugnisse weiter vor sich gegangen sein mag, ist für Südafrika im Jahre 1836 der Engländer Kapitän (später Sir) William Cornwallis Harris. Die Buren mögen Hekatomben von Wild hingeschlachtet haben: bis zu jener Epoche fehlt uns nähere schriftliche Kunde<sup>1</sup> darüber. Dieser Vorgang deckt sich mit den Ereignissen unserer

<sup>1</sup> Die Nachwelt verdankt alle Kunde über den damaligen Wildreichtum Südafrikas den englischen Jägern jener Tage. Wären nicht unter ihnen einige Männer gewesen, die auch die Feder zu führen vermodten, so wäre uns wohl kaum zuverlässige Kunde aus dieser Zeit geworden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem nicht selten fälschlich geschmähten englischen „Rekordjäger“ insofern das





Die ersten beiden Zeichnungen zeigen einen in Züchtung noch jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die dritte Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die vierte Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die fünfte Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die sechste Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die siebente Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die achte Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die neunte Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat. Die zehnte Zeichnung zeigt einen jungen Löwen, der, nach dem erstenmal, die ersten fünf Tage im Leben verbracht hat.



Eine Abtheilung eines Elefantenheerds in Zambesia, von Sir Channing Smith nach eigenen Beobachtungen gezeichnet, bel. von Voller.  
 einem Heer von Elefantenreichthum über Neeländer von etwa sechs Jahren alt. Die Heerden haben jedoch, wenn man sie  
 Gänzlich bei Fülle, wie den bei Tiere in ähnlicher Weise an der Stelle an der.

Tage in bezug auf die Vernichtung des Elefanten, des Nashorns und anderer Tiere im weiten Afrika. Die Vernichtung geht in der Stille vor sich, und nur wenige Männer, die diese Verhältnisse einigermaßen überschauen, tragen darüber Kunde in weitere Kreise, andere aber schweigen, vielfach aus guten Gründen . . .

Die Schilderungen von Harris, Oswell, Vardon, T. J. Andersson und ihrer Zeitgenossen geben einen Begriff, welche ungeheure Wildmengen die südafrikanischen Ebenen damals durchfluteten. Wir sind leicht geneigt, den faunistischen Reichtum früherer Epochen zu unterschätzen. Seit undenklichen Zeiten spielt sich der Prozeß der Tiervernichtung durch die Hand des Menschen ab. Seit Tausenden von Jahren hat der Mensch die Fauna immer mehr und mehr zurückdrängen müssen, und sie ist diesem ungleichen Kampfe gewichen. Dieser Vorgang spielt sich so langsam und unmerklich ab, daß uns nur noch die dürftigen Relikte aus früheren Zeiten eine Schätzung des Reichtums ermöglichen, der längst verschwunden ist. Das sind keine leeren Phantasien: alle die einsam gelegenen Eilande der Weltmeere, die wenig betretenen Polarländer und alle menschenleeren Einöden und Steppen geben uns auch heute noch Kunde davon. Nicht nur aus dem Munde von Cornwallis Harris, sondern auch einiger seiner Zeitgenossen sind uns Schilderungen über den einstigen Reichtum an Wild im Kaplande Südafrikas geworden. Damals war das Land im Sinne des Wortes bedeckt mit zahllosen Herden von Kapbüffeln, Weißschwanzgnus, Bleibböcken, Bonteböcken, Zebras, Quaggas, Bergzebras, Kuhantilopen, Elenantilopen, Pferdeantilopen, Oryxantilopen, Wasserböcken, Pallahantilopen, Springböcken und Straußen. Herden von Hunderten von Elefanten wurden sichtbar; Nashörner, sowohl die weiße, jetzt fast ausgestorbene Art, wie auch das schwarze Doppelnashorn konnten an einem Tage in vielen Dutzenden gesichtet werden, die Giraffen zu vielen Hunderten; jeder Sumpf, alle Flußläufe waren von Flußpferden im Sinne des Wortes überpölkert. Alle anderen heute noch spärlich vorkommenden Wildarten, wie das große schöne Kudu und alle die verschiedenen Arten kleineren Wildes waren in großen Mengen vertreten! Obwohl der Süden Afrikas seit dem Jahre 1652 in immer steigendem Maße von Buren besiedelt worden war, hatten alle diese Schätze sich immer noch in reichlicher Menge erhalten können bis zu dem Zeit-

Wort reden, als ich ihn als vielfach nur in der Phantasie bestehendes Fabelwesen bezeichnen möchte. Andere Länder, andere Sitten, und schwarze Schafe gibt es unter allen Nationen! Jedenfalls dürfen englische Auffassung von Sport als vorbildlich gelten, ebenso die Maßregeln, die von englischer Seite zum Schutz der Tierwelt ergriffen werden.



punkte, wo vor etwa hundert Jahren der Hauptvernichtungskrieg begann. Viele Ursachen spielten da mit: die steigende Zahl der Ansiedler, ihr immer weiteres Vordringen in abgelegene Gebiete und vor allen Dingen die Verbesserung der Feuerwaffen.

Die Eingeborenen, obwohl in Südafrika höchst zahlreich, hatten, wie überall, die Tierwelt dem das Land erobernden Europäer in reicher Zahl übergeben. Ihm war es vorbehalten, den Vernichtungskrieg in kurzer Zeit zu Ende zu führen. Ein wahrhaft trauriges Schauspiel!

Mit treffenden Worten hat Wilhelm Bölsche<sup>1</sup> diesen Vorgang geschildert: „In Afrika vollzieht sich heute vor unseren Augen ein wunderbares Schauspiel. Eine ganze gigantische Tierwelt geht zugrunde. Es ist der Hauptrest der großen Säugetierentwicklung der Tertiärzeit. Einst über Europa, Asien, Nordamerika in gleicher Fülle verbreitet, geht diese überaus merkwürdige Lebenswelle jetzt auch in ihrem letzten Akt rapid nieder. Alles wirkt zusammen: Menschenkultur, Menschen-unverstand, Krankheit. Wenn für so etwas einmal die Stunde ist, hilft alles mit besiegen. Um ein Beispiel anzugeben: An einer belanglosen Tatsache, daß wir beim Billardspielen elfenbeinerne Kugeln besitzen, geht der afrikanische Elefant zugrunde. Der einzelne kann das nicht aufhalten. Aber was er kann, das ist: Für einen Spezialzweig der Naturwissenschaft vor Toreschluß noch Material retten. Die letzten Elefanten, Wildbüffel, Giraffen noch einmal beobachten in ihrem uralten Milieu, dieses letzte lebende Stück der Tertiärzeit!“

Von großer Wichtigkeit für unsere Kenntnis des einstigen Tierreichs in Südafrika sind vor allen Dingen die Aufzeichnungen Le Vaillants, eines französischen Reisenden, welcher um das Jahr 1780 von Kapstadt aus seine Reise ins Innere antrat. Sie sind um so interessanter für uns Deutsche, als er auch Teile des heutigen Deutsch-Südwestafrika bereiste und uns über die damaligen Verhältnisse in seinem Buche unterrichtet. Auch er erzählt von geradezu unglaublich großen Mengen der verschiedensten Wildarten, stößt allenthalben an den Ufern des Orangetrusses auf große Elefanten- und Giraffenherden und weiß nicht genug von dem erstaunlichen Tierreichtum zu berichten. Für den heutigen Kenner Deutsch-Südwestafrikas werden seine Berichte von ganz besonderem Interesse sein. Er veranstaltete große Sammlungen, die er mit in sein Vaterland brachte, und darf allem Anschein nach als einigermaßen vertrauenswürdiger Gewährsmann betrachtet werden, wenn er sich auch, nach Art vieler damaliger und späterer

---

<sup>1</sup> Gelegentlich der Besprechung meines Buches: „Mit Bliglicht und Büchse“.

Reisender, hier und da offenbare Unrichtigkeiten gestattet. So z. B. berichtet er an einer Stelle, daß er ein von ihm angeschossenes Zebra versuchsweise eine lange Strecke weit bis zu seinem Lager geritten habe!

Etwa fünfzig Jahre später zur Zeit der Reisen des Kapitän William Cornwallis Harris<sup>1</sup> herrschten, wie bereits angeführt, noch ähnliche Verhältnisse in bezug auf den Wildreichtum wie in den Tagen Le Vaillants. Die Belästigung der Reisenden durch Löwen war etwas ganz Alltägliches. Der Vaalfluß wimmelte damals von Flußpferden. Die Umgebung des heutigen Pretoria war von einer Anzahl von Nashörnern belebt, die dem Reisenden geradezu lästig wurden: „Aus jedem Busch schaute der häßliche Kopf eines solchen Geschöpfes hervor.“ Aus der Umgebung von Mafeking berichtet er, daß die Ansammlungen von Zebras und Weißschwanzgnus tatsächlich die ganze Ebene bedeckten, daß er wohl an fünfzehntausend Stück Wild gleichzeitig mit eigenen Augen sah! An einer anderen Stelle erzählt er uns von einem geradezu überwältigenden Anblick! Er sah über dreihundert Elefanten zu gleicher Zeit; die Ebene bildete nach seinem Bericht eine einzige lebende bewegte Masse. —

Der von mir bereits im vorigen Bande erwähnte William Cotton Oswell, der erst im Jahre 1893 starb, lernte die südafrikanischen Länder zur Zeit Livingstones kennen und berichtete in ähnlichem Sinne wie sein Vorgänger Harris. Er fand einmal über vierhundert Elefanten in einer Herde vereinigt in der freien Steppe! Leider hat er, gleich so vielen anderen, nur höchst spärliche Aufzeichnungen veröffentlicht.

Gordon Cumming, ein aus Brehms Tierleben auch dem deutschen Publikum bekannt gewordener Reisender, hat aus jenen Tagen ebenfalls Aufzeichnungen hinterlassen, die sich mit den Schilderungen seiner Zeitgenossen decken. Aus dem Jahre 1860 wird uns da berichtet, daß im Orangefreistaat zu Ehren des Großherzogs von Sachsen-Koburg-Gotha ein großes Treiben veranstaltet worden war. Man schätzte die Zahl des durch die Eingeborenen zusammengetriebenen Wildes, sowohl Zebras, wie Quaggas, Gnus, Kuhantilopen, Bleßböcke, Springböcke und Strauße auf über fünfundzwanzigtausend Stück. Die an diesem Tage gemachte Beute wurde auf zirka sechstausend Geschöpfe berechnet, und eine Anzahl Eingeborener wurde von den Wildherden zu Tode getrampelt!

<sup>1</sup> Sir William Cornwallis Harris muß als völlig glaubwürdiger Zeuge betrachtet werden; seine Werke sind wohl das vollkommenste urkundliche Zeugnis über die faunistischen Verhältnisse Südafrikas.



Die steinerne Kiste, die es schon seit langer Zeit im Heiner Jüdischen Garten in Jerusalem, im Jahr eines Jüdischen Festes, zu sehen ist. Sie befindet sich ganz auf der gegenüberliegenden Seite der Kiste, die in der Mitte des Gartens liegt. Die Kiste ist aus Stein und hat eine Kiste, die in der Mitte des Gartens liegt. Die Kiste ist aus Stein und hat eine Kiste, die in der Mitte des Gartens liegt. Die Kiste ist aus Stein und hat eine Kiste, die in der Mitte des Gartens liegt.



Um jene Zeit gab es noch gewerbsmäßige europäische Elefantenjäger in Südafrika. Heute gibt es weder Elefanten noch sonst irgend welches Wild in nennenswerter Anzahl in den einst so reich besetzten Revieren. Alles ist im Laufe von hundert Jahren hingeschlachtet worden. Wo einst Hunderttausende von Gnus ihr Wesen trieben, gibt es nur wenige Hundert sorgsam behütete und gehegte Stücke. Mit allen anderen Wildarten verhält es sich ähnlich. Viele andere sind völlig und für immer verschwunden. Langsam aber sicher wird sich ein ähnlicher Prozeß überall da im weiten Afrika abspielen, wo die Kultur ihren Einzug hält. Eine Möglichkeit nur gibt es, das schöne afrikanische Wild auf die Dauer zu erhalten, die nämlich, daß der Jäger sich der Hege und Schonung annimmt.

Mit Recht sagt ein so erfahrener Kenner einschlägiger Verhältnisse wie A. H. Neumann, wohl einer der erfahrensten englischen Elefantenjäger, daß das Vorhandensein vieler afrikanischer Wildarten sich mit der fortschreitenden Kultur nicht verträgt. Er führt aus, daß nur dort einigermaßen auf sicheren Schutz des Wildes gerechnet werden könne, wo Wildreserven nicht nur errichtet, sondern auch Europäern und Eingeborenen gegenüber hinreichend kontrolliert werden können. Ein Verbot, weibliche Elefanten zu schießen, hält er z. B. für das ostafrikanische Jagdrevier für unausführbar: „Ich möchte, daß einer derjenigen, die solche Gesetze aussinnen, in den afrikanischen Busch käme, und uns dort zeigte, wie wir in diesen undurchdringlichen Dickichten Elefantenkühe von Bullen unterscheiden können.“ —

In den britischen Kolonien Afrikas hat man mit großem Erfolge Wildreserven eingerichtet, die für Britisch-Ostafrika, den Sudan und Somaliland, endlich für Britisch-Zentralafrika zusammengenommen etwa die fünffache Größe des Viktoriasees haben mögen.

Nach möglichst genauen Berichten der Distriktverwalter hat man Schätzungen angestellt über die Zahl des vorhandenen Wildes, hat bei Anlage der Wildreserven die weiten Wanderungen der afrikanischen Tierwelt möglichst in Betracht gezogen und durch strenge Schutzmaßregeln mannigfacher Art höchst Erfreuliches erreicht. Auch in der Transvaalkolonie ist ein Schonrevier zwischen dem Elefantenfluß und der portugiesischen Grenze in der Nähe von Barberton bestimmt worden. Wer in dieser Reserve unberechtigt jagt, verfällt einer Strafe von zweitausend Mark oder sechs Monaten Gefängnis. Von großem Interesse ist der amtliche Bericht über die Insassen dieser Wildreserve. „Sie enthält ein altes Rhinoceros (mit Blei gespickt), eine kleine Herde Elefanten, einen ansehnlichen Bestand von Straußen, fünf bis neun

Giraffen, einen befriedigenden Bestand von Gnus, ebenso von Schwarzfelsen oder Impallahantilopen, zwei bis drei kleine Büffelherden, mehrere Zebraherden, eine gute Anzahl Klippspringer, zahlreiche Wasserböcke, Kudus und eine kleine Anzahl Pferdeantilopen. Ob hingegen Oryxantilopen und Elenantilopen noch vorhanden sind, erscheint dem Berichterstatter höchst fragwürdig.“

In den weiten Wildreserven, die hingegen in Britisch-Afrika und namentlich im Sudan errichtet worden sind, treiben noch eine große Anzahl all der formenschönen Bewohner der Wildnis ihr Wesen, die das Herz jedes Jägers entzücken müssen.

Es ist zu hoffen, daß durch die Errichtung derartiger mit Erfolg zu überwachender „Heiligtümer“ (Sanctuarien), wie der Engländer sie nennt, ein Weg gefunden ist, ähnlich wie in Amerika, so auch in Afrika das eingeborene Tierleben noch lange zu schützen.

Auch in den deutschen Kolonien ist man nach Kräften bemüht, die einheimische Tierwelt zu erhalten. Allmählich wird man Mittel und Wege finden, der drohenden Vernichtung vorzubeugen. Je mehr sich auch hier die Ansichten klären, durch die Erfahrungen vieler, allmählich miteinander in Verbindung tretender Sachkenner sich die so schwierige Materie einigermaßen übersehen läßt, je eher dürfte durch gemeinsames Wirken hier Erfreuliches zu erwarten sein. Mit Interesse verfolge ich seit Jahren alle einschlägigen Ereignisse, und eine ausgebreitete Korrespondenz mit Offizieren, Beamten und Privatleuten gestattet mir den Schluß, daß man sich allerorten nach Kräften regt. -- Freilich stoßen wir bei diesen Bestrebungen auf große Schwierigkeiten. So scheint es, daß die versuchte Burenansiedlung am Kilimandscharo in Ostafrika, zuverlässigen und zahlreichen Berichten nach zu schließen, äußerst verderblich für den einst so herrlichen Wildbestand jener Gegenden war und ist. — Aber freilich, eine Ansiedlung von Buren, eines Volkes, das einst so gründlich mit dem Wilde Südafrikas aufräumte, wird sich mit einer Erhaltung dieses Wildbestandes schwer vereinigen lassen. Man sieht, wie schwierig die Regelung dieser Dinge für die Regierung ist.<sup>1</sup> —

Vergessen wir ferner nicht, daß die Fortschritte der Waffentechnik so außerordentliche sind, daß der heutige Schütze dem Wild unter ganz anderen Bedingungen nachstellt, wie der Jäger vor einem halben oder einem Vierteljahrhundert.

---

<sup>1</sup> Seitens der Gouvernements und der Lokalbehörden geschieht das möglichste, um diesem Unwesen zu steuern. Leider scheinen aber diese Bestrebungen wenig Erfolg zu haben. --

Aber nicht der einzelne sportliche oder wissenschaftliche Jäger,<sup>1</sup> nicht der Mann, der uns erst Kunde von vielen Bewohnern der Wildnis bringt, der unsere Aufmerksamkeit erst auf sie lenkt, darf als der Vernichter erotischer Faunen betrachtet werden, sondern all die machtvollen Verhältnisse zusammengenommen, die den Fortschritt der Kultur allerorten ausmachen. Ist doch eine völlige Ausrottung des ostafrikanischen Wildes allen Ernstes von wissenschaftlicher Seite bereits in Anregung gebracht worden, um hierdurch der Tsetsefliege oder andern Schädlingen beizukommen, die Krankheiten vom Wilde auf das zahme Vieh übertragen können. Und das, bevor man mit Sicherheit sagen kann, ob diese Erreger nicht auch von einer Anzahl sehr kleiner und unausrottbarer Tiere aus übertragen werden können!! —

Wir haben zunächst die Aufgabe, die fremden Faunen genau kennen zu lernen. Dazu müssen wir Material herbeischaffen, das unseren wissenschaftlichen Instituten das Studium jener fremden Tierwelt ermöglicht, das ihnen gestattet, weiten Kreisen eine Anschauung von all den reichen Schätzen zu geben und dadurch Liebe und Verständnis im Herzen der ausziehenden Kulturpioniere zu erwecken.

Sodann müssen wir auf ausführbare Schutzmaßregeln sinnen. Das ist ein weites Feld der Arbeit. Der Jäger muß sodann einen vernünftigen Tierschutz in die Hand nehmen. Dieser Schutz muß den andersartigen Verhältnissen angepaßt sein, die die weiten erotischen Jagdgründe aufweisen und darf nicht von heimischen Gesichtspunkten allein betrachtet werden.

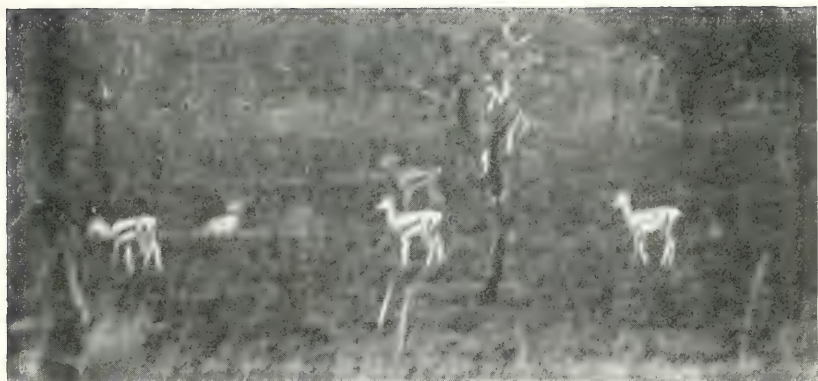
Nicht damit ist es getan, über die Ausrottung der Tierwelt zu wehklagen, auch nicht damit, dem einzelnen Jäger seine Jagdfreude zu unterbinden, sondern nur dadurch kann Ersprießliches erreicht werden, daß alle ins Ausland reisenden Europäer ihre Erfahrungen austauschen, Material sammeln und sich nach Kräften bemühen, in gemeinsamer Arbeit Maßregeln zu ersinnen, die der drohenden Vernichtung tunlichst Einhalt gebieten.

Das ist ein großes und schönes Ziel. —

<sup>1</sup> Vergleiche mein Werk „Mit Blitzlicht und Büchse“, Seite 529, Ausführung des Kustos am Königl. Zoolog. Museum in Berlin, Prof. P. Matschie und Seite 537, Ausführungen von Prof. Dr. A. Reichenow.







Junge Grantgazellen auf schwarzgebranntem Steppenboden.

#### IV.

### Die „wiedererstehende“ Tierwelt.

Etwas genau kennen lernen, sich in etwas versenken und in seinen kleinsten Eigenheiten zu erforschen, ist meist gleichbedeutend mit einem Liebgewinnen der betreffenden Materie. Die Verbreitung genauere Kenntnis der uns umgebenden Naturerscheinungen muß gleichbedeutend sein mit Erweckung von Liebe und Zuneigung zu all diesen vielfältigen Erscheinungen und all den Herrlichkeiten, die sie den Sinnen bieten. Mit dem fortschreitenden Drange nach Erforschung und Erkenntnis muß sich folgerichtig aller Orten der Wunsch regen, einer vorschnellen Vernichtung der Fauna und Flora nach Kräften entgegenzutreten, und tatsächlich sehen wir aller Orten die öffentliche Meinung zugunsten der vielbedrohten Naturdenkmäler Partei ergreifen.

Es gilt zu beobachten und zu erforschen; es gilt von dem ungeheuren, oft nutzlos verschwendeten Material kleine Teile zusammenzutragen, um sie im Dienste der Spezialwissenschaften zu verwenden und um sie jedermann behufs Anschauung und näherer Kenntnisnahme zugänglich zu machen. Es gilt große, planmäßig angelegte Sammlungen zu veranstalten, um aller Orten möglichst viel Material zu wissenschaftlichen und Unterrichtszwecken zu retten, solange es noch zu retten ist. „Könnte man diesen Gedanken an die maßgebende Stelle bringen, so würden Millionen für diesen Zweck flüssig gemacht werden“, schreibt einer der genauesten Kenner der betreffenden Materie. Unsere zoologischen Gärten und Museen tun ja ihr Möglichstes, aber es fehlt an Geldmitteln. Während die größten Summen zum Ankauf von Alter-

dünnern flüssig gemacht werden, gebricht es an Mitteln, um aus den verschwindenden faunistischen Schätzen heute, wo es noch Zeit ist, das Nötige zu retten!!

Das Ausland, Amerika zum Beispiel, geht uns da mit glänzendem Beispiel voran. Dort entstehen Schausammlungen, so herrlich, so schön und groß angelegte Tierpanoramen, daß sie Liebe zur Natur in jedes Beschauers Herz entzünden müssen.

Was von all den aussterbenden Schätzen gerettet werden sollte, müßte für alle nachfolgenden Zeiten genügen, müßte zum Teil in feuer- und diebesicheren „zoologischen Schatzkammern“ aufbewahrt werden, denn niemals kann es später mit noch so großer Mühe wieder beschafft werden! Unseren Museen erwächst daraus eine große und schwere Aufgabe. Man könnte füglich von ihnen verlangen, daß sie nicht nur die hauptsächlichsten Repräsentanten der Tierwelt zur Anschauung bringen, sondern daß sie auch in jenen zoologischen Schatzkammern Exemplare der hervorragenden Vertreter unserer heute noch lebenden Fauna, die in absehbarer Zeit ausgestorben sein wird, aufbewahren und nach allen Regeln der Kunst vor Licht und allen anderen zerstörenden Einflüssen schützen. Eine derartige weitsichtige Politik würde die Nachwelt preisen!

Es scheint jedoch, als wenn in bezug auf das Sammeln der großen Formen unserer Tierwelt ein Unstern waltet! Widmet sich jemand solchen speziellen Zielen und Zwecken, findet er auch dabei den Beifall der Sachmänner und weitester Kreise, ein gewisses Odium scheint ihn dennoch zu verfolgen! Selbstredend muß er von Tieren, die oft noch völlig unbekannt, fast alle aber noch kaum erforscht sind, eine Anzahl töten, um sie den Sammlungen der Heimat einzuverleiben. Wird ihm auch der Dank der Wissenschaft und der Wissenden, so stößt er doch bei anderen auf Vorurteil. Man glaubt sich berechtigt, ihm, dem Sammler, den Vorwurf der Vernichtung machen zu dürfen.

Die so reden, vergessen völlig, daß ihnen durch dieses vor Augen gebrachte Material überhaupt erst Kunde dieser schönen Geschöpfe ward, daß sie bis dahin kaum ein Interesse für dieselben gehegt haben und daß doch nur vermöge der auf diesem Wege uns gewordenen Kenntnis Maßregeln zur Erhaltung dieser Naturschönheiten getroffen werden können!

Gesetzt den Fall, es würden alle Museen und wissenschaftlichen Sammlungen der Welt mit einer Reihe von Exemplaren der meisten in ihrer Sortexistenz bedrohten Mitglieder der Tierwelt versehen werden; gesetzt ferner den Fall, daß jedes dieser Institute außerdem noch ganze Reihen von Fellen und Skeletten der einzelnen Arten sich

verschafft, so würde das, um einen drastischen Vergleich zu gebrauchen, zu der beklagten Massenvernichtung der Tierwelt etwa in dem Verhältnis stehen, wie der eine während des ganzen Lebens eines



Gruppe von Mbegaaffen, mit dem von mir zuerst gefundenen, weißgeborenen Jungen, im Besitz des Verfassers.

Sonntagsschützen durch Zufall erlegte Hase, zu den vielen Millionen jährlich in Deutschland erlegter Hasen.

Ist eine Art einmal so stark reduziert, daß sie durch Beschaffung einiger hundert oder tausend Stück für wissenschaftliche Zwecke vernichtet wird, so ist sie meist auch ohne diese Beschaffung unrettbar der Vernichtung verfallen! . . . Etwas anderes ist es ja beispielsweise um



die leidigen Eiersammlungen der Jugend. Freilich fällt es sehr ins Gewicht, wenn Wald und Flur fortgesetzt von Tausenden von Knaben, Jahr für Jahr, nach Vogelnestern abgesehen werden. Das liegt auf

Königl. Zoologisches Museum.

Berlin N. p. d. 16. Juni 1903

Exzellenz

Sehr geehrte Herr Vöhring

Ihre Ihren Brief habe ich mich sehr gefreut, Sie

und gesund, das ist die Hauptsache.

Melanesische Bonsterkäse kenne ich nur aus Westafrika und vers  
pa. Zweifellos nicht daran, dass sie überall gelegentlich vor kommen  
In schwarzen Käse kenne ich, wenn ein Götterkäse. Jedemfalls  
sind solche Stücke sehr interessant.

Wo ist denn der Buffel gezeichnet? Kann ich keine Zoographie davon  
bekommen? Sie kenne jetzt aus Deutsch Ostafrika schon mindestens 8  
verschiedene Buffel, das die Küste lebt von Senegal bis Angola im  
Buffel und vielen Schorn



In den nördlichen Gegenden bis zum Kap Rand im südwesten, das  
so aussieht:



das ist Senegal und im südwesten

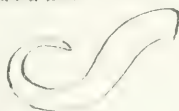


das ist Senegal

Endlich bei Senegal hat es die Form



mit dem Senegal und (Tulima etc.)



Die Erkenntnis, daß Deutsch Ostafrika, wie auch alle anderen Weltteile in viele zoogeographische Gebiete zerfällt, schreitet immer weiter fort. Prof. P. Matschie ist der hauptsächlichste Begründer dieser Lehre in bezug auf Säugetiere für die deutschen Kolonien...

der Hand und so werden namentlich seltene Arten in ihrem Bestande bedroht.

Das hier Gesagte sei immer wieder hervorgehoben, und ich kann zu diesem Ausdruck sämtliche Sachleute als Eideshelfer aufrufen.

Zum Mitsprechen glaube ich ein besonderes Recht erworben zu



Drei neue Arten des ostafritaniſchen Wildbüffels: *Bubalus schillingsi* Mtsch. spec. nov. Bekannt vom Mittl. Pangani, Tipeſee, Mombas. — *Bubalus ruhahensis* Mtsch. spec. nov. Bekannt von Upogoro, Idemu, Mbaragandu und dem oberen Ruaha. — *Bubalus wembarensis* Mtsch. spec. nov. Bekannt vom Tſchaja-Sumpf in der ſüdlichen Wembere Steppe. Die Abbildungen zeigen, wie ſehr der Büffel in den einzelnen Gebieten ſich in der Hornform unterſcheidet, und geben einen Beweis der Wichtigkeit gewiſſenhafter Sammlungen in den einzelnen Gebieten.

Die beiden unteren Abbildungen verdanke ich dem Herrn Ruſtos am Königl. Muſeum für Naturkunde in Berlin, Prof. Dr. Matſchie.

haben. Ich habe in der Heimat in den letzten fünfzehn Jahren kaum noch eine Flinte geführt, habe die verlockendsten Jagdeinladungen ausgeschlagen und im Anblick der mir so wohlbekannten heimischen Tierwelt, in ihrem Belauschen und ihrer Beobachtung allein Freude gefunden. Inmitten einer fremden, unerforschten Sauna, von der wir noch wenig oder gar nichts kennen, wo es gilt, sich selbst zunächst dürftige Kunde zu verschaffen, wo es der Anlegung von Sammlungen gilt, zur wissenschaftlichen planmäßigen Forschung inmitten dieser Tierwelt werde ich mich nicht besinnen, selbst größere Reihen einzelner Tiere zu erbeuten. Da gilt es sogar nicht nur die alten männlichen Exemplare nach Jägerbrauch zu erlegen, sondern auch Weibchen und junge Tiere in allen Altersstufen und Alterskleidern. Dies dürfte auch einem Kinde einleuchten, und niemand wird der Wissenschaft die Berechtigung absprechen, so zu verfahren, am wenigsten in den afrikanischen Ländern, die — im Gegensatz zu Indien und andern Ländern — noch nie die Kultur berührte und die daher in ihrer ursprünglichen Unberührtheit doppelt interessante Schlüsse gestatten!

Bringt jemand nach unendlicher Mühe große Sammlungen zusammen, gelangen diese glücklich an die Küste und ins Vaterland, so mag eine Vogelsammlung, eine Insektensammlung, eine Sammlung niederer Tiere noch passieren. Wehe aber dem Erleger größerer Wildarten! Diese fallen unter den Begriff der „jagdlischen Tiere“, und nun entwickelt sich eine eigene Art von Bazillus mit großer Schnelligkeit: der Bazillus des Jagdneides, der, von den Tropen in die Heimat übertragen, auch dort günstigen Nährboden findet. Es sei mir vergönnt, den Versuch einer Immunisierung gegen diesen Bazillus durch diese Ausführungen zu unternehmen. Ich habe schon oft betont, daß noch so große Mengen von Vogelbälgen und Vogelfedern zu Putz zwecken exportiert werden, daß durch diesen Export ganze Arten in ihrem Bestehen bedroht sein dürfen, daß jeder einzelne Europäer seine persönlichen Jagdtrophäen ungehindert nach Hause schaffen darf, Trophäen, die mit geringen Ausnahmen fast keinen wissenschaftlichen Wert haben können; daß ferner die Vernichtung des Elefanten in Afrika der Elfenbeingewinnung halber sich vor aller Augen vollziehen darf — alles dieses gilt als erlaubt. Aber der Veranstalter von Sammlungen zu wissenschaftlichen Zwecken, der gewissenhaft jedes einzelne Fell, jeden Balg, jede Haut mit dem betreffenden Schädel und Gehörn sorgfältig etikettiert in die heimischen Museen schickt, ist nach einem häufig ausgesprochenen Urteil sehr schuldig an dem Untergang der Tierwelt.

Erfreulicherweise haben sich in den letzten Jahren unsere kolo-





*C. G. Schillings, phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Wbegaaaffe (*Alouatta palliata* Thos.), dessen eigentümlicher Chorgesang in dem Kapitel „Die Symphonie der Steppe“ erwähnt wurde.



nialen Sammlungen erheblich gemehrt. Ein außerordentlich großes Material ist unter anderm dem Berliner Museum für Naturkunde durch Beamte, Privatleute und Angehörige der Schutztruppe zugegangen. Der Zoogeographie erwuchs hieraus reicher Gewinn. Die überraschende und sich stetig mehrende Auffindung unbekannter Tierarten, wie des Okapi (*Ocapia johnstoni*), des schwarzen, bisher völlig unbekannten Waldschweines (*Hylochoerus meinertzhageni* Oldf. Thomas), waren erfreuliche Resultate der sich immer mehr regenden zoologischen Erforschung des schwarzen Erdteils. Mit Hilfe solcher Kollektionen gelang es Professor Matschie, mit bezug auf die Säugetiere, Professor Reichenow für die Ornithologie, festzustellen, daß jedes einzelne Ländergebiet des schwarzen Kontinents eine eigene Fauna aufweist; die bedeutsamsten Schlüsse über die Tierverbreitung wurden somit aus den großen systematischen Sammlungen gezogen. Mein leider so früh verstorbener Freund, Baron Carlo Erlanger, der bekannte Afrikareisende, der einzige Durchquerer des Südsomalilandes, vermochte durch umfangreiche systematische Sammeltätigkeit dieselben Theorien für die Vogelwelt der von ihm durchzogenen Gebiete zu erhärten; die gesamte Zoogeographie wurde in ganz neue Bahnen gelenkt und ergab die bedeutsamsten und wertvollsten Resultate. Es sollte alles geschehen, um diese Bestrebungen zu unterstützen.

Unseren Museen aber erwächst gebieterisch die Pflicht, durch Aufstellen umfangreicher belehrender *Schausammlungen* die Kenntnisse und damit die Liebe auch zur ausländischen Tierwelt zu verbreiten. Erfreuliche Schritte sind bereits geschehen, aber erklärlicherweise bedarf es zur Verwirklichung dieser Pläne umfangreicher moderner Neubauten für unsere Schausammlungen und Museen. Das Ausland, insbesondere England und namentlich Amerika, ist uns in dieser Beziehung weit voraus. Die zoologischen Gärten haben die Aufgabe, uns die Tierwelt lebend vorzuführen. Dies geschieht erfreulicherweise bei uns in einer weitstichtigen Weise. Dem Berliner Zoologischen Garten gebührt das Verdienst, in allmählich steigendem Maße die Tierwelt in einer ihr entsprechenden Umgebung, sowohl im systematischen wie im zoogeographischen und ethnologischen Sinn — soweit ein Konnex oder eine Symbiose gewisser Tiere mit dem Menschen anzunehmen ist, — zur Anschauung gebracht zu haben. Da sehen wir die ausgestorbenen Wildrinder, in ihrer Eigenart streng naturgetreu und künstlerisch angepaßten Gehegen und Behausungen, so den mit Gold kaum mehr aufzuwiegenden amerikanischen Bison in einer Umgebung, die uns an den ebenfalls untergehenden nordamerikanischen Indianer erinnert. Das Straußenhaus führt uns ins Land der Pharaonen, dessen Charakter-



tier einst der Strauß so gut war, wie Ichneumon, Krokodil und Nilpferd. — Die Welt der Nagetiere aber wird uns in einer innig dem deutschen Tiermärchen des Mittelalters gerecht werdenden, poesievollen



Der Aufbau einer von mir erlegten

Auch aus dieser Abbildung erhellt sich die große Schwierigkeit der „Wiederbelebung“ einer Giraffe . . .

Umgebung nahegebracht, die in ganz anderer Weise auf das Gemüt, namentlich der heranwachsenden Generation einzuwirken vermag, wie dies eine starr reglementierende Zurschaustellung vermöchte . . . Bei der Schwierigkeit der Beschaffung und Erhaltung einzelner Arten aber, und in Anbetracht ihrer Kurzlebigkeit in der engen Gefangenschaft können

die zoologischen Gärten nur dieser Aufgabe gerecht werden, solange ihnen die Möglichkeit gegeben ist, ihre Bestände immer wieder zu erneuern.

Den Museen dagegen erwächst die Verpflichtung, in von Menschen-



Giraffe im Museum in München.

Ulmählich ist das Kunstwerk so weit gediehen, daß die Haut darüber gezogen werden kann.

hand hergestellten Kunstwerken, taxidermistischen Meisterstücken, uns die einzelnen Tierarten auch dann noch lange vor Augen zu führen, wenn sie bereits ausgestorben sind.

Unter taxidermistischen Meisterstücken verstehe ich die plastischen Gruppen „ausgestopfter“ Tiere, die uns ihr Leben und Treiben, ihre

Sitten und Gewohnheiten tunlichst veranschaulichen sollen. In früheren Zeiten fiel diese Aufgabe dem sogenannten „Ausstopfer“ zu. Er nahm eine Haut, füllte sie mit irgend einem Stoffe aus, und gab dem Ganzen, so gut er es vermochte, das Aussehen eines vierfüßigen Tieres oder



Meine im Münchener Museum zum Leben wiedererstandene Giraffa schillingi Msch.

eines Vogels. Aus solch guter alter Zeit sieht man wohl ein ausgestopftes Flußpferd, welches nicht einem solchen, wohl aber einer riesigen Leberwurst gleicht; sieht Hirsche oder Antilopen, die den aus Holz geschnitzten Kinderspielzeugen der Weihnachtsmärkte meiner Kindheit ähneln, nicht aber den betreffenden Tierarten, welche sie darstellen



sollen, kurz, die traurigsten Terrbilder, aber weder Naturwahrheit noch Schönheit!

Heutigentags muß man füglich mehr, muß man das Höchste verlangen! An die Stelle des „Ausstopfers“ muß der Künstler treten,



Vom Verfasser erlegte Giraffe im königlichen Naturalientabinet in Stuttgart.

der plastisch die lebenswahre Form schöpferisch zu gestalten weiß und diese Form mit der Haut oder dem Balg überkleidet. Auf diese Weise hergestellte Kunstwerke finden wir erfreulicherweise nicht nur in den Museen des Auslandes, sondern auch in den Schausammlungen unseres Vaterlandes in immer steigender Menge; noch aber begegnet



diese künstlerische Tätigkeit ungenügendem allgemeinen Verständnis; man schätzt sie noch viel zu gering ein!

Welche Arbeit verursacht allein die kunstgerechte Aufstellung eines einzigen großen Säugetieres in einem Museum, beispielsweise einer Giraffe! Zuerst muß in der Wildnis das Tier erbeutet und die Haut mühevoll präpariert werden. Ist sie glücklich in der Heimat angelangt, so erfolgt eine abermalige mühevolle Bearbeitung und endlich ihre Aufstellung. Der schwierige Aufbau des Gerüstes, die Arbeiten an dem riesigen Tiere bis zur Vollendung erfordern eine Tätigkeit von fast einem Jahre! Große Geduld, Verständnis, künstlerische und doch naturwahre Auffassung sind die weiteren Bedingungen zum Gelingen des Ganzen!

Unsere Abbildungen zeigen uns den Gang der Aufstellung einer von mir gesammelten Giraffe in verschiedenen Phasen. Man begreift, daß außer der künstlerischen und wissenschaftlichen Fähigkeit zur richtigen Gestaltung vielerlei verwickelte Handgriffe nötig sind, bis das riesige Tier wiederum „zum Leben erwacht“ vor uns steht. .

Serner wollte ich an einer weiteren Giraffe, an einer Anzahl von Antilopen, herab bis zur winzigen Zwergantilope zeigen, wie eine Tierwelt durch die Hand des Künstlers „wiedererstehen“, von neuem zum Leben erweckt werden kann. . .

Alle unsere größeren Institute sollten aber Mustersammlungen aufweisen der hauptsächlichsten und hervorragendsten Vertreter der Tierwelt, in ihrer natürlichen Umgebung in lebensvollen Gruppen nachgebildet!

In Amerika ist es Sitte geworden, daß den zoologischen Instituten von Privatleuten große Sammlungen und große Summen zur Verfügung gestellt werden, mit deren Hilfe sie lebenswahre Kunstwerke der Natur schaffen können, Kunstwerke, durch deren Betrachtung der Beschauer Einsicht erhält in das Leben und Treiben der heimischen, wie der fremden Tierwelt. Leider hat sich bei uns diese Sitte noch kaum eingebürgert!

Meine Mutterstadt Frankfurt<sup>1</sup> kann den Ruhm beanspruchen, in dem altehrwürdigen, nunmehr in ein neues Heim übersiedelnden Senckenbergischen Institut ein durch private Zuwendungen und privates Interesse entstandenes Museum zu besitzen und eine Schausammlung entstehen zu sehen, die als vorbildlich bezeichnet werden kann.

Keine größere Freude kann dem Sammler zuteil werden, als wenn er bei einer Rundreise durch die heimischen Museen aller Orten das von ihm einst im fernen Lande beobachtete und erlegte Wild

<sup>1</sup> Auch an andern Orten, so in München, Stuttgart, Karlsruhe, sind in den letzten Jahren prächtige Gruppen in den Schausammlungen aufgestellt worden.

wieder zum Leben erweckt sieht. So wollte ich es mir nicht versagen, eine Anzahl von Tieren und Tiergruppen diesem Buche beizufügen, die jetzt in den verschiedensten Museen aufgestellt und einst von mir in der afrikanischen Steppe erbeutet worden sind. Das sind Trophäen, die jeden Jäger locken sollten! Allerdings gewinnen sie sich nicht so leicht, wie das mühelose Abschlagen von Geweihen oder Hörnern erlegten Wildes!

Lebenswahre Gemälde von Künstlerhand, photographische Aufnahmen nach dem Leben und endlich diese zum Leben wieder erweckten Gruppen sind die Hilfsmittel, die erzieherisch und belehrend wirken können und sollen, damit all das Schöne auf diesem Gebiete der Schöpfung nicht nur einzelnen wenigen Gelehrten, sondern auch der Allgemeinheit zugänglich wird. Wenn dies in immer steigendem Maße die Förderung maßgebender Kreise findet, so wird damit erreicht, was irgend zu erreichen ist. Der Untergang der einzelnen Arten durch Schutzmaßnahmen zu verhindern, vermag angesichts der fortschreitenden Technik und Kultur auf die Dauer wohl niemand, wenn auch geeignete Maßnahmen den Prozeß der Ausrottung hoffentlich noch hinauschieben. Gebieterisch aber erwächst uns die oben gekennzeichnete Pflicht, ihre Erfüllung muß in jedem der Beteiligten die einzig wahre Befriedigung auslösen, die einem Sterblichen gegeben ist, das getan zu haben, was irgendwie in seinen Kräften stand!



Photographische Studie einer von mir erlegten männlichen Giraffengazelle. (Lithocranius walleri Brodke.) Diese Gazelle ist von außerordentlicher Schönheit und so schön, daß sie erst 1896 zum ersten Male vom Verfasser in Deutsch-Tsitafrila beobachtet wurde.



Diese im Karlsruher Naturalienkabinett wieder zum Leben erweckte Zwergantilope beweist, daß ausgestopfte Tiere unter Umständen zu Täuschungen — als in der Wildnis photographiert — benutzt werden können. Das Kennerauge würde jedoch sofort die Täuschung wahrnehmen . . .



Eine von Robert Banzar in Lehringen dargestellte Gruppe von Giraffengazellen im Besitz des Verfassers. Rechts ist die Stellung der Gazelle zur Anschauung gebracht, wie sie auf den Hinterläufen aufgerichtet von Büschen und Bäumen zu äßen pflegt. (Die Stellung wurde mit Berücksichtigung einer englischen Zeichnung gewählt.)





Nach langer Pirche gelang es mir aus einem großen Rudel eine schneeweiße Schwarz-  
feriantilope zu erlegen, die uns eine von R. Panzer in Tübingen präparierte  
Gruppe von drei Servalen überfallen zeigt. Diese in meinem Besitz befindliche Gruppe  
stellt auch einen von mir erbeuteten schwarzen, melanotischen Serval aus dem Kiliman-  
dichargebiete dar . . .



Eine der vom Verfasser in Deutsch-Ostafrika entdeckten *Hyaena schillingsi* Mtsch. im  
Zoologischen Museum in London. Bei Beschaffung dieser Abbildungen sind mir die Herren  
Prof. Dr. Brauer in Berlin, Oberstudienrat Prof. Dr. Lampert in Stuttgart, Hofrat  
Prof. Dr. Müglin in Karlsruhe, Prof. Dr. Hertwig in München, Dr. Lorenz Ritter  
von Liburnau in Wien, Dr. Doflein in München, Dr. Auerbach in Karlsruhe be-  
sonders liebenswürdig behilflich gewesen.





Zum Verfaller eilende Hirschbuckden (*Neodragus moschatus*, Van Lintem) aus Tschisch-Schist in Gethner  
Nat. Museum für Naturkunde.





An die Stelle des „Ausstopfers“ muß der Künstler treten... Vom Verfasser erlegte Schwarzfertenantilope  
im Großherzoggl. Museum in Karlsruhe.





Ein Giraffenkopf und ein Zwergantilope im Großherzoglichen Naturalienkabinett in Karlsruhe.



2. Foto: 1910. Foto: 1910. Foto: 1910.

Stoff eines von Gefallen Bergen in der.

1910. Foto: 1910.



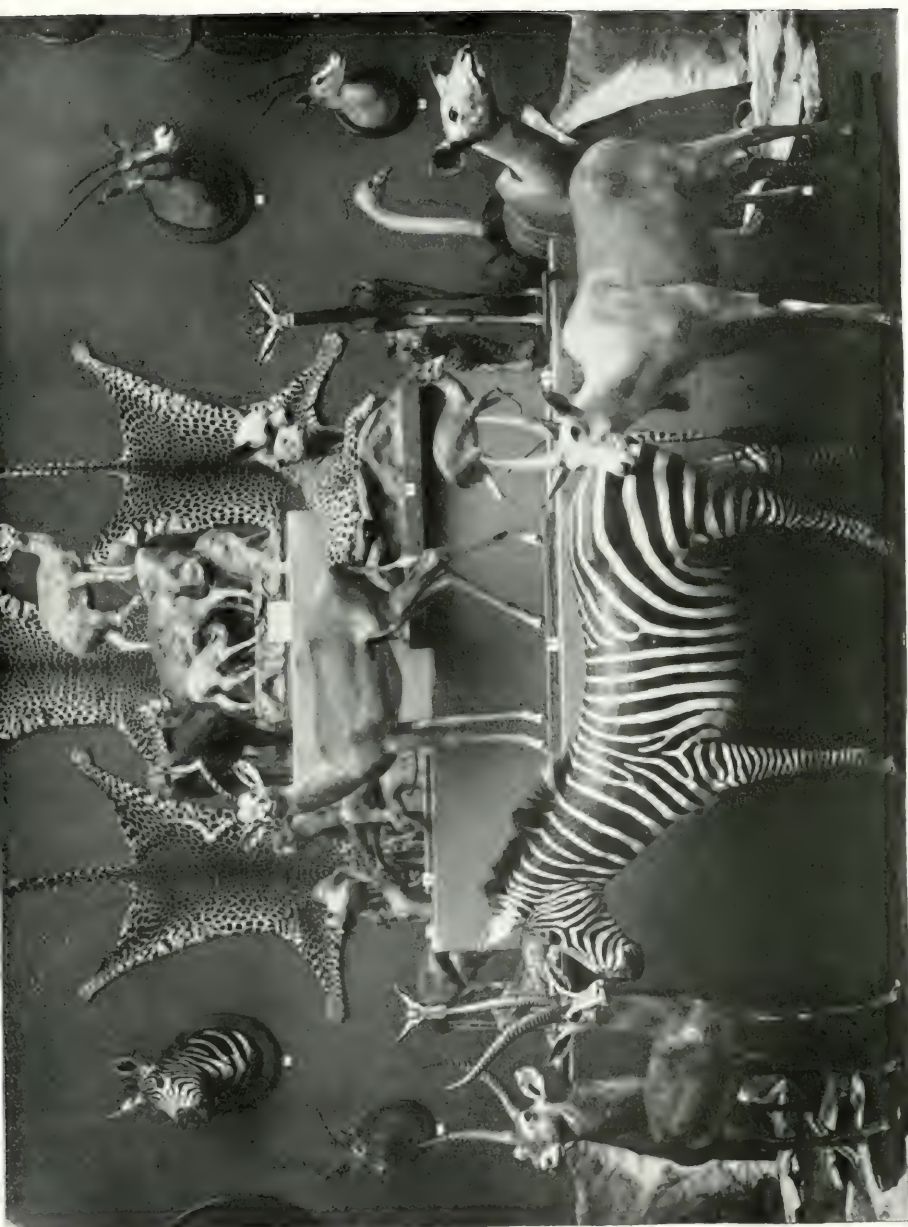
C. G. Schäfers ph. z.

aufnahme eines von Menschenhand in keiner Weise berührten Eiernestens. Man sieht deutlich die vielen Gähren der großen Vögel, links eine einzelne Blaumeise, auf der Oberseite mehrerer Eier einige Sandflecken.

E. Vogtland, Volan, Zitzberg 1908.







*Phil. aus d. Großherzog. Kolonial-Nat.-M.-Kabin.*  
 Eine Sammlung meist vom Verfasser erlegter Tiere im Großherzoglichen Naturalienkabinett in Karlsruhe. Darunter, in der unteren Reihe von links nach rechts, gewandelter, grauer, junger Elefant, und rechts ein vom König der Belgier geschenktes junges Zebu (Oxalis j. h. h.).







*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.*

Mimikry der Menschen: Frauen der Dase nahe in einer Bananenschambe.  
Auch die Eingeborenen verschwimmen für das Auge oft außerordentlich mit  
der Umgebung . . .

(Gelegentlich der letzten Naturforscherversammlung wurde von militärärztlicher Seite die  
Berücksichtigung der Gesetze der Mimikry in bezug auf die Uniformierung warm empfohlen.)





Rilgänse ließen sich in der Nähe meines Berittedes im Zumpfe nieder . .

## V.

### Die deutsche Jagd und der Schutz der Naturdenkmäler.

Nicht nur am fernen Nakurosee trieb einst der Zauber des Elescho sein Wesen. So weit unsrer Erde Rücken sich wölbt, lebte und webte er einst und lebt er heute noch.

Nur, daß er stets einen anderen Namen trägt, sich mit anderen Symbolen verknüpft.

Auch wo den Polarländern ein kurzlebiger Sommer dürstige Kinder der Flora beschert, im Kampfe mit Schnee und Eis und langer arktischer Nacht, erkennt ihn das Auge des Wissenden. Hier lebt er in seltsam verkrüppelten Weiden und der dürstigen Renntierflechte. Verstanden werden kann er nur, wenn das ungeschlachte Walroß, wenn der gewaltige die Farbe seiner Schneefelder tragende Eisbär, wenn Herden der pelzverbräunten Moschusochsen und Renntiere die starre Öde beleben, wenn Millionen von Seevögeln die Klippen bedecken oder die Lüfte durchgaukeln. So fremd und ungewohnt ist allen diesen der Mensch und sein Erscheinen in jenen Breiten, daß sie ihn in keiner Weise fürchten, daß sie von allen Seiten herbeieilen, um das seltsame neue Wesen neugierig zu betrachten.

Auch in den Hochgebirgen Innerasiens lebt unser Zauber geknüpft an die Rudel der ursprünglichen scheuen Wildschafe, der graziosen Wildziegen und imposanten Steinböcke,<sup>1</sup> an das Leben und

<sup>1</sup> Die einst auch in Deutschland häufigen Steinböcke fand Dr. G. Merzbacher im zentralen Tian Shan in der Form *Ibex sibirica merzbacheri* und W. Lejewitz kürzlich in so großer Anzahl, daß Rudel von Hunderten zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten.



Treiben der in den Gebirgen dort zahllosen gewaltigen Bären und an fremdartige Kinder der Flora, die ich selbst nicht geschaut habe, von deren Existenz ich aber überzeugt bin, wie von dem Zauber selbst. —

Zu finden ist er in den Dschungeln Indiens, wo duldsame Buddhisten ihn niemals verjagt und die Tierwelt nie aus dem Paradiese vertrieben haben. Im Umkreis der Lotosblume kann er da vielleicht in stillen Mondscheinnächten erkannt werden . . .

Und er lebt noch allüberall: In den Einöden Australiens, in der neuen und alten Welt, auf allen Eilanden, in allen Flüssen und Gewässern, im geheimnisvollen Leben und Weben der Weltmeere und der Tiefsee, allüberall, wo der Mensch ihn noch nicht vertrieben hat.

Auch in der deutschen Heimat lebte er einst allerorten und ist er heute noch manchmal zu finden! Wo das gewaltige Elchwild in Brüchen und Sümpfen heimatete, unsere Vorfahren den Auerochs und den Wisent im Urwald jagten, trieb er sein Wesen. Heute knüpft er sich an das Edelweiß und die Gemse in den Alpen, an Eichen und Buchen, treibt sein Wesen, wo der grüne Rheinstrom flutet, oder wo der Edelhirsch seinen Schrei weithin dem Rivalen zusendet und der Weidmann den grünen Bruch sich bricht.

Da erlebt man den Eleleschozauber heute noch. Allerorten aber auf der Erde, allerorten in unserem Vaterlande lebte und webte er einst.

Und das mußte so sein, denn er entstammt dem Paradies. Dem Paradiese unberührter Natur, in dem einst der Mensch und das Tierreich gemeinsam weilten. Ihn entstammt der Eleleschozauber, der sich mir im fernen schwarzen Erdteil zum ersten Male so klar und deutlich offenbart hat, als ich von schwerem Krankenlager auferstanden, zur guten Stunde hell- und weitsichtig war und tief ergriffen von all dem mich umflutenden Leben. —

Unbeschreiblich stark wirkten damals diese Lebenswellen auf mich ein. Man muß nach wochenlangen Märschen durch öde Wälder und Hochsteppen plötzlich zu jenen so reich belebten Steppenseen niedergestiegen sein, um den großen Eindruck, den ich empfing und dem ich mich völlig hingab, nachfühlen zu können — — —

\*

※

\*

Das innige, schöne Verhältnis, das der deutsche Jäger zur Natur seines Vaterlandes einnimmt, wird hoffentlich noch lange, lange Zeit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, imstande sein, den alten herrlichen Zauber des Waldes und des Wildes zu erhalten und zu bewahren. Der Begriff deutscher Jagdgerechtigkeit hat sich

in einem so edlen und vollkommenen Sinne entwickelt, wie der Begriff fairen Sportes in England.

Beide Begriffe können nur aus einem schiefen Gesichtswinkel mißbilligend beurteilt werden, englische Auffassung des Sports erobert sich die Welt — deutsche Auffassung der Jagd sollte sie erobern!

Aus einer guten deutschen Weidmannsschule hervorgegangen, schätze ich mich glücklich, eine so wundervolle Tierwelt wie die afrikanische kennen gelernt zu haben. Dem Einflusse dieser Schule darf ich es wohl zweifellos zuschreiben, daß meine Auffassung des Erlebten und Geschauten eine so verständnisvolle Aufnahme im In- wie im Auslande finden konnte.

Es ist etwas Wunderbares um die deutsche Jagd! Ursprünglich liegt der Jagdtrieb wohl in jedem Menschen. Man muß nur ein einziges Mal die Aufregung erlebt haben, die innerhalb einer Versammlung von Tausenden von Menschen Platz greift, wenn sich plötzlich ein Hase oder ein ähnliches Wild zeigt. Fast ohne Ausnahme bemüht sich in solchen Augenblicken ein jeder, diesem Wilde nachzustellen, ohne Überlegung, und selbst in dem Bewußtsein, daß ihm die Beute auf keinen Fall gehören wird. Hier spricht eben ein starker, tief im Menschen wurzelnder Trieb! Aber wie schön und herrlich hat sich das, was wir unter Weidgerechtigkeit verstehen, aus diesem ursprünglichen Triebe in unserem Vaterland entwickelt!

Schon in uralten Zeiten muß sich eine gewisse Organisation des Jagdbetriebes herangebildet haben. Erzählen uns doch Forscher von Ruf aus dem Leben der nomadischen Jäger verschiedener Länder, daß die einzelnen Stämme und Familienverbände nur ganz bestimmte abgegrenzte Gebiete bejagen und diese Grenzen bei Leibe nicht überschreiten dürfen. Ähnliches ist mir von den Wandorobo und anderen jagenden Steppennomaden Afrikas aus eigener Anschauung bekannt. So wird es sich wohl allenthalben verhalten haben, von den Zeiten her, in denen primitive Menschen, Höhlenbewohner, die mächtige Tierwelt der Vorzeit zu bekämpfen begannen, bis in unsere Zeit, wo der Jagdbetrieb immer mehr organisiert wurde, bis er endlich ausschließlich den Grundeigentümern anheimfiel.

Aus diesen Rechten entstand das Streben nach Schutz sowohl dem fremden eindringenden Jäger gegenüber, als auch in bezug auf das Wild. Die fortschreitende Erkenntnis lehrte den Jäger, daß er nicht über ein gewisses Maß von Wild erlegen dürfe, ohne es auf seinem Gebiete vollkommen auszurotten.<sup>1</sup> Aus alledem bildete sich dann

<sup>1</sup> Die Hudsons Bay Company brachte im Jahre 1891 noch 1358, im Jahre 1901 nur noch 271 Stück Moschusochsenfelle (*Ovibos moschatus*) in den

wieder unser heutigentags so kompliziertes Jagdrecht und der Wunsch nach möglichst rationeller Ausbeutung der Jagdgründe. Dies Problem ist in Deutschland in ausgezeichneter Weise gelöst worden. Die deutsche Jagd ist von wichtigem Einfluß auf die Volkswohlfahrt. Zahlreiche Männer erstarken leiblich und seelisch durch die Ausübung der Jagd, und bedeutende Summen fließen dem Volksvermögen durch sie zu.

In Deutschland leben nach mäßiger Schätzung über eine halbe Million Jäger; es werden gegen 40000 Stück Rot- und Damwild, gegen 200000 Rehe, vier Millionen Hasen, vier Millionen Feldhühner, 400000 Enten alljährlich erlegt, alles in allem gegen 25 Millionen Kilogramm Wildpret, das einen Wert von 25 Millionen Mark hat und beinahe ein v. H. der gesamten deutschen Fleischnahrung darstellt. Die Jagdpachten bringen gegen vierzig Millionen jährlich ein.<sup>1</sup> Solche Werte liegen heutigentags im deutschen Jagdbetriebe. Aber diese Jäger, die eine so große Menge von Wild alljährlich erlegen, müssen gleichzeitig auch Beschützer und Heger dieses tierischen Lebens sein! So überraschend es klingt: viele Arten von Wild wären ohne Jäger längst ausgerottet! Aus zwingenden Gründen muß der Verfolger gleichzeitig die Rolle des Beschützers übernehmen.

Dieser Gedanke sollte aber viel weiter greifen, als es noch der Fall ist. Keine Nation hat, wie gesagt, die Jagd und den jägerischen Sinn so schön und poetisch auszugestalten gewußt, als gerade die deutsche. Aber nicht zu leugnen ist, daß diese so vollkommene Einrichtung, eben wegen ihrer Vollkommenheit, in gewissem Sinne einseitig geworden ist, einseitig, weil die Jägerei ihren Schutz und ihre Hege nur auf gewisse Tierarten beschränkt, einseitig aber auch, weil sie ihre Aufgabe in gewissem Sinn allzu zünftig auffaßt. Darin liegt ja eine große Stärke, aber auch eine gewisse Gefahr, jetzt, wo im Laufe der hastenden Kultur auf allen Gebieten des Lebens Veränderungen so sehr viel schneller eintreten als in früheren Zeiten.

Handel. Kanadische Biber verkaufte eben diese Gesellschaft im Jahre 1878 noch 102715, im Jahre 1892 nur noch 44200! Ein ausgezeichnetes Beispiel übertriebener Ausnutzung der Jagdgründe!

<sup>1</sup> Diese Angaben entnahm ich, neben anderen Quellen, dem interessanten Artikel von C. Brock in der Zeitung „Die Jagd“. — Der Verfasser berechnet die jagdlich genutzte Fläche im Deutschen Reiche auf 54 Millionen ha, die Zahl der auf jagdbares Wild im Jahre abgegebenen Schüsse auf 16 Millionen und die Zahl der auf nicht jagdbare Tiere abgegebenen auf 6 Millionen! Er nennt mit Recht den gesamten Jagdbetrieb einen „Verlustbetrieb“ für den einzelnen, aber einen Betrieb von produktivem Wert für den Volkshaushalt, da in ihm gegen 130 Millionen Mark jährlich umgesetzt werden!!



Jäger und Fischer verlangen unbedingte Vernichtung aller ihnen schädlich scheinenden Tierarten. Dies Verlangen bringt die Vernichtung vieler formschönen und einen Schmuck der Landschaft bildenden Tierarten mit sich. Folgerichtig müßte der Jäger als Forst- und Landwirt die Vernichtung auch des Wildes verlangen, das doch aus Forst und Feld seine Nahrung zieht. Das verlangen die Jäger natürlich nicht, sondern sie müssen sich, soweit angängig, von höheren Gesichtspunkten leiten lassen. Das geschieht auch schon vielfach. Als Kennzeichen intensiven, nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Jagdbetriebes haben wir beispielsweise neuerdings die wertvolle Idee des Forstmeisters Grafen Bernstorff zu begrüßen, wonach jungen Rehen und jungem Rotwild kleine, die Tiere nicht belästigende Marken, sogenannte „Wildmarken“ an den Lauschern befestigt werden. So kann man ihr Verbleiben, ihre Wanderungen, ihre Entwicklung genau verfolgen . . . Wir leben also tatsächlich schon in der Zeit, in der die einzelnen Stücke Wild gewissermaßen eine Nummer tragen.

So interessant und wertvoll derartige Maßnahmen sind, sollten wir unsere liebevolle Fürsorge auch auf die nicht jagdbare, unsere Heimat verschönende und belebende Tierwelt ausdehnen! Einige bekannte Großgrundbesitzer gehen hierin mit leuchtendem Beispiel voran, so in Ungarn, wo es Reviere gibt, in denen Wolf und Bär nicht völlig vernichtet werden, und in Deutschland, wo eine relative Schonung des Fuchses da und dort stattfindet. Die Folge war eine bedeutende Zunahme in der Stärke der Hirschgeweihe und Rehgehörne der betreffenden Reviere. Englische Grundbesitzer geben einem Wanderfalkenpaar, einem Paare Steinadler eine Freistatt, um diese schönen Vögel nicht völlig ausrotten zu lassen . . .

Aus diesen Beispielen sieht man, daß man mindestens über die allgemein herrschenden Anschauungen in bezug auf „Raubwild“ verschiedener Ansicht sein kann. Schützt man nicht nur einseitig das gejagte Wild, sondern auch die übrigen Säugetiere und Vögel, so wird man damit herrliche Erscheinungen aus dem Reiche der Natur vor dem Aussterben bewahren, und es vermeiden, sie einseitigen Interessen zu opfern. Es müßte doch zu denken geben, daß man in ursprünglichen Ländern — wie ich es vielfach in Afrika beobachten konnte — einen Urreichtum an Tieren aller Art vorfindet, der erstaunlich ist. Diesen Urreichtum jagt der Urmen sch mit seinen einfachen Waffen seit grauer Zeit, ohne ihn in seinem Bestande allzu sehr zu vermindern. Ein drastisches Beispiel, daß der Eingeborene dem Wildstande nicht schädlich wird, sondern nur der Europäer selbst, oder der in seinem Auftrage mit dem Ge-

wahr jagende Eingeborene, zeigt das Schicksal des nordamerikanischen Büffels, der Wale, Walrosse und Robben in den Eismeeeren, endlich das des afrikanischen Elefanten im einzelnen betrachtet, das Schicksal der südafrikanischen Fauna aber als Gesamtbild. —

Wir sollten daher in der Ausschaltung unserer sogenannten „schädlichen“ Tiere nicht so rigoros vorgehen. Hat doch beispielsweise vor kurzem Freiherr H. Geyer von Schweppenburg, mein engerer Landsmann, sogar festgestellt, daß unter Umständen selbst unser zierliches Teichhuhn (*Gallinula chloropus* L.), an Gras und Korn sehr schädlich werden kann . . .

In Südafrika bestehen sogenannte „Poisoning clubs“, die sich die Ausrottung schädlicher Tiere durch Gift zur Aufgabe gemacht haben. Durch gesetzliche Vorschrift sollte die Anwendung von Gift — mit Ausnahme vielleicht für wissenschaftliche Zwecke — vollkommen untersagt werden. Die Strichnimbüchse, deren Benutzung nur dem wissenschaftlichen Sammler in Ausnahmefällen erlaubt sein sollte, taucht heutzutage überall auf dem Erdball auf. Aus den fernsten Ländern ist mir von ihrer leider allzu erfolgreichen Anwendung berichtet worden.<sup>1</sup> Ist ihr schon längst der letzte Lämmergeier der deutschen Alpenwelt zum Opfer gefallen, so räumt sie heute unter dem Bestande der für den Menschen harmlosen Bären Ostasiens und anderer Länder erschreckend auf. In unserem Vaterlande aber hat sich eine vollkommene „Giftindustrie“ entwickelt, die etwas höchst Bedenkliches hat.

Ebenso möchte ich warm für das gesetzliche Verbot der Anwendung von Pfahleisen eintreten, denen alle unsere Eulen und Raubvogelarten zum Opfer fallen.

Fahren wir in dieser Weise fort, so kann der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo wir mehrere interessante Angehörige unserer heimischen Tierwelt aus der Liste der Lebendigen zu streichen haben. In Nordamerika sind u. a. folgende Tierarten in letzter Zeit teils ausgestorben, teils außerordentlich selten geworden: Kalifornischer Grizzlybär (*Ursus horribilis californicus*), San Joaquin Vallen-Elk (Wapiti), (*Cervus nannodes*), Stones Renntier (*Rangifer stonei*), Gabelantilope (*Antilocapra americana*), Pallas Kormoran (*Phalacrocorax perspicillatus*), Labradorente (*Camptolaimos labradorius*), Elfenbeinspecht (*Campephilus principalis*), Waldente (*Aix sponsa*), mehrere andere Vogelarten und endlich die amerikanische Waldschnepe. — Letztere fällt hauptsächlich den gewerbsmäßigen Jä-

<sup>1</sup> Professor Haberer fand kürzlich Strichnin an manchen Orten Ostasiens vielfach angewandt.

gern zum Opfer, welche sie in den Winterquartieren zu vielen Hunderten zu erlegen pflegen.

„This list could perhaps be extended“, fügt Herr R. Rathbun, der Sekretär der Smithsonian Institution, dessen Freundlichkeit ich diesen Bericht verdanke, lakonisch seinem Schreiben hinzu.

Seine Mitteilungen haben mich besonders auch aus dem Grunde interessiert, als sie alte Erinnerungen in mir wachriefen. Mein Vater erhielt in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Brief aus Nordamerika, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß er dort, wo sich das heutige New York ausgebreitet hat, Waldschnepfen zu Hunderten an einem Tage, erlegen könne. — Ich selbst aber pflegte in meiner Jugend einen farbenschönen Sittig, der mittlerweile fast ausgerottet, kaum heute mehr zu beschaffen ist! *Connurus carolinensis* heißt diese schöne, ebenfalls auf der Ausrottungsliste Nordamerikas stehende Papageienart. Man beginnt denn auch dort drüben Schutzbestrebnngen kraftvollen Ausdruck zu verleihen. In Sanktuarien, wie dem Yellowstonepark ist das Tierleben, auch das der Raubtiere vollkommen geschützt, sind die Bären so zahm geworden, daß sie den Besucher auf wenige Schritt herankommen lassen . . . Graf E. Bernstorff, der Gelegenheit hatte, im Staate Wyoming noch einige der dort gehegten Bisons zu jagen, berichtet: Man wolle es sich zur Lehre dienen lassen, noch bestehende urwüchsige Wildbestände, besonders in Afrika, besser zu schützen, als die amerikanische Tierwelt geschützt wurde. Man muß aber den Amerikanern und ihrem edlen Präsidenten, einem braven Weidmann, lassen, daß jetzt alles Mögliche in dieser Beziehung geschieht.“ —

Roosevelt tritt in der Tat für weitgehenden Schutz aller „Naturdenkmäler“, im besonderen der Tierwelt, mannhaft in die Schranken, und sucht durch Wort und Schrift für diese großen und schönen, allen Menschen Freude, Nutzen und Genugtuung bringenden Ideen zu wirken.<sup>1</sup>

In der Schule deutscher Weidgerechtigkeit aufgewachsen, habe ich später meine Ansicht in bezug auf den Begriff von „schädlichen Tieren“ und „Raubwild“ vollkommen umwerten müssen: in afrikanischer Wildnis wimmelt es von Raubtieren und wimmelt es von Nutzwild!! In afrikanischen Gewässern wimmelt es von Fischfeinden und wimmelt es von Fischen!! Wir sollten daher nicht so engherzig und schulgemäß verfahren, sollten nicht den letzten Fuchs, den letzten Edelmarder verfolgen wollen. Niststätten der Reiher und

---

<sup>1</sup> Siehe u. a. Theodore Roosevelt, „Outdoor Pastimes“.



Normorane werden immer seltener, die Horste des schönen schwarzen Waldstorchs im deutschen Vaterland sind fast an den Fingern einer Hand zu zählen, ebenso beinahe die Horste seltener Raubvögel.

Die Erlegung einer Wildkatze ist bereits ein Ereignis geworden, ebenso die eines Uhu.

Aus der Fülle einschlägiger Literatur der letzten Zeit greife ich ein einziges Werk heraus. In einer sehr lesenswerten Schrift „Der Uhu in Böhmen“, führt Kurt Loos aus, daß diese interessante und schöne Großeule noch vor wenigen Jahren in etwa fünfzig Brutpaaren in fünfunddreißig Bezirken dieses Landes heimatete; heute leben dort nur noch achtzehn Paare in zehn Bezirken! Der Verfasser fordert den Schutz der noch vorhandenen Uhupaare als „Naturdenkmäler“ und tritt mit warmem Herzen für seinen Gedanken ein. Sogar Röntgen-Photographien begleiten die interessante Arbeit, und drängen den Gedanken auf, daß in einer Zeit, in der man mit so vorzüglichen Hilfsmitteln zu arbeiten vermag, um so mehr die gedankenlose Preisgabe von Vermächtnissen ursprünglicher Naturschönheit vermieden werden sollte.

Zahlreiche andere Beispiele über die rapide Abnahme gewisser Tierarten in unserem Vaterlande ließen sich hier anführen. Bedauerlicherweise haben wir sogar vorläufig nicht einmal das Recht, den Südländern einen uneingeschränkten Vorwurf ihres systematisch betriebenen Vogelmordes halber zu machen; üben wir doch selbst noch immer den Fang der Singdrossel, der Lerche und die Frühjahrsjagd der Waldschnepfe aus. Da kann kein Zweifel sein: würden wir unsere Waldschnepfe mit der Frühjahrsjagd verschonen, so würde dieser dem deutschen Jäger so sehr ans Herz gewachsene Vogel recht häufig im deutschen Walde brüten. Mit Freude erinnere ich mich der Beobachtungen, die ich in den heimischen Eifelwäldern über ihr Vorkommen als Brutvogel angestellt habe. Auch in den Bergwäldern badischer Reviere habe ich sie als Brutvögel beobachten dürfen, und es ist bedauerlich, daß der sonst so peinlich gewissenhaft weidmännischen Gebräuchen gehorchende deutsche Jäger diesen Vogel mit der Frühjahrsjagd nicht verschont, obwohl er damit einen im heimischen Reviere brütenden Insassen seiner Jagdgesilde dezimiert. Die Waldschnepfe Nordamerikas ist im Aussterben begriffen, weil sie in ihren Brutgebieten mit der Jagd nicht verschont wird und ebenso wenig in ihren Winterquartieren dem Jäger entgeht. So gehört sie zu den aussterbenden Vögeln Nordamerikas, während unsere europäische Waldschnepfe weder in ihren teils unzugänglichen Brutgebieten des Nordens, noch auch während ihres Winteraufenthalts von planmäßigen Nachstellungen so sehr ge-

schädigt wird. Aber es ist eben sehr schwierig, alt eingewurzelte, nicht mehr zeitgemäße Gebräuche abzustellen! „Che vuole, signore, il piacere della caccia!“ antwortete ein Italiener einem Fremden, der ihm Vorhaltungen über die außerordentlich umfangreiche Taubenjagd mittels Netzen in Oberitalien machte. Dasselbe würden wohl die Mönche<sup>1</sup> gewisser Inseln des Mittelmeeres zur Antwort geben, wenn sie, allem Gebrauche folgend, auf ihren Inseln während der Zugzeit unzählige Mengen von Turteltauben töten, einen ihrer bevorzugten Leckerbissen, die sie eingemacht weithin versenden. So auch wird es schwer halten, vom deutschen Jäger die völlige Abkehr von der so reizvollen Frühjahrsjagd auf die Waldschnepe zu erlangen. Durch die sehr interessanten Experimente des Duke of Northumberland, der junge Waldschneppen zeichnen ließ, hat es sich ergeben, daß sie zweifellos in großer Anzahl in England überwintern. Sei es nun, daß Professor Boettger und Wilhelm Schuster recht haben, wenn sie aus ähnlichen Beobachtungen anderer Vogelarten auf eine wiederkehrende Tertiärzeit schließen, sei es, daß die beobachteten Vogelarten auch früher nicht selten bei uns zu überwintern pflegten, jedenfalls wäre ein weiterer Schutz der Waldschnepe außerordentlich angebracht.

Auch die betriebsame Ausbeute der Möwenkolonien, durch die eine große Anzahl andere unsere Meeresküsten belebende Vogelarten geschädigt wird, wäre erheblich einzuschränken. Geschieht dies nicht, so werden wir in absehbarer Zeit eine bedauerliche Verödung unter unseren Strand- und Wasservögeln beobachten können. Und wie dankbar erweisen sich manche Arten für einen Schutz! Wo auch immer er ihnen wird, beleben sie in der ansprechendsten Weise die Landschaft. So hat man gefunden, daß einzelne Möwenarten sich bereits einer Art Nachtleben in der Nähe großer Hafenstädte angepasst haben . . .

Als ganz besonders schutzbedürftig, als wundervolle Schmuckstücke im deutschen Landschaftsbilde, für deren Erhaltung jeder denkende Mensch eintreten sollte, seien hier genannt Bussard, Turmfalke, Baumfalke, beide Milanarten, Kranich, Reiher, schwarzer und weißer Storch, Haubentaucher, Teich- und Wasserhühner. — Alle diese be-

---

<sup>1</sup> Über die Vernichtung der Turteltaube (*Turtur turtur* L.) während der Zugzeit in Griechenland siehe: O t m a r R e i s e r, Kustos d. Bosn.-Herzeg. Landesmuseum „Materialien zu einer Ornis Balcanica“. — Auf Smyra erlegt ein Schütze bis zu Hundert an einem Tage; auf Paxos werden sie nach Erzherzog Ludwig Salvator massenhaft erlegt; die Oberfläche der Strophadeninseln aber ist völlig zum planmäßigen Massenabschuß der „Trigones“ durch Fallbäume und Schießstände umgestaltet. Wenn der Ruf „Trigones!“ ertönt, wird überall in Griechenland ein Feuer auf die Ankömmlinge gerichtet.

leben und verschönern das Landschaftsbild in hervorragendem Maße und dürften einseitigen Interessen nicht geopfert werden!

Ich kannte einen alten Hegemeister, Märker von Geburt, der ein Menschenalter hindurch sein Revier in meiner Heimat pflegte und mit ihm verwachsen war. Er schützte „sein“ Wild und freute sich über den Milanhorst und über den Dachsbau in seinem Walde. Viele Jahre lang hat er eine uralte Eiche, die stärkste der ganzen Gegend, zu schützen gewußt, die er im Jahre 1870 „Königseiche“ getauft hatte.

Heute brütet kein Raubvogel mehr in diesem Revier; der uralte Dachsbau ist verfallen, und die Königseiche hat man pietätlos geschlagen. Der Alte aber hat, als seine Dienstzeit aus war, „sein“ Revier nie mehr mit einem Fuß betreten, obwohl er in der Nähe seinen Lebensabend verbrachte . . .

Das war ein Mann, dem das richtige pietätvolle Gefühl für den Schutz des althergebrachten Schönen und Ehrwürdigen angeboren war, und der die Naturdenkmäler liebte und schützte, wo nur möglich.

Werfen wir doch endlich einmal die strenge Trennung der Begriffe „schädlich“ oder „nützlich“ über Bord und schützen wir innerhalb gewisser Grenzen die gesamte Tier- und Pflanzenwelt! Das wäre edelster Jagdschutz im weitesten Sinne des Wortes.

Ich wage es, diesen Gedanken hier Raum zu geben, wissend, daß sie von einer großen Anzahl von Männern und Frauen geteilt werden. In den deutschen Jagdschutzvereinen haben wir Vereinigungen, die sich große Verdienste um die Erhaltung heimischen Tierlebens erworben haben. Eine Ausdehnung der Bestrebungen jener Verdienste auf Schutz der einheimischen Fauna und Flora überhaupt würde ganz gewiß den mittlerweile sehr veränderten Verhältnissen entsprechen. Nähern wir uns doch allgemach dem Zeitpunkte, in dem jedes Stück Wild unserer Heimat von Kennern registriert und in eine Liste eingezeichnet worden ist! Nähern wir uns doch allmählich in unseren Jagdrevieren dem Begriffe großer wohlgepflegter Gärten, in denen keine Wildnisse mehr existieren.

Ich führe als Autorität wieder den Präsidenten Roosevelt an. Er gibt dem Gedanken Ausdruck, daß es doch weniger auf die Erzielung großer Strecken einzelner Wildarten ankommen könne, als vielmehr auf Erhaltung ursprünglicher Schönheit von Wald und Wild.

Mit Freude gedenke ich meiner Jugend, in der ich zu der Zeit, als mein Vater im Verein mit anderen Hegern den Jagdschutzverein der Rheinprovinz begründete, Gelegenheit hatte, noch ursprüngliche Verhältnisse in dieser Beziehung kennen zu lernen. Meine heimatlliche Eifel barg noch Schwarzwild, Uhu, Wildkatze und manche andere



Seltenheiten in freier Wildbahn! Hier lernte das Ohr des Knaben jeden Laut der heimatischen Sauna kennen und lieben. Roosevelt sagt mit Recht, daß gar manche amerikanische Tierstimme, so der Eulenruf, fälschlich als unschön bezeichnet werde; wer sie genau kenne, der gewinne sie lieb und wolle sie im allgemeinen Tierkonzert nicht vermissen. Allmählich und immer mehr sieht man das ein auch im deutschen Vaterlande.

Der deutsche Weidmann sollte dem Auslande ein leuchtendes Beispiel sein im Schutz aller Inassen seines Reviers. Seiner Pflege befohlen sei die gesamte deutsche Tierwelt im weitesten Umfange! Die Erreichung eines Schutzes dieses herrlichen deutschen Naturwerkes wäre eine Aufgabe, die den Dank jedes Naturfreundes, den Dank von Millionen Menschen bringen würde. Der deutsche Weidmann als berufener Schützer und Heger des heimatischen Wildes, müßte auch der Schutzherr des gesamten Tier- und Pflanzenlebens seiner Heimat werden; er sollte sich sein heimisches Revier in voller Ursprünglichkeit erhalten. Zu seinem Reviere im weiteren Sinne aber gehören auch die noch so wildreichen deutsch-afrikanischen Steppen. Auch hier sollte der deutsche Jäger schützend und hegend eingreifen!

Der bekannte englische Schriftsteller Elive Philips-Wollen sagt, daß erfreulicherweise der alte englische Jägergeist nicht ausgestorben sei, daß die weit entlegenen wildesten Reviere der Welt, zu deren Auffuchung äußerste Energie und Mut gehöre, immer noch von Angehörigen des englischen Volkes aufgesucht würden, wie in alten Zeiten. England verdanke einen großen Teil seiner Kolonien unternehmungslustigen Männern, die als Jäger in unbekannte Wildnisse drangen, und der englische Jäger habe durch seinen Mut und seine Entschlossenheit unter fremden Völkern stets eine gute Rolle gespielt. Rücksichtsloses oder richtiges Benehmen von Reisenden in fremden Gegenden und unter fremden Völkerschaften genüge oft, in den Augen dieser Völker eine ganze Nation herabzusetzen oder als bewunderungswürdig erscheinen zu lassen. Ferner führt Philips-Wollen aus, daß die Erreichung großer Strecken in ausländischen Revieren<sup>1</sup> nicht von heimischen Gesichtspunkten aus betrachtet werden dürfe, sondern von dem Standpunkte, den Kenner der betreffenden Reviere einnehmen würden.

Die Zeit der Eroberung fremder Länder in dieser Art ist vorüber. Aber ich möchte dem deutschen Weidmann wünschen, daß er, wenn irgend möglich, die schönen Jagdreviere, die er heute im

---

<sup>1</sup> Expeditionen sind in menschenleeren Gegenden zuweilen auf Verproviantierung durch Wild angewiesen.

deutschen Auslande findet, aussuchen möge, um in diesen Revieren Jagden kennen zu lernen, die ihm die Heimat nicht mehr bieten kann. Je mehr Angehörige der grünen Gilde heute hinausziehen, uns Kunde bringend über die Sauna, über die Jagdreviere in den deutschen Kolonien, um so mehr wird unsere Kenntnis jener schwierigen Materie sich bereichern, und um so mehr werden wir imstande sein, wirksame Schutzmaßregeln zur Erhaltung dieser herrlichen Reviere ausfindig zu machen.

Und welch großer jägerischer Reiz liegt in der Bejagung solcher Reviere! Freilich, die Verhältnisse haben sich seit Jahrzehnten so sehr verändert, daß die alten Jäger, sagen wir der fünfziger Jahre vielleicht der heutigen Jagd nicht mehr den großen Reiz abzugewinnen vermöchten, den sie zu ihrer Zeit empfanden. Es war etwas ganz anderes, dem gefährlichen Wilde Afrikas mit einfachen Waffen, mit den Vorderladern jener Zeit entgegenzutreten! Zwar hatten die afrikanischen Jäger, die Professor Fritsch gegen die sechziger Jahre im Kaplande kennen lernte, schon recht weittragende Gewehre. Sie bedienten sich der lange Bolzengeschosse schießenden „Small bore rifles“, die bis zu fünfzehnhundert Schritt trugen. Diese Büchsen waren für die nächtlichen Jagden mit Elfenbeinkorn und Silberstrich eingerichtet. Ein Jäger, Namens Lazard, wurde damals durch die Erlegung eines Straußen auf siebenhundertundfünfzig Schritt im Kaplande berühmt!

Folgen wir einmal dem Wege eines Jägers im Osten Afrikas, und geben wir uns ganz dem Reize eines solchen Jagdzuges hin. Niemand ist geeigneter, abgelegene, schwer zugängliche und ungesunde Länder kennen zu lernen, als der Weidmann, der gerade in solchen Landstrichen sich wohlfühlen wird. Neben den mehr oder minder großen Reiz, den die Jagd selbst bietet, wird ihm da manches andere schön und begehrenswert erscheinen.

Hat er eine Karawane zusammengestellt, so genießt er zunächst das Gefühl ursprünglichen ungebundenen Lebens in der Wildnis. Sehen wir doch, daß selbst unter den Angehörigen der höchst entwickelten Kulturvölker sich gerade in unseren Tagen das Bedürfnis eines wenn auch bescheidenen Abglanzes dieses Lebens bemerkbar macht. So ziehen, namentlich in Amerika, viele Städter einige Tage in Wald und Prärie hinaus, um dort in Zelten eine Zeitlang die Freude des Camplebens zu genießen.

In einem Gefahren aller Art bergenden Lande wie Afrika müssen wir alle Bedenken zu Hause lassen. Gerade der Reiz der Gefahr muß den Jäger locken. Er hat das Vertrauen der ihm Folgenden, seiner Begleiter, zu rechtfertigen; die Eingeborenen, mit denen er in

Berührung kommt, werden nach seinem Auftreten, seinem Benehmen, alle seine Landsleute, sein gesamtes Vaterland beurteilen. So erwächst ihm die Pflicht, sich als Vertreter seines Volkes zu fühlen. Ist er auch berechtigt, wenn es darauf ankommt, sich bis aufs Blut seiner Haut zu wehren, so wird er doch, soweit irgend möglich, mit den eingeborenen Völkern in gutem Einvernehmen auszukommen suchen. In vielen Gegenden Afrikas wird der Europäer mit ganz überlegenen Waffen Länder durchreisen, deren Bewohner noch mit beinahe denselben Waffen kämpfen, die die prähistorischen Völkerschaften führten. Dessenungeachtet muß er bedenken, daß seine Überlegenheit hauptsächlich auf einer Suggestion beruht, die der Europäer auf den Schwarzen ausübt. Diese Suggestion aber wird nicht genügen, namentlich zur Nachtzeit nicht, Überfälle abzuwehren; es ist daher erforderlich, die nötige Vorsicht walten zu lassen. Das ist insofern auf die Dauer nicht leicht, als mitten im anscheinenden Frieden im allgemeinen niemand Überfälle erwarten wird. Sie ereignen sich aber manchmal doch und unerwartet, wie auch nächtliche Diebstähle zuweilen vorkommen. Kurz, der Mittelweg zwischen nötiger Vorsicht und unnötiger Nervosität ist für den Reisenden nicht immer leicht zu finden.

Alles das aber macht ja einen großen Teil des Reizes jenes wilden Karawanenlebens aus. Es hat etwas unendlich Verlockendes, so mit all seinem Hausrat ins Weite hinauszuziehen, an einer schönen Wasserstelle unter schattigen Bäumen ein Lager aufzuschlagen, und frei wie der Vogel überall hinzuziehen, wo Wunsch und Wille uns hintreiben. Freilich, wenn die Schattenbäume fehlen, wenn das Wasser natronhaltig schmeckt, oder mehr einer Erbsensuppe als klarem Quellwasser gleicht, wenn uns Scharen von Moskitos in der Nacht, Fliegen und andere Insekten am Tage belästigen, so muß auch dies hingenommen werden, als zu jenem wilden Leben gehörig. Frei wie der Vogel können wir freilich unseren Weg wählen: aber mit der steten Einschränkung, daß wir an gewisse Wasserstellen gebunden sind und daß wir uns verproviantieren können!

Mit etwas Humor kann man über alles hinwegkommen, namentlich, wenn man sich vor Augen hält, daß es dort noch weit schlimmere Dinge gibt, wie Malaria, Dysenterie und alle die zahlreichen anderen tropischen Krankheiten, mit denen jene Länder so verschwenderisch ausgestattet sind. Aber wir könnten die Ursprünglichkeit und den Reiz dieser Wildnis nicht mehr genießen, wenn sich dies alles nicht so verhielte . . .

Freilich, die herrliche Trophäe des Hirschgeweihs, jenen Wunderaufbau eines tierischen Organismus, der nach Röhrigs trefflichen Unter-



jagungen beim europäischen Edelhirsch in etwa achtzehn Wochen Jahr für Jahr immer wieder von neuem entsteht, kann der Jäger im äquatorialen Afrika nicht erbeuten. Dafür winken ihm aber von ähnlichen Beutestücken die imposanten Büffelhörner, die wuchtig=knorrigen Hörner der Elenantilope, die mächtig aufgebaute spiralförmige Kopfschmuck beider Kuduarten, die vielgestaltigen Hörner der Kuhantilopen, die säbelartigen Dolche der Oryxantilopen, alle die zierlichen mannigfaltig gestalteten Antilopen- und Gazellenhörner, und manch anderer Kopfschmuck, der als Trophäe von großem Reize erscheint, und um so höher bewertet werden wird, je mehr Weidmänner ins Ausland hinausziehen und je mehr diese oft schwer zu erlangenden Schätze bekannt werden. Die weiß in der Sonne glühenden gewaltigen Waffen des Elefanten, die ungeschlachte Kopfwehr des Nashorns wie des Flußpferdes, der zähnestarrende Kopf eines Riesenkrokodils, das schlichte und doch so begehrte Kleid des Wüstenkönigs, wie das schreiend=bunte des Leoparden — das alles sind Erinnerungen und Trophäen für den Jäger von höchstem Reiz! Von höchstem Reize und Wert, wenn er sie selbst erbeutet hat und nicht, wie Roosevelt dies in scharfen Worten geißelt, sie hat erbeuten lassen . . . Alle diese Trophäen sollte der deutsche Weidmann namentlich unjägerischen Elementen wie den Buren, die leider heute am Kilimandscharo das Wild auszurotten scheinen, streitig machen; ihnen gebühren sie bei weitem mehr, wie jenen. Deutsche Jäger sollten nicht fürchten, in den Wildbestand weidmännisch einzugreifen, denn auch im deutschen Auslande werden sich allmählich, wie in Tenslon und Indien längst geschehen, jagdliche Gebräuche heranzubilden, der Eigenart des Landes angepaßt. In einer lehrreichen Veröffentlichung des Hauptmanns Schlobach war vor kurzem berichtet, daß die Militärposten Olgof und Sonjo in der Masaitsteppe ständig am Hungertuche nagten und sich mangels anderer Nahrungsmittel in der letzten Zeit oft nur mit Wildpret verproviantierten haben.<sup>1</sup> Was würden deutsche Jäger, die noch dazu große Summen in die Kolonie hineintragen, darum gegeben haben, wenn sie dieses Wild hätten erlegen können, um auch im Auslande dem Begriff der deutschen Jagd, der deutschen Weidgerechtigkeit zur allgemeinen Anerkennung und zum Siege zu verhelfen!

Allmählich nimmt unsere Kenntnis der ausländischen Tierwelt so erfreulich zu, daß wir nicht nur überall Interesse für die ausländische Tierwelt und ihre Jagdreviere finden, sondern auch in der Lage sein werden, einen zweckmäßigen Schutz jener schönen Sauna eintreten zu lassen.

<sup>1</sup> Vergl. Schlobach, Deutsch-Ostafrika. Zeitg. 1. Beiblatt, 10. Februar 1906.

In unseren Kolonien ist in letzter Zeit viel zur Aufklärung der bisher verschleierte Geheimnisse des Tierlebens geschehen. Bedenkt man aber, wie verschiedener Ansicht selbst heimische Autoritäten im Vaterlande in bezug auf manche die einheimische Fauna betreffende Fragen sind, so wird man manche scharfe tropische Kontroverse dieser Art milder beurteilen.

Aber nicht von gegenseitiger Bekämpfung wegen verschiedenartiger Ansicht ist Ersprießliches zu erhoffen; alle Männer, die sich Sachkenntnisse auf diesem schwierigen Gebiete erwarben, sollten sich vielmehr in gemeinsamer Arbeit vereinigen und gemeinschaftlich etwas Zweckmäßiges zu erreichen suchen.

Innerhalb des weiten britischen Kolonialbesitzes hat man in Afrika große ausgedehnte Reserven errichtet, in denen niemand der Tierwelt nachstellen darf. Das Verfahren, Ausnahmen für einzelne „officials“ zu machen, hat sich nicht bewährt und ist aufgegeben worden. So dürfen heute weite Gebiete Englisch-Afrikas als Sanktuarien gelten.

Auch im deutschen Afrika sind die Behörden nach Kräften bemüht, in ähnlicher Weise Ersprießliches zu erreichen. Leider tragen ernste Ereignisse mancher Art täglich dazu bei, die Tierwelt Deutsch-Afrikas in ihrem Bestande zu verringern! So fegt der südwestafrikanische Krieg den noch vorhandenen Bestand wie mit eisernen Besen fort. —

Angeichts alles dessen sollten sich alle Beteiligten die Hand zu gemeinsamer Arbeit reichen! Unsere Museen sollten mit dem nötigen Material versorgt werden. Ist unsere Kenntnis der afrikanischen Fauna genügend fortgeschritten, so gilt es belehrend und unterrichtend auf jeden Kolonialpionier einzuwirken, damit er da drüben nicht kenntnislos der schönen Tierwelt gegenübertritt. Leider fehlt uns in dieser Beziehung noch sehr vieles! Groß ist das Material, das in letzter Zeit unsere Kolonialoffiziere, Beamten und Privatleute den Museen zur Verfügung gestellt haben. Viele der Beteiligten haben Erhebliches zur Einzelkenntnis der Tierwelt beigetragen!

Ob es nun aber gilt, dem verborgenen, geheimen und versteckten Leben und Treiben der uns überkommenen äquatorialen Tierwelt nachzuspüren; ob es gilt, die eigenartigen Sitten und Sprachen kaum entdeckter Völker zu erkunden; ob es gilt, den Schrecknissen der tropischen Krankheiten und ihren Erregern auf die Spur zu kommen und der Rätsel jener Miniaturlebewelt mit Lupe und Mikroskop Herr zu werden; ob man als Weidmann jene Wildnisse aufsucht: — die Männer, die sich alle dem hingeben, werden von jenem Zauber hinausgezogen, dessen Namen der Leser errät, dem Zauber unberührter Ursprünglichkeit und unberührter Natur!

Mögen möglichst viele deutsche Weidmänner in unsere tropischen Besitzungen hinausziehen und sich jenem Zauber hingeben! Was im heimischen Reviere beim Rauschen der Eichen- und Buchenwälder, was auf heimischer Heide und Flur zu ihrem Herzen redet, das werden sie inmitten der fernen deutschen Wildnisse in noch viel stärkerem Maße finden, jenen „Zauber des Elelecho“! Zurückgekehrt, mögen sie im Zusammenwirken und in gegenseitiger Ergänzung ein herrliches Werk entstehen lassen, ein allumfassendes Meisterwerk über deutsche Weidmannslust im deutschen Auslande und im Auslande überhaupt. —

Commissioner's Office,  
Mombasa,  
December 20th 1902.

Sir,

I have the honor to acknowledge the receipt of your letter of 20th ultimo and to inform you that we have received no complaints about you, though we have received statements that several British subjects have been taken into custody by the Frontier.

I am, Sir, a shortlanded person in fifty years of age, and I am a person of high position to whom it would be a disgrace to pay for one or not. He would not allow it from a person traveling near the frontier who would be taken into custody and cross over to the British.

I am,  
Sir,  
Your most obedient servant,  
C. J. Schillings,  
Secretary.

C. J. Schillings, Esq.,  
C/O Captain Barker,  
Mombasa,  
via Tabora.

Wo ich auch britisches Gebiet berührte, fand ich stets die englischen Behörden von der größten Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft. Als ich einst die Grenze zwischen Deutsch- und Britisch Ostafrika (die damals noch nicht genau festgelegt war) überschritten hatte, teilte ich dies den britischen Behörden mit und erhielt obenstehende liebenswürdige Antwort.





2. Kinross von der Höhe der Kinross

Ausschau in die Kinta aus der Vogelperspektive.





Flüchtige Oryxantilopen.

Bei der Betrachtung dieser und aller anderer Tele-Aufnahmen sei immer wieder darauf hingewiesen, daß der Betrachter die Bilder aus einiger Entfernung, — die richtige Sehweite — betrachten muß.

## VI.

### Die einsame Wunderwelt der Njika.

Die unendliche Njika zeigt dem Wanderer so viel Fremdartiges, Schönes und Wundervolles, daß seine Sinne mitunter wandermüde werden und eine Sehnsucht nach etwas heimisch Vertrautem, Liebgewohntem in ihm wach wird. —

In Riesenschrift redet die Njika zu uns von einst Entstandenem, Gewesenem, und gleichzeitig vom alltäglich Gegenwärtigen, in einer lapidaren Schrift, die in schneebedeckten Vulkanen so gut zu uns spricht, wie in Spuren und Fährten riesiger Geschöpfe, die sie durchfluten. —

Sich im Geiste alle diese Herrlichkeiten, die das Auge einst schauen durfte, wieder aufzubauen, ist ein schwieriges Unterfangen. Aber dennoch will ich von dem einst Geschauten reden, von den vielen schönen Erscheinungen, die in meiner Erinnerung haften und wie Schatten einer Sata Morgana auftauchen, von der reizvollen Offenbarung ihrer Bewegungen, ihrem Hin und Her in Höhe und Tiefe, ihrem oft so überraschenden, seltsamen, fremdartigen Wesen, das sich dem staunenden Beobachter enthüllte.

Das Geheimnis tief harmonischer Wirkung ist der gewaltigen Wildnis nicht fremd; wer ihre Gunst errungen, lange in ihr weilend und den von ihr verlangten Tribut entrichtend, dem offenbart sie sich in voller Schöne.

Endlos dehnt sich die steinerne Wüste nach allen Seiten, und grenzenlos schweift der Blick in die sich in Dunst und Nebel verlierende Weite . . . Ein steinernes ödes Meer, so weit das Auge reicht! Aber



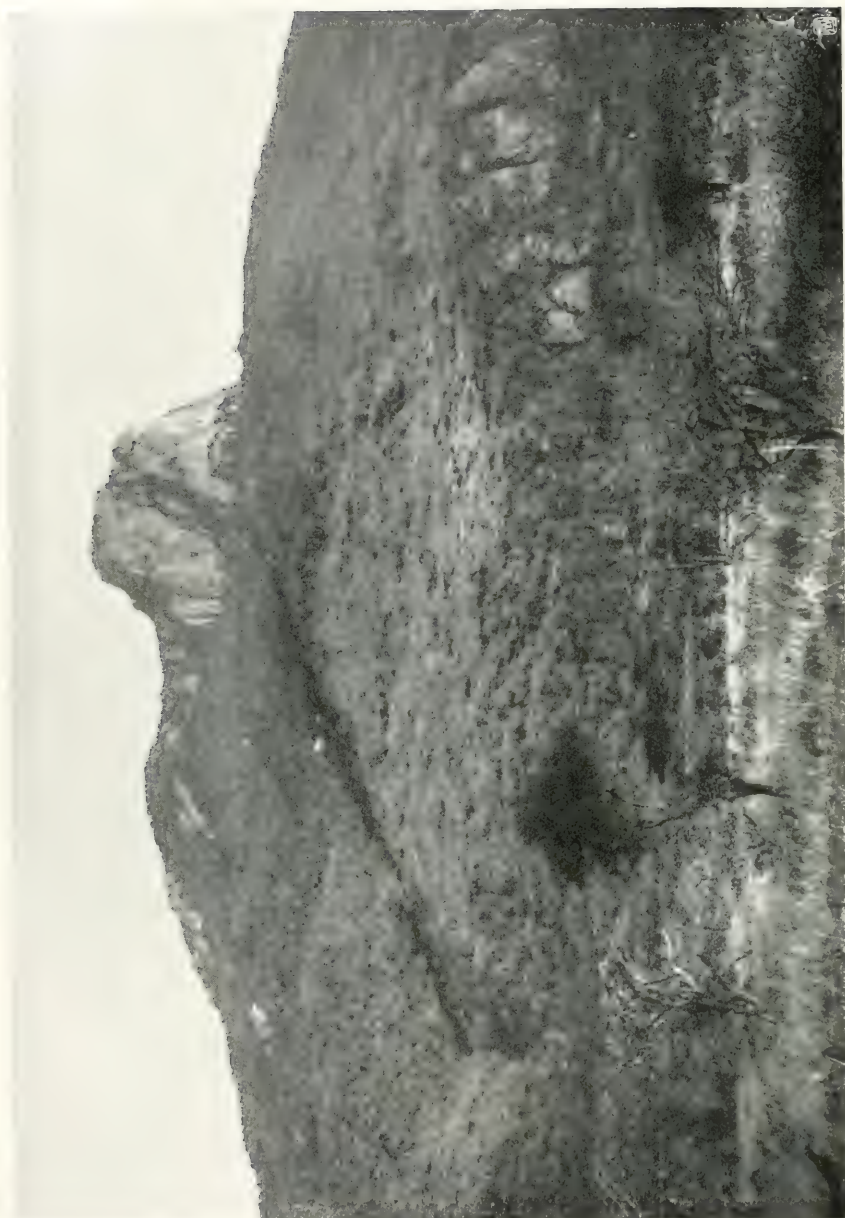
Es ist nicht die afrikanische Steppe und Wüste, die uns zu Füßen liegt, während wir in diesem Augenblicke hundert, im nächsten dreihundert und mehr Meter über den Erdboden uns erheben. Es ist



Ein isolierter Hügel in der Steppe bot mir einen vorzüglichen Überblick auf weite Entfernung. Ein einzelner Baum auf seinem Gipfel war mit zahlreichen Nestern von Webervögeln bedeckt.

das Häusermeer der Hauptstadt des Deutschen Reiches . . . Nach wenigen Augenblicken schon erfährt das Auge die Grenzen der Riesenstadt und scheinbar wie im Traume entschwindet das eben Gesehene unseren Blicken. Unmerklich von einer Brise getragen, schwebt unser Luftschiff der Ostsee zu . . . Ein seltsames Gefühl, hier inmitten der

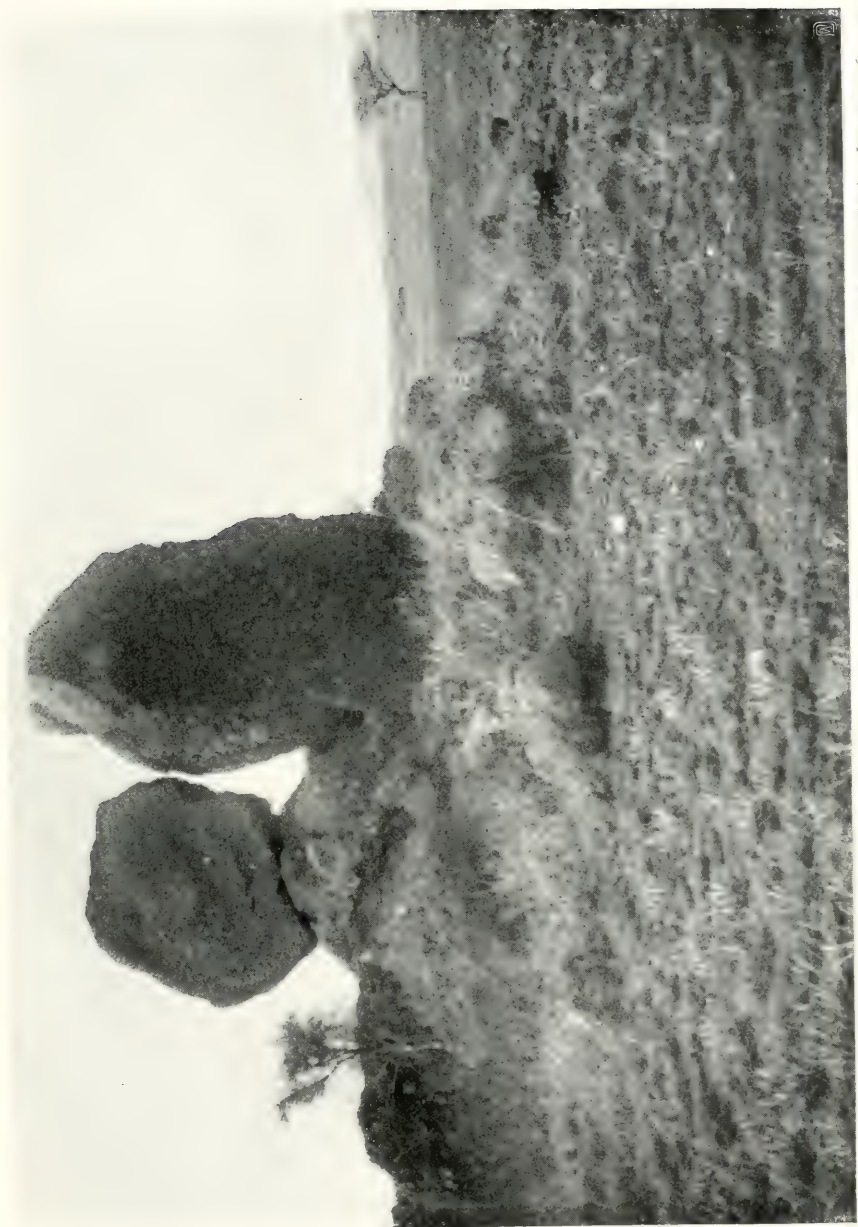




*C. G. Schilling's phot.*

Der Gipfel des etwa 2000 Meter hohen Hauptf. Berges lag in solcher Klarheit vor mir, daß keine Erleuchtung, die in Wahrheit viele Stunden erfordert, in kürzester Zeit möglich schien . . . Der Gipfel wurde von mir bereits im Jahre 1899 bestiegen — wohl zum ersten Male von einem Europäer. — In der sich links herabsiehenden Schlucht traf ich mehrfach Elefanten an, während der gesamte Bergtod in der Trodenzeit zahlreichen Nashörnern Heimstätten bot.

*K. Ponglauer's Foto, Leipzig 1906.*



*C. G. Schillings phot.*

Einiger meiner Beobachtungsposten in der Steppe zwischen dem Silimandscharo und Meruberg.  
*R. Voigtlaenders Verlag, Leipzig 1906.*





flachen Mark von hoher Warte herab einen Fernblick auf die unzähligen dort unten wimmelnden Menschein herab zu genießen, einen Fernblick, wie er nur wenigen jener Sterblichen, so alt auch die Erde ist, bisher zuteil ward. Die Stadt, das Leben und Treiben der Menschen liegt hinter uns, das Brausen und Tönen, jene seltsame Sprache dieses steinernen Meeres ist verklungen. Es beginnt eine lange Fahrt, nur wenige hundert Fuß über dem Erdboden. Das Schleiftau ist ausgeworfen, und bevor wir, die Wolkenbänke durchseglend, uns bis zur Höhe von neuntausend Fuß über die Erde erheben, haben wir Muße und Zeit, alles, was da „krecht und fleucht“, aus der Vogelperspektive zu beobachten! Welcher Überblick über Wald und Feld! Grassende Pferde auf den Koppeln, die wir überfliegen, weidendes Vieh gibt mir einen Augenblick die Illusion der afrikanischen wildbesäten Steppe. Das Auge, wieder und wieder durch all das Geschaute gefesselt, vermag kaum all die Einzelheiten zu fassen. Jetzt geht die Fahrt über endlose Heideflächen dahin, über Brüche und Wälder. Das durch unser Schleiftau aufgeschreckte flüchtige Rotwild äugte mit Erstaunen hinauf und lugte nach dem fremden Ungeheuer, nicht wissend, wie es sich in seiner Flucht vor dieser neuen drohenden Erscheinung zu verhalten habe.

Daß uns dies seltsame Ungeheuer wenige Stunden später um Haaresbreite in den Fluten der Ostsee begraben hätte, gehört nicht hierher. — —

Wieviel hundertmal habe ich mir, in den schwarzen Erdteil zurückgekehrt, solch hohe Warte gewünscht, ein Luftschiff, das mich über Steppen und Einöden tragen würde, und von dem aus ich all die Geheimnisse der exotischen Tierwelt hätte ergründen können, statt an die Scholle gefesselt mühselig, oftmals nur automatisch Schritt für Schritt im Sonnenbrande wandern zu müssen. — Wenn dieser Wunsch sich eines Tages wird erfüllen lassen, so ist wohl jene Tierwelt in ihrer Pracht und Schönheit zum großen Teil verschwunden . . .

So mußte ich mich denn mit anderen hohen Warten begnügen, die sich in der Masaissteppe nicht selten in Gestalt der häufigen Hügel und Kuppen finden, und dem Beschauer, der auf ihren Gipfeln mit guten optischen Hilfsmitteln tage- und stundenlang ausharrt, herrliche Vorstellungen und Bilder aus dem Reiche der Tierwelt vermitteln. Welch ein Leben und Treiben entfaltet sich unter Umständen da vor unseren Blicken! Wenn scheinbar die Steppe auch noch so öde und kahl, noch so bar und leer alles Lebens vor uns lag, nur wenige Stunden brauchen zu vergehen, der Sonnenball braucht nur um wenig-  
 ges seinen Stand verrückt zu haben, und schon regt es sich unter den

unter schattenspendenden Bäumen und Büschen. Jetzt ziehen gemeinsamen Schritts, vorsichtig auf ihre Sicherheit bedacht, alle Arten von Wild auf Äsung aus. Bald einzeln, bald in größeren und kleineren Rudeln erblicken wir die verschiedensten Wildarten.

Wie weit unser Auge trägt in dieser durchsichtig klaren Luft, und welch ein weites Gebiet wir zu überschauen vermögen! Auch nach Wochen und Monaten, selbst Jahren, vermochte ich der mich bestrickenden Täuschung über Entfernungen bei tropischer Beleuchtung nicht Herr zu werden; stets erschien mir das von meinem Auge beherrschte Gebiet viel weniger umfangreich, als es war. Immer wieder täuschen uns zitternde Luftspiegelungen, so daß wir Gnus für Elefanten, Strauße für Nashörner, Zebras für Wildesel halten und lange Zeit in unserem Irrtum verharren können! Wer von einer Hochwarte aus auf solche Weise das lebende Tier beobachten will, muß stundenlang auszuharren verstehen. Nur so wird ihm Stück für Stück vertraut werden, nur so wird sich ganz allmählich all das bewegliche Leben zu seinen Füßen zu einem prächtigen und verständlichen Bilde vereinigen.

Auf dem Wege zu meinem Beobachtungshügel kreuze ich Tausende von Wildfährten.

Das ist ein für den Nordländer anfänglich höchst überraschender Anblick, diese Hunderttausende von Wildfährten, die die afrikanische Steppe in der Trockenzeit getreulich wochenlang bewahrt und noch länger. Die Riesen der Tierwelt hinterlassen ihre gewaltigen Fußstapfen — Löcher, in denen man unter Umständen ein Bein brechen kann — manchmal fast ein Jahr lang. Aber auch die Fährten geringeren Wildes stehen lange Zeit in der Steppe. Wo sich im Gebüsch zu ihnen der intensive Teergeruch der Wasserböcke gesellt, in der Steppe der Hauch der großen Wildrudel, im Urwald und der schwülheißen Dickung aber der starke Geruch nach Elefant oder Nashorn, im Schilfdickicht der Geruch der Büffel, da steigert sich die Sprache der Steppe zu größter Wirksamkeit auf unsere Sinne!

Das ist dann oft ein Chaos von Fährten, von tennenartig platt getretenen, sich kreuzenden und wieder vereinigenden Wildwechseln, daß die Suggestion zahmer Herden, wie schon angeführt, keine weit hergeholte ist! —

Heute haben wir wiederum geduldig geharrt, bis in den Nachmittagsstunden sich die Steppe allmählich beleben würde. Und nicht ohne Erfolg!

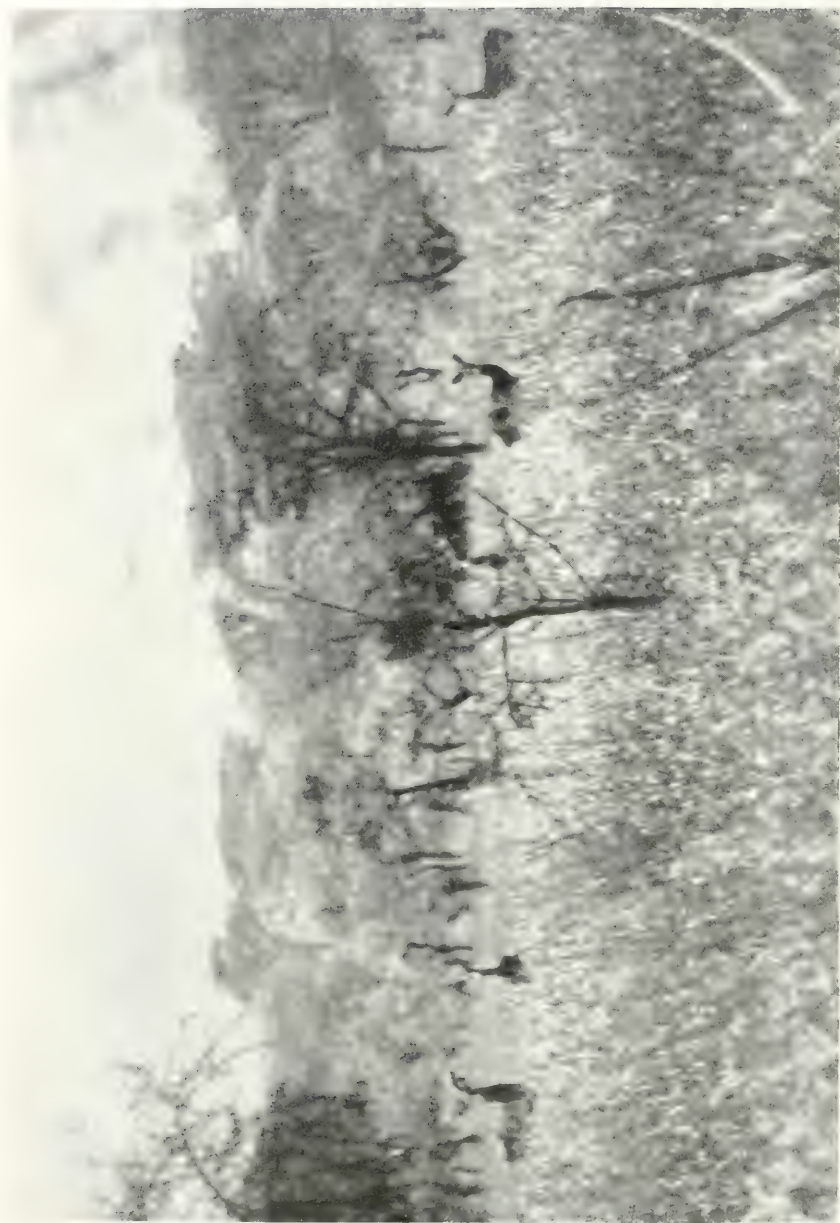
Aus dem Schatten einzelner Baumgruppen treten größere Rudel der an kleine Büffel erinnernden weißbärtigen Gnus; langsam suchen

sie freiere Weidegründe und verstreuen sich über sie. Aber sorgfältig halten Wache die einzelnen, die Herden führenden Bullen, alte gewichtige Gesellen! Die Rudel fühlen sich unter ihrem Schutze vollkommen sicher. So auch ein außergewöhnlich starker Sprung der wundervoll graziösen Impallah- oder Schwarzfersen-Antilopen. Welch ein merkwürdiger Kontrast in dem gemischten Rudel! Stämmig, in troziger Haltung, ihrer Kraft allen tierischen Feinden gegenüber bewußt, stehen die Gnus von ihren fast übermäßig graziösen Kameraden, den Impallahantilopen außerordentlich ab. Wir bemerken deutlich, daß namentlich die weiblichen und von Jungen begleiteten Tiere beider so verschiedener Arten sich mehr zusammenhalten, während auch die Böcke der Impallahantilopen sich mehr abseits und auf ihre Sicherheit bedacht verhalten.

Jetzt löst sich eine dunkle schwarze Masse aus einer größeren Baumgruppe langsam ab; ihr folgen mehrere weniger ins Auge stechende Gestalten. Unser Glas kündigt uns, daß eine kleine Straußenherde sich unter die eben wahrgenommenen Wildarten mischt. Jetzt mögen wohl über dreihundert Köpfe der drei Wildarten vereinigt sein; sie sind gewohnt, ohne anscheinend viel von einander Notiz zu nehmen, aufs friedlichste auszukommen. Lange hält uns der Anblick dieser so verschiedenen Geschöpfe gefesselt. Aber rastlos müssen unsere optischen Instrumente — und ebenfalls recht vorzügliche Sehwerkzeuge, die Augen meiner schwarzen Begleiter — die Weite nach neuen Erscheinungen aus dem Tierreiche absuchen — — —

„Pharu b w a n a!“ flüstert jetzt einer meiner Begleiter und weist vorsichtig mit dem Arme auf einen bestimmten Punkt der Steppe hin. Seine Vorsicht ist indes nicht notwendig, denn auf eine Entfernung von mindestens tausend Meter hat sein scharfes Auge die Umrisse zweier fast unsichtbarer, sich nur langsam zwischen einer Gruppe von Akazien bewogender Nashörner wahrgenommen. Wie merkwürdig das Wort „Pharu“ auf mich wirkt! Ist doch wieder in meiner Nähe eines jener seltsamen, gewaltigen, eigentlich einer längst vergangenen Zeit angehörigen Wesen, die wie Elefant, Giraffe, Zebra, Gnu und einige andere Erscheinungen der Wildnis ihren ureigenen Reiz verleihen. — Noch stärker wirkt natürlich der Ruf „Tembo!“ bei solchen Gelegenheiten auf den Jäger und Beobachter ein! Elefant! Dieser Name elektrifiziert auch den ermüdetsten Wanderer. Wenn es aber heißt: „Twigga“ — Giraffe —, so tauchen selbst in Europa die schlankhäßlichen sonderlichen Geschöpfe im sonnendurchfluteten Akazienwald vor mir leibhaftig auf — leibhaftig und greifbar und doch leider nur in der Phantasie! —





C. G. Schilling's phot.

R. Fongland's Volke, Leipzig 1906.

Unerwarteterweise gelang mir eine Aufnahme der infolge ihrer Färbung photographisch so schwierig festzuhaltenden Zichorien an tuffigen verhältnismäßig aut. Bei dieser Aufnahme wurde wahrnehmlich das blaue Licht des Himmels in erheblichem Maße von den Blättern der umstehenden Bäume reflektiert und brachte so die Färbung der Zichorien mehr zur Geltung.



*C. G. Schilling's phot.*

Einen kurzen Augenblick nur verhoffte das Häufel der ichönen Schwarzfarienantilopen, denen ich in andauernder photographischer Blicke eine halbe Stunde gefolgt war . . . Die quazierten Gallah Antilopen sind, wenn auch der Jäger sie öfters auf nahe Entfernung vor sich leben wird, photographisch besonders schwer festzuhalten.

*R. Vogel's Landers Fot. 12. Leipzig 1906*



*C. G. Schilling's phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Schwarzferientilopen (*Aepyceos suara Misch.*) sind nur schwer mit der Kamera zu überlitten. Die Aufnahme eines gut gehörnten Bodes gelang in dieser Entfernung von etwa achtzig Metern.





*C. G. Schilling's phot.*  
Um die Mittagsstunde glühte auf eine Entfernung von etwa fünfzig Metern die Aufnahme eines Rucksels Schwarzstierentropfen im  
Schwabe; diese Tropfen sind infolge ihrer bräunlichen Färbung sehr schwer photographisch festzuhalten. Die Aufnahme zeigt den Kopf in  
hoch charakteristischer Stellung und sowohl die harte Ausbildung der Hörner, wie auch des für die Art charakteristischen langen Gesichts.



Nach minutenlangem Suchen gelingt es mir, der massigen Geschöpfe mittels meines scharfen Glases ansichtig zu werden. Die Sichtbarkeit ist jedoch nur eine zeitweise. Manchmal scheint es, als habe die Steppe sie verschlungen; dann tauchen sie plötzlich wieder auf, und sind hauptsächlich dann für unser Auge wahrnehmbar, wenn sie sich von der Seite zeigen. Von vorne oder hinten geschaut, sind sie, namentlich in der Ruhe, fast unsichtbar. Wir haben Glück; die Nashörner bummeln in unserer Richtung und kommen, langsam einige Schluchten durchquerend, immer näher.

Jetzt durchschneidet, von starken Schwingen getragen, hell von den Sonnenstrahlen beleuchtet, eine der gewaltigen Riesentrappen das Luftmeer und senkt sich ferne von uns in eine Niederung hinab. Das ist ein nicht ungewöhnlicher Anblick in den späten Nachmittagsstunden, und bald darauf erblicken wir nicht nur mehrere andere ihresgleichen, sondern auch drei weitere Trappen einer kleineren, fluggewandteren und häufigeren Art. Es ist die mir so lieb gewordene *Otis gindiana*, die durch ihre reizvollen Flugspiele jedem Vogelfreunde auffallen muß. Zu jeder Tageszeit führt sie jenes seltsame „Sichinderluftüberschlagen“ aus, und streicht, wenn der Tag heiß und trocken war, gegen Abend in die Nähe des Wassers oder wenigstens in gewisse Niederungen der Steppe, die dem schönen Vogel ein wenigstens noch einigermaßen saftiges Pflanzenfutter bieten. Ein neues Flugbild! Ein großer Trupp farbenprächtiger Kronenkraniche zieht, langsam die gewaltigen Schwingen auf und ab bewegend, über die Hügel hinweg. Abermals ein neues Bild: in der Luft beobachte ich die merkwürdige Erscheinung des Schlangengeiers und eines Paares der so fluggewandten Gaukleradler, jener „Himmelsaffen“ der Abessinier! Mein Blick folgt ihnen sehnsüchtig in die Ferne . . . In wie verschiedenartiger Weise die Vogelwelt das Reich der Lüfte beherrscht! Da fesselt unsere Aufmerksamkeit bald das ruhige Gleiten der Geier in den höchsten Luftschichten, bald der Anblick eines Kampfes in der Luft zwischen Raubvögeln und den sie neckenden Raben oder Bienenfressern. Suchenden Fluges streicht der Augurbussard (*Buteo augur*) über die Felsbalden des nächstgelegenen Hügels; Raubadler ziehen herrliche Kreise in den höchsten Luftschichten, lassen sich viele Meter tief herabfallen und steigen dann plötzlich wieder himmelan. Stundenlang werden sie von ihren mächtigen Schwingen durch das Reich der Lüfte getragen, scheinbar ohne Anstrengung und Ermüdung. Schwankenden Fluges aber, dabei stets geschickt den Schützen vermeidend, zeigen sich Weihen verschiedener Art, darunter zahlreiche Wiesenweihen (*Circus pygargus* L.), zu gewissen Jahreszeiten ruhelos die Steppen durchschweifend. Hasti-

gen Fluges ziehen Habichte und Sperber nach Beute. Kurz, alle Arten und Formen des Vogelflugs, die nur denkbar sind! Jeder einzelne Flug hat seine Eigentümlichkeit. Der stolze majestätische Flug der großen Geierarten unterscheidet sich beispielsweise sehr wesentlich von dem schwerfälligen Fliegen des kleinen Aasgeiers (*Neophron percnopterus* L.), dessen Flug Kronprinz Rudolf von Österreich treffend beschrieben hat, indem er sagt, daß der Vogel aus der Ferne leicht mit einem Storch verwechselt werden könne.

Allen den wunderherrlichen Flugbildern, die uns die afrikanischen Raubvögel bieten, mit dem Auge zu folgen, ist in der That ein hoher Genuß! Die ungeheure Anzahl von Raubvögeln in einem so wildreichen Lande sollte jenen zu denken geben, die mit eiserner Beharrlichkeit in der Heimat mit Flinte und Pfahleisen diesen der Landschaft einen so großen Schmuck verleihenden Geschöpfen nachstellen. Ich möchte mich vollinhaltlich dem Verlangen erfahrener Männer, wie des Freiherrn von Besserer in München und Dr. von Bockberger in Marburg anschließen, wenn sie für Schutz auch der Raubvögel, wenigstens innerhalb fiskalischer Reviere eintreten. „Trachten wir,“ sagt von Besserer, „sie uns noch in bescheidenen Grenzen zu erhalten; gönnen wir ihnen noch einige wenige Zufluchtsstätten; rechten wir nicht so streng mit ihnen um jeden Raub, auf daß auch künftige Generationen sich noch an ihren herrlichen Flugbildern erfreuen mögen.“

Nun aber scheint es, daß, wie auf einem riesigen Schachbrett, dort unten in der Steppe zu unseren Füßen Zug um Zug geschieht. Erblickten wir eben noch nur die vorher erwähnten Wildarten, so sehen wir uns jetzt plötzlich in Verlegenheit, welchen Punkten sich unser Blick zuerst zuwenden, welche er mit besonderer Aufmerksamkeit ins Auge fassen soll! Zu unserer Rechten trollen, je nach ihren Bewegungen, deutlich sichtbar, dann wieder fast nicht wahrnehmbar, zwei große Rudel Zebras, wohl einem Wechsel folgend; zu unserer Linken auf der Kuppe des sich dort erhebenden Höhenzuges erscheinen plötzlich markante Silhouetten - abermals ein Gnurudel, und zwar diesmal ein solches von wenigstens einhundertundfünfzig Köpfen! Während unsere Aufmerksamkeit noch von diesem schönen Schauspiel in Anspruch genommen wird, legt sich plötzlich die Hand meines bewährten Begleiters Abdallah auf meinen Arm und — wie aus Erz gegossen — deutet er nur mit den Augen herab in das sich zu unseren Füßen erstreckende Thälchen. Diesmal ist Vorsicht notwendig! Denn ebenfalls, wie aus Erz gegossen, verhoffen dort zwei der wunderherrlichen Giraffengazellen, erstaunt zu meinem Standorte emporäugend! Wohl noch niemals ward dies scheue Kind der Wildnis hier durch solch eine fremd-

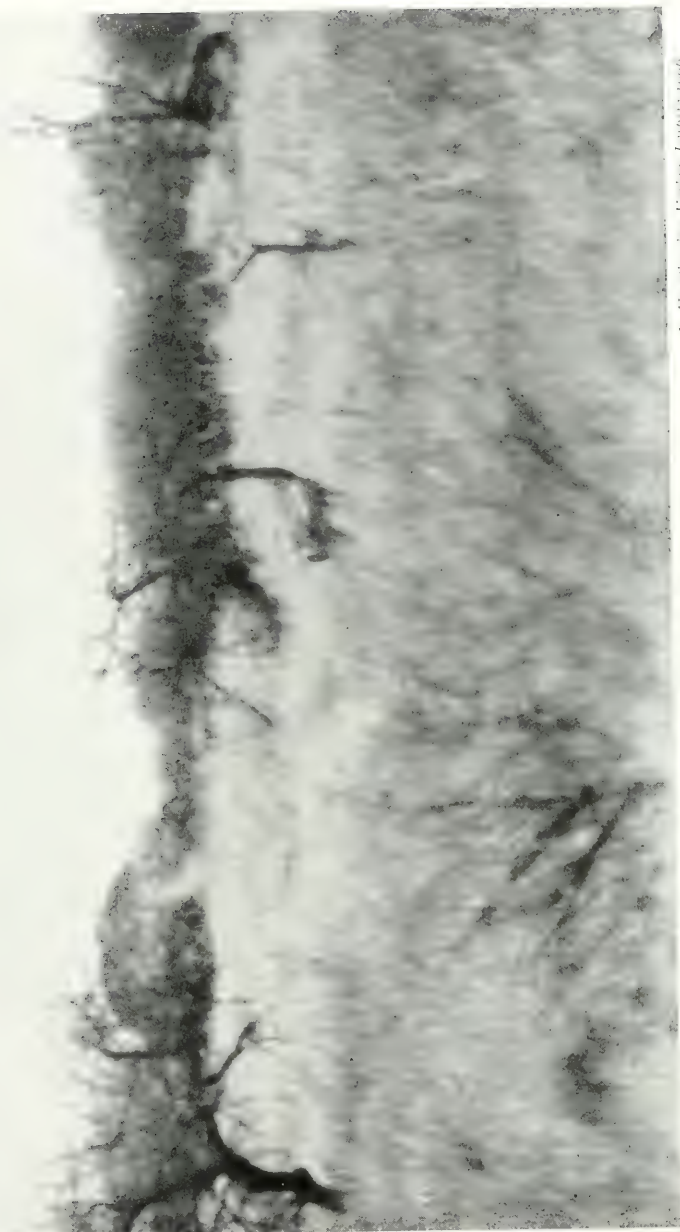


*C. G. Schilling's phot.*

Zur östlicher, abgegrenzter Steppe fand ich zuweilen die *Malai-Ruhantilope* (Gangant der *Malai*), *El fond* oder *El fundula* der *Malai* — *Paludis vokal* Ghr. — Hier fühlten ich die scheinbar offene vollkommen sicher und fanden wohl auch Schutz vor den zahlreichen *Grenien*, die ihnen in der Nähe des *Malai* nachstellten.

*R. Pongland's Fische, Leipzig 1906.*





C. G. Schultze's phot.

R. Engländer's Zeichn., Leipzig 1900

An äußerst charakteristischer Haltung verhoffte die Giraffengazelle (*Lithocranius walleri* Broder) einen Augenblick und wurde dann flüchtig. Unübertrefflich ist die „*Rioqua Rioqua*“ der Zuabiti, die ich 1896 in Zentrallharita zuerst feststellte, die graxiöste der afrikanischen Antilopen. (Die Teleaufnahme eines gehörnten, männlichen Exemplares findet der Leser in „Mit Stigheit und Stidje“.)



altige menschliche Gestalt beunruhigt. „Njógga=Njógga“ flüsterten die Lippen meines Begleiters.

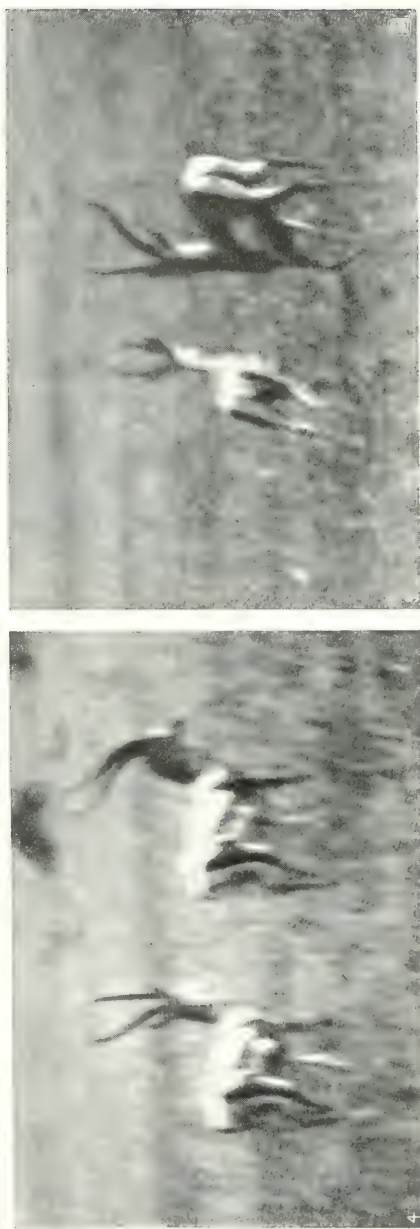
Nicht allzu häufig wird man der Njógga=Njógga auf so nahe Entfernung ansichtig, und selbst dann ist es äußerst schwierig, sie unbemerkt zu belauschen. Sie geht so vollkommen in ihrer Umgebung auf, ist so außerordentlich scheu und vorsichtig, daß es mir nur in ganz wenigen Fällen gelungen ist, dies herrliche Geschöpf wahrzunehmen, bevor es selbst mich bemerkt hatte. Das geschah fast ausschließlich, wenn die Giraffengazelle gegen Abend auf Äsung ausgetreten war. Solche Augenblicke gilt es wahrzunehmen, denn die geringste Störung vertreibt diese scheue Gazelle augenblicklich. So auch jetzt. Es dauerte nicht lange, und die beiden Njógga=Njógga sind in den Dünentälern, die sich zu meinen Füßen hinziehen, mit langausgestrecktem Halse verschwunden. Noch einige Male kann ich sie zwischen den Akaziensträuchern in vorsichtig scheuem Erstaunen wahrnehmen; dann hat die weite Steppe die sich fast messerdünn machenden Tiere schützend aufgenommen.

Mir aber ist es, als wenn der schöne klangreiche Name, den die Sprache der Swahili ihr gab, und auch die weiche, im Munde eines Masai so schön klingende Bezeichnung: „Nanjād“ der eigenartigen Schönheit, Seltenheit und Grazie dieses Schoskindes der fernen geheimnisvollen Steppen aufs beste und treffendste angepaßt wäre . . .

Wiederum wendet sich unsere Aufmerksamkeit den Erscheinungen da unten zu. Diesmal sind es die Nashörner, die sich auf nur wenige hundert Meter meinem Standorte genähert haben und dadurch unsere Aufmerksamkeit besonders fesseln. Wir beobachten sie, wie sie hier und da an den Ästen der *Salvadora persica* und anderer Strauchbäume naschen, dann wieder die rauhe Haut oder die Hörner an einem stärkeren Baume, einem Felsblock scheuern. Sie haben sich dabei der zuerst geschauten Gnusherde immer mehr genähert, und bleiben nun endlich träge in der Steppe stehen, nur hundert Schritte von dem wachthabenden alten Gnubullen entfernt.

Diesmal gelingt es mir selbst, mit dem Glase eines dritten Nashornes ansichtig zu werden. „Wapi bwana?“ fragt mich begierig mein Begleiter, und als ich ihn auf die Stelle in der Steppe aufmerksam mache, wo ich das Tier wahrgenommen, bestätigt er die Richtigkeit meiner Beobachtung beifällig mit einem: „Udio bwana, pharu mkubwa sana!“ (Ja Herr, ein sehr großes Nashorn!)

Nach einiger Zeit sehen wir, daß es sich um einen alten besonders starken Bullen handeln muß; auch er hat allmählich dieselbe Richtung eingeschlagen, wie seine beiden Artgenossen. Unsere Beobachtung er-



*C. G. Schillings phot.*  
Telephotographische Studien von Bewegungs-Phasen einer Herde der Rhäta, der Grantgazellen (*Gazella granti Brooke*).

*R. F. Sander's Photo, Leipzig 1906.*



weist sich als richtig, und ebenso bemerkten wir schon vor einiger Zeit, daß das zuerst wahrgenommene Nashörnerpaar aus einer alten Kuh und ihrem fast ausgewachsenen Jungen bestand.

Weitere Zebrarudel, Gnuerden, kleine Trupps von Grantgazellen und Impallahantilopen sind sichtbar geworden, nun aber auch eine ganze Gesellschaft von Kuhantilopen, die sich bis dahin in der Deckung eines mit dichtem Hochgrase bestandenen Seitentales der Steppe aufgehalten haben.

Jetzt entwickelt sich das Treiben der Tierwelt immer reicher und mannigfaltiger. Ich nehme im Tale, am Fuße meines Hügels eine ganze Kette Perlhühner wahr; wie sie laufen und hasten, mit brausendem Flügelschlag aufgehen und bald wieder einfallen! Weiterhin fesselt meine Aufmerksamkeit ein Paar Raubadler, die in den Lüften kreisen, sich stundenlang an Flugspielen ergötzen und wohl in nicht zu weiter Ferne ihren Horst erbaut haben.

Hell klingt in der Runde das Locken der Frankoline zu meiner Warte herauf, minutenlang; dann schweigt es wiederum. Gar vielerlei soll mein Auge überschauen, und rastlos dränge ich den Blick in die Weite; aber bisher vergeblich suche ich eine mir in dieser Steppe geläufige und vertraute Erscheinung: die turmhohe Gestalt der „Twigga“!

Wo mögen sich die Giraffen heute aufhalten? Warum suchen sie nicht die noch frisch grünenden Akazien auf, in der weitgedehnten Niederung dort zu meiner Linken, wo ich sie tagelang schon „bestätigt“ hatte?

Und dennoch, sie sind da, nur vermochte ich sie nicht zu erkennen! Endlich kann ich ihre bizarren Gestalten ausmachen, als sie, jetzt grell von den schrägen Sonnenstrahlen beschienen, an den Akazien dort unten äßen. —

Welch eine Poesie liegt in den Bewegungen all der verschiedenen Organismen, die unser Auge schaut! Jede Art der Fortbewegung, vom plumpen, schaukelnden und doch so fördernden Trab der Dickhäuter bis zu den graziösen Sluchten einer zierlichen Gazelle redet in eigener Sprache zu dem, der mit all den Bewegungseigenheiten dieser Tierwelt vertraut geworden ist. So wie die anfangs fremdartige Erscheinung eines zum ersten Male erschauten Tieres überraschend wirkt, so auch die voneinander ganz verschiedenen Arten der Fortbewegung. Bald aber sind sie mir vertraut geworden! So empfinde ich auch jetzt beim Anblick der Giraffen Freude und Gefallen an ihrem grotesken Hin und Her, ihren auftauchenden und verschwindenden Köpfen, da unten inmitten der grünen Mimosenlaubdächer, die ich weit über schaue . . . Welche Gesetze auch hier walten mögen, warum ich auch





*C. G. Schilling's photo.*

*R. Voigtlander's Verlag, Leipzig 1906.*

Mitten in der Steppe in der Nähe des großen Matronsees fand ich eine einzelne alte Akazie ... Die Gegend war beinahe wasserlos. Der Stamm des Baumes wies die Spuren von Elefanten auf, die sich oft an ihm gekauert hatten.



*C. G. Schilling's phot.*

Zentrale Afrikanische mit Zeltgeröll. (Der Lagerplatz Marano-Kanga unfern der östlichen Ägypter Zimpe.) Inwieweit dieses Lagerplatzes zeigen mit meine Leute das kaum mehr erkennbare Grab eines Engländer, der von einem Hügel getrennt worden war. Ich ließ es inwieweit jenen, und meine Ägypter feierten eine Zelte über die emiane Hügelkette . . .

*K. Fiedler's Festsch. Leipzig 1909.*

gezwungen bin, dies alles als so schön, so harmonisch, so herrlich zu empfinden, ich begreife den Ausspruch: „Darum glaube ich, daß das Leben sich uns erst in jener Welt der Augen erschließen wird, von der Goethe sprach: es gibt noch das Leben des Lebens und dies ist Gestalt . . .“<sup>1</sup>

Das ist eine herrliche Aussicht von meiner hohen Warte! Das ganze großartige Schauspiel vollzieht sich für mein Ohr fast geräuschlos; nur wenige Vogelstimmen, doch keine Laute aus anderen tierischen Kehlen dringen an mein Ohr. Als sich aber die Brise gegen Abend mehr und mehr hebt, beginnt in meiner unmittelbaren Nähe ein mir vertrautes, seltsam schönes Konzert. Der Hügel, von dem aus ich Umschau halte, ist bis zu seinem Gipfel mit dürftigen Glötenakazien bestanden. Wie nun der Wind immer stärker über die durchlöchernten Gallen, die jene Bäume tragen, streicht, ertönt dort oben durch die einsame Stille ein seltsames Klingen, eine seltsame Tonsprache, die nur der Klang von Äolsharfen ein wenig versinnlichen könnte.

Jene Gallen der Akazien sind durchlöchernt und werden in vielen Fällen von kleinen Ameisen bewohnt; stört man diese, etwa durch Klopfen an ihrer eigenartigen Behausung,<sup>2</sup> so schwärmen sie aus, um den Störenfried zu bekriegen! Nicht allzu häufig stört sie ein menschliches Wesen in ihrem Tun und Treiben; doch heute geschieht dies! Der späthende Beobachter freut sich nicht nur am Klange jener seltsamen Musikinstrumente, sondern auch an dem Gedanken, daß sie einen Mikrokosmos beherbergen, einen eigenartig organisierten kleinen Staat lebender Wesen, ebenso wie die große unendliche Steppe zu seinen Füßen einen Staat des mannigfaltigen Großwildes! — — —

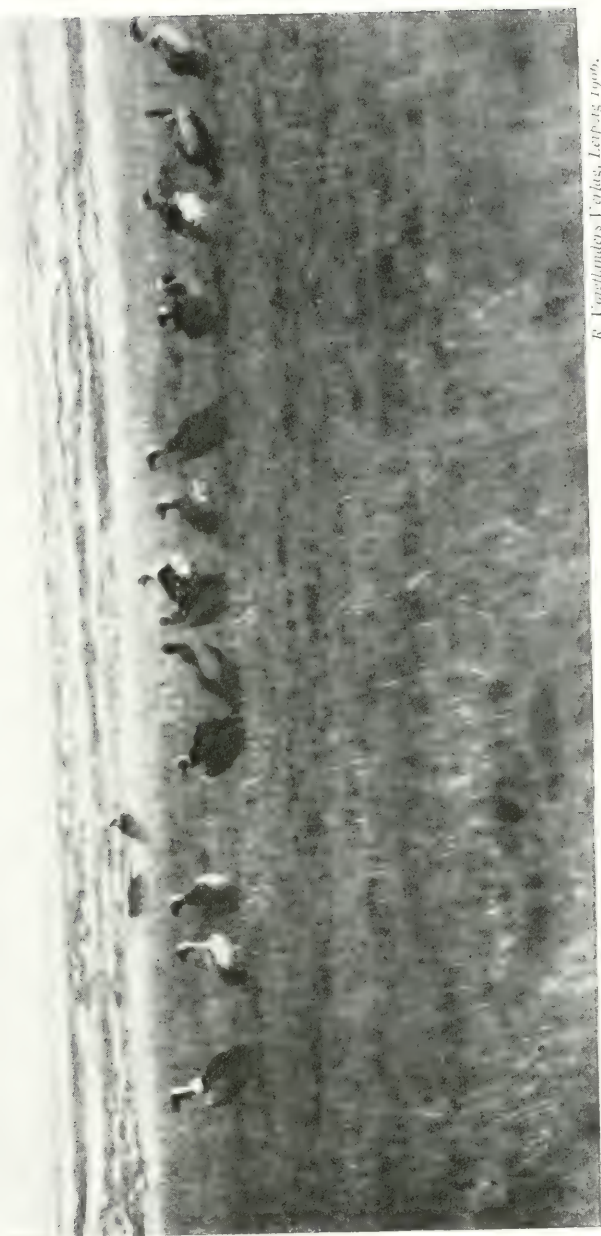
Von einer andersartigen Naturwarte noch erzählt mein Tagebuch, einem entwurzelten Baumriesen im Flußuferwalde. Hier, im Galeriewald, bot mir der vom Sturmwind gefällte Stamm in seinen Ästen einen einladenden Ruhesitz, von dem herab ich manch wunderbaren Anblick der umgebenden Tierwelt genoß.

Da hatte ich Aussicht in die unmittelbare Nähe des Flusses sowohl, wie hinaus auf mehrere Lichtungen, die zu dieser Jahreszeit reiches Tierleben aufwiesen. Reisende Waldfrüchte hatten große Herden von Pavianen in diese Gegend gelockt. Ihr geschäftiges Treiben war von meiner Warte herab, wo ich innerhalb dichter Lianen versteckt saß, gut zu beobachten. Große Rudel von Antilopen, namentlich Wasserböcke und Grantgazellen, hielten sich regelmäßig in diesen ausge-

<sup>1</sup> Houston Stuart Chamberlain, Immanuel Kant.

<sup>2</sup> Nach den neuesten Beobachtungen Prof. Ingwe Sjöstedts werden diese Gallen von drei verschiedenen Ameisenarten bewohnt.





*R. Veigilanders Fotos, Leipzig 1906.*

Hungrige Geier in der Nähe meines Zelttes in baumloser Steppe.

*C. G. Schilling's phot.*



behten Waldlichtungen auf. Ich erinnere mich einiger Mittagstunden, während deren sich hier ein wahrhaft paradiesisches Tierleben entfaltete. Da erblickte ich zu gleicher Zeit ein großes Rudel der graziösen, wunder= vollen Pallahs und, in ihrer unmittelbaren Nähe äsend, etwa vierzig Böcke der Grantgazelle, die sich ebenfalls in eine große Herde zu= sammengeschlagen hatten. Die Antilopen hatten sich über die Teile der Lichtungen verbreitet, die eben sprossendes, frisches Gras aufwiesen, hielten sich aber dennoch ziemlich getrennt innerhalb ihrer Verbände. Allmählich aber hatten sie sich einem unter einem schattigen alten Baume



Flugformation der Flamingos.

eingestellten Rudel von Wasserböcken genähert, und nun hatte ich Gelegenheit, diese drei schönen, so verschiedenartigen Antilopenarten lange Zeit zu beobachten. Zu meiner Überraschung vereinigten sich nach einiger Zeit mit ihnen neun stattliche Elenantilopen, deren weiße Querstreifen sich wundervoll von dem einfarbigen Haarkleid der Wasserböcke abhoben. Mitten unter diesen Tieren bewegten sich mit einer gewissen nachlässigen Ruhe etwa dreihundert Paviane aller Größen, eifrig auf der Jagd nach Kerbtieren begriffen, Gras ausrufend und Steine umdrehend. Einzelne ältere Exemplare erkletterten zuweilen Baumstämme bis zur Höhe von einigen Fuß und hielten von dort aus sorgfältig Umschau nach etwa herannahenden Feinden.

Ich verhielt mich mäuschenstill, wohl wissend, daß die geringste



*C. G. Schillings phot.*

In den verschiedenartigen Formationen und Anordnungen ihres Fluges zogen Tausende von *Glamingos* über  
mein Haupt.

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Bewegung mich, namentlich den scheuen weitfichtigen Affen verraten würde.

Langsam und in nachlässigem Schritt zieht jetzt ein vielköpfiges Zebrarudel durch den Wald und über die Lichtung. Hell schimmern in der Bewegung die bunten Farben der schönen Tigerpferde, manchmal auch wieder verschwimmen sie in einförmiges Grau. Sie mischen sich unter die Wasserböcke, die nur wenig Notiz von ihnen nehmen und die Zebras offenbar schon lange kennen. Ein wundervolles Bild, die stolzen Wasserböcke mit der wehrhaften Hornzier, und die Leithengste des Zebrarudels, alle in unausgesetzter Aufmerksamkeit nach Feinden spähend! —

Es huscht über den Boden, und die kleine Manguستنfamilie, die den Termitenhügel dort bewohnt, macht einen Ausflug von ihrer Burg. Schlangenartig, in eiliger Bewegung vereint, schlüpfen die graziösen Tierchen dahin. Zwei Schlangengeier suchen dort drüben nach Reptilien, zahlreiche andere Geier und Marabus haben sich am Rande der Lagune zum Baden und Trinken niedergelassen.

Zu all diesen vereinigten Tieren kamen jetzt noch drei Strauße, die in der Nähe des sumpfigen Flußufers frisches Grün aussuchten, und eine Anzahl von Frankolinen und Perlhühnern, die allmählich aus dem Buschwerk auf die Lichtungen auschwärmten, um dort ihrer Nahrung nachzugehen. Auf der Sandbank, die ich langausgestreckt vor mir im Flußbett überschauete, sonnten sich gegen dreißig gewaltige Krokodile; viele kleinere Panzerrechen erblickte ich unfern der Sandbank auf einer flachen Uferstelle.

Gestern besuchten die Sandbank des Urwaldstromes auch sechs riesige Flußpferde und lagen träge im glühenden Sonnenscheine vor meinen Augen; heute wartete ich aber vergeblich auf ihr Erscheinen. Aus dem Schilfe der jenseitigen Uferbänke aber dröhnte dafür plötzlich die gewaltige Stimme eines alten Bullen zu mir herüber. —

Über diesem Bilde friedlichsten Tierlebens glühte, tiefe Schlag Schatten zeichnend, die tropische Sonne. Um diese Stunde pflegen selbst die Vogellstimmen zu schweigen. Nur der melodische Pfiff des Orgelwürgers ertönte in meiner Nähe, manchmal auch ein Kreischen irgend eines der Paviane, der von einem älteren Angehörigen der Herde mit Püffen und Knüffen zurechtgewiesen wurde . . .

Ganz friedlich verhielten sich all die vereinigten, verschiedenartigen Tiere zueinander; sie berührten sich häufig beinahe, ohne die geringste Notiz voneinander zu nehmen. Selbst die mit spitzen gefährlichen Hörnern geschmückten Böcke der Antilopen machten den anderen Arten gegenüber auch nicht den geringsten Gebrauch von ihren scharfen



*C. G. Schilling's photo.*  
Grant-Gazellen (*Gazella granti Brooke*), im Hintergrunde die Ausläufer des südwestlichen Kilimandscharo.  
*K. Unglunders Verlag, Leipzig 1906.*





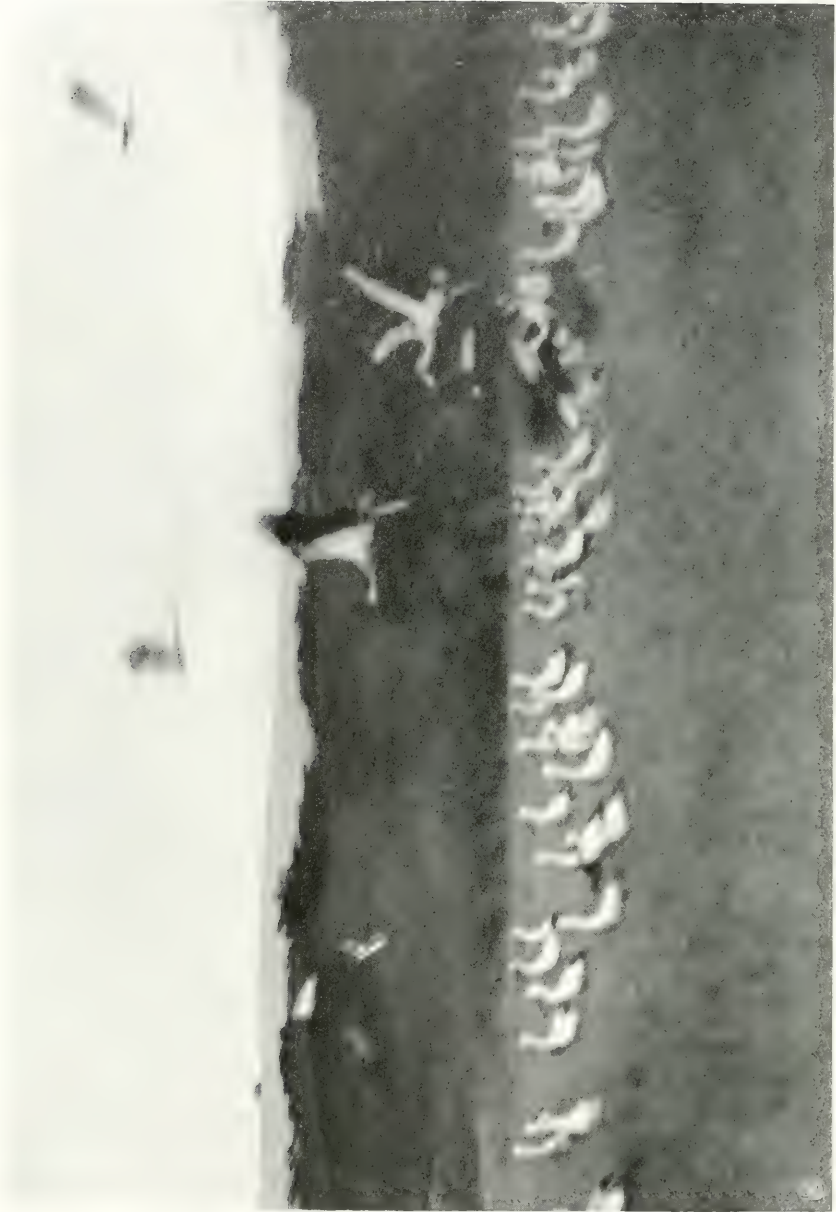
Waffen, und solange ich auch von meinem Hochsitze herab zuschaute, sah ich nichts als Friede und Eintracht. Und dennoch, wie bald unterbricht ein Drama diese Stille, diesen Frieden! Löwen- und Leoparden- führten dort unten, die Krokodile auf der Sandbank und die Geier dort oben erzählen mir davon!

Oftmals habe ich an dieser und an anderen Stellen Einblicke in das Leben und Treiben der Tierwelt gewonnen und so manche genüßreiche Stunde verbracht. Bald war es die eine, bald die andere Art, die sich der Beobachtung darbot, selten aber, daß ich eine größere Anzahl so verschiedener Arten gleichzeitig sah. In allen Fällen aber habe ich gefunden, daß der Mensch im Rahmen jener paradiesischen Tierbilder ein störendes Element ist. Auch wo ich sicher sein konnte, daß die Erscheinung eines Weißen, eines Europäers, der Tierwelt noch völlig unbekannt war, dennoch: im selben Augenblicke, wo ich mich zeigte, war die unweigerliche Folge eine panikartige Flucht!

Noch steht das Bild lebhaft vor meinem Auge, das sich mir bot, als ich den lianenverrankten Zweigen jenes umgestürzten Baumes entstieg. Grelles Schreien der Affen zunächst! Im Nu haben die kleineren Jungen sich an ihre Mütter geklammert, und in langen Sprüngen, in dichte Staubwolken gehüllt, galoppiert die Affenherde über den flachen Erdboden dahin, um im Hintergrunde der Sichtung zu entschwinden. Dabei wenden sie manchmal den Kopf zurück. So fliehen von allen mir bekannten Tieren nur Paviane und gefleckte Hyänen. Der Anblick wirkt so fremd und überraschend ungewohnt, fast unheimlich, daß er mich stets verfolgt, wenn ich dieser Tiere gedenke.

Die Antilopen folgten dem Beispiel der flüchtenden Paviane nach anfänglichem Hin- und Herprellen in hohen Fluchten rechts und links in die Luft. Dabei bieten namentlich die Pallasantilopen herrliche Bilder. Mehrere Meter hoch werden sie von ihren stahlharten Läufen in die Luft geschneilt. Wo auch das Auge sich hinwendet, erblickt es die graziösen Körper dieser schönen Tiere in allen möglichen Stellungen, mit ausgespreizten Läufen, alle Viere hoch in der Luft oder in allen andern nur irgend denkbaren Bewegungen. Der Schluß aber all dieser herrlichen Augenblicksbilder ist allgemeine Flucht; weit in der Ferne verraten aufwirbelnde Staubwolken noch längere Zeit den Weg, den die Flüchtigen genommen. —

Doch nicht alltäglich bieten sich so vielgestaltige, reich belebte Bilder des so ursprünglichen tropischen Tierlebens dem Reisenden. Auch gehört ein geschultes Auge dazu, alle die einzelnen Eindrücke als zusammengesetztes Kunstwerk der Natur zu genießen. Manchmal aber wieder bietet sich, auf kleinem Raum zusammengedrängt, ein fast über-



*C. G. Schilling's photo.*  
 Vor ihrem Aufbruch zum Norden beobachtete ich oftmals Tausende von europäischen weißen Störchen.  
*R. Foulgers' party, Leipzig 1906.*

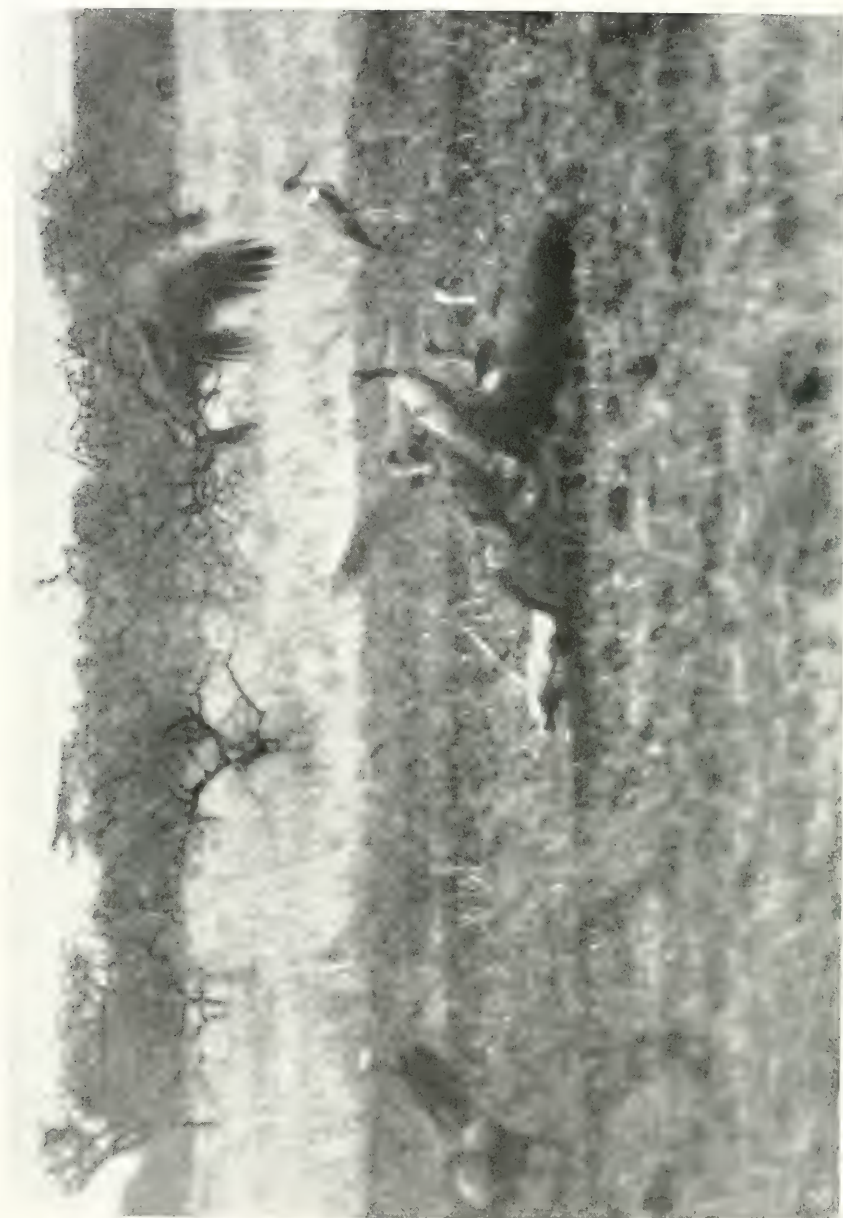


*R. Finglunders' Verlag, Leipzig 1906.*

*C. G. Schillings phot.*

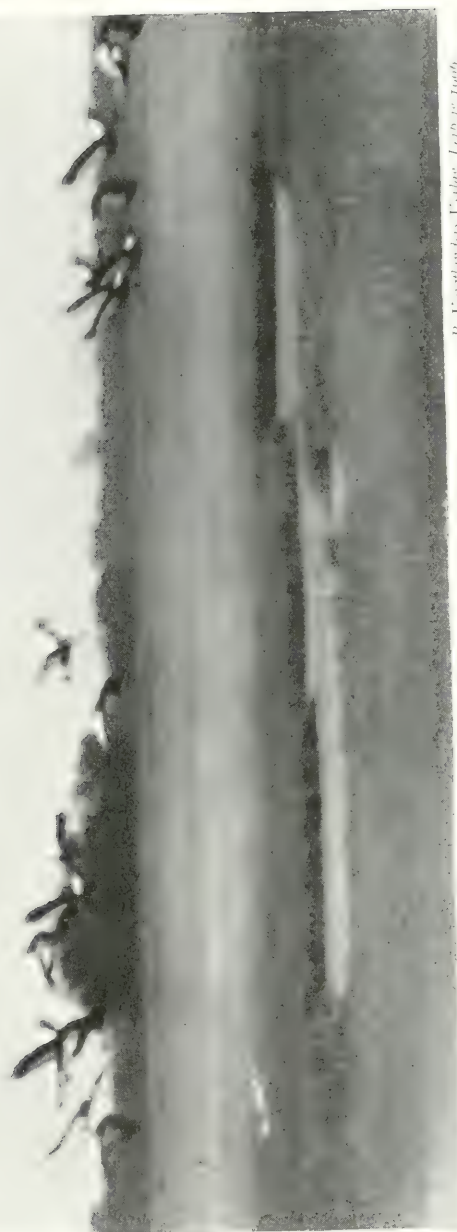
Es wird schwer fallen, dem Leser einen Begriff von der großen Masse unserer weißen Störche zu geben, die sich im Februar vereinigt hatten, um ihre Heimreise anzutreten. Die vorliegende Zernaufnahme gibt aber immerhin einen annähernden Begriff der großen Anzahl.





*C. G. Schilling's photo.*  
 Mit nicht zu beschreibender Schnelligkeit laufen von den höchsten Himmelshöhen Geier und Harabus herab...  
 flugschlagend streifen sie sich um die Beute.

*R. Fingland's photo, Leipzig 1906.*



*C. G. Schillings phot.*

Die herrlichen Kronenkränche bieten nicht nur dem Auge, sowohl in der Ruhe wie auch fliegend, einen wundervollen Anblick, sondern geben auch am Tage wie auch in der Nacht mit die merkwürdigsten Laute von sich, die ich aus Vogel-  
fehlen kenne.

*K. Finglanders Collage, Leipzig 1906.*

großer Reichtum unserem Auge dar: So erinnere ich mich ganz besonders jener kleinen indischen Steppenseen, die hier und da in der Thika versteckt, oft fast überreiches Tierleben beherbergen. Eine besonders auffallende Art gewaltiger Säuger, die Nilpferde, finden wir zuweilen auf kleinem Raum zusammengedrängt, der Beobachtung viel zugänglicher, wie in den großen Seenbecken, in denen sie zwar zu Hunderten oder Tausenden leben, aber sich dem forschenden Auge viel leichter entziehen können. Wohl kann man da in der Ferne zahlreiche Köpfe im Wasser auftauchen, kann den ihren Rüsten entweichenden Wasserstaub in zahlreichen kleinen Fontänen in der Sonne glitzernd beobachten. Aber das eigentliche Leben und Treiben dieser Giganten der Tierwelt spielt sich zur Nachtzeit, unsichtbar unserem Auge ab. Anders in jenen kleinen Seen!

Mit Vergnügen erinnere ich mich jener Ansammlungen von Flußpferden in den vor einigen Jahren von Hauptmann Merker zwischen dem Kilimandscharo und dem Meruberge entdeckten versteckt gelegenen Seen; dort lebten damals noch Hunderte von Flußpferden, und es war leicht, ihr Treiben im Wasser zu beobachten. Wenig scheu spielten sie dort im Wasser herdenweise vereint bei hellem Sonnenschein umher. Namentlich die noch in Begleitung ihrer Mütter befindlichen Jungen waren so wenig scheu, daß ich sie zuweilen fast völlig aus dem Wasser emporstauchend erblickte. Auch sah man sie zuweilen auf Sandbänken am Ufer im Sonnenschein ruhen. Einige jener Wasserbecken waren von so geringem Umfang, daß die Tiere in einer Entfernung von höchstens zwanzig Metern vom Beschauer auftauchen mußten. Häufig waren sie gleichzeitig von einer ganzen Anzahl von Flußpferden besetzt. Da war es dann höchst reizvoll, von der erhöhten Warte der umgebenden steil aufragenden Uferhügel die Tiere stundenlang zu beobachten. Sie hielten gute Gemeinschaft mit der Schar der Wasser- und Sumpfvögel, die jene Seen belebten. Wie in einem zoologischen Garten, so nahe, so anschaulich boten sich all jene Tiere dem Schauenden dar. Aufs reizvollste kontrastierten da die fischenden, rosaroten Pelikane in Schwärmen von Hunderten mit den ungeschlachteten Vierfüßlern! — Fern von allem menschlichen Tun und Treiben liegen auch heute noch jene Seen in stiller Einsamkeit im Geiste vor meinem Blick. Die Abendbrise trägt den scharfen eigenartigen Geruch dieser salzigen natronhaltigen Gewässer zu mir herüber. Düsteres Gewölk zieht herauf, die Nähe des massigen finsternen Meruberges verleiht auch jenem vulkanischen Seeplateau häufig einen Wolken Schleier. Wieder erklimme ich einen der steilen Uferränder und wiederum schweift mein Blick über die Wasserflächen. Aber vergeblid, die Zahl der die Seen belebenden

Wasservögel hat sich zwar nicht vermindert, doch die Flußpferde sind verschwunden! Sand ich gelegentlich meiner letzten Reise noch eine kleine Anzahl, so hörte ich von Professor Sjöstedt,<sup>1</sup> dem schwedischen Forscher, der die Seen vor kurzem besuchte, daß die Nilpferde, die die Seen unbestritten seit grauen Zeiten ihre Heimat nannten, fast verschwunden sind. Die Buren haben alle getötet.<sup>2</sup> Einen traf ich schon vor Jahren hier an, unter den Flußpferden aufräumend; das Werk dieses Vorläufers haben andere erfolgreich fortgesetzt. Versuche, in ursprünglichen Gegenden Ansiedler heimisch zu machen, vertragen sich eben



Die Tätigkeit des Buren, den ich an den Merkerseen mit Flußpferdschleichen beschäftigt fand, wurde durch die umherliegenden Kadaver und Köpfe der Tiere, die er der Zähne halber erlegte, illustriert . . .

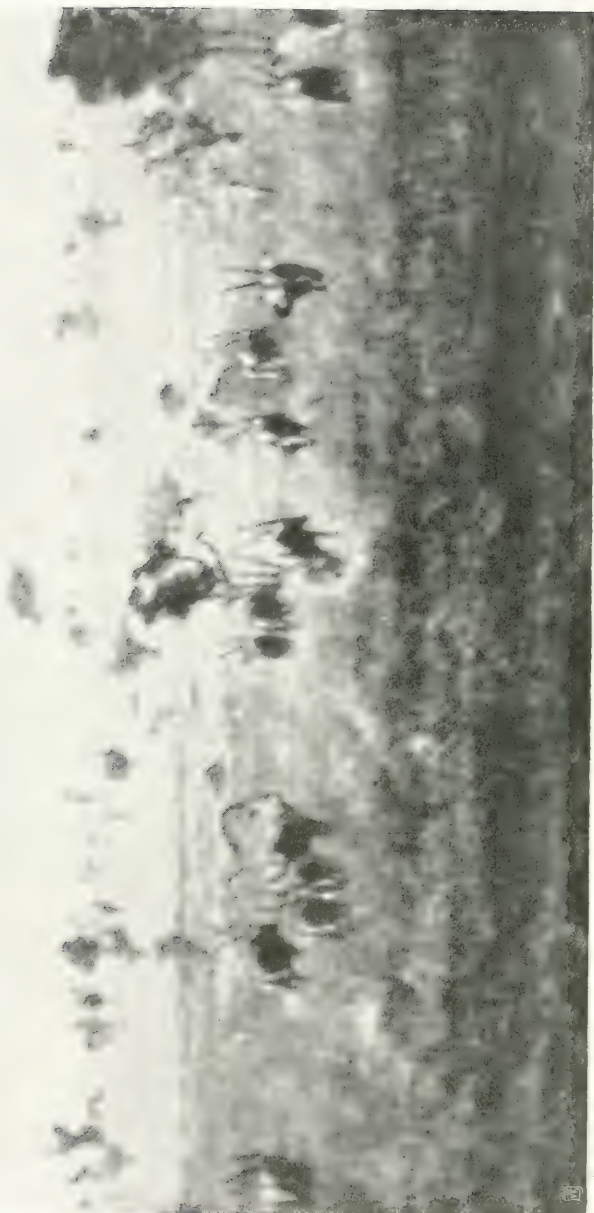
niemals mit einem Schutz ursprünglicher Tierwelt, sollte diese Tierwelt auch einsame Steppenseen bewohnen, die noch so fern von menschlichen Ansiedlern in der Wildnis versteckt sind. —

---

<sup>1</sup> Vergl. auch Prof. N g w e S j ö s t e d t über die Wildvernichtung der Buren am Kilimandscharo in der „Täglichen Rundschau“, Berlin 1906. Professor Sjöstedt bereiste diese Gegenden, um die Fauna behufs Aufstellung im Kopenhagener Museum zu sammeln, und besuchte behufs Erbeutung einiger Flußpferde auch die Merkerseen. —

<sup>2</sup> Die Vernichtung des Wildstandes durch die Buren am Kilimandscharo wird durch die Zentral- und Lokalbehörden in jeder Weise erschwert, aber mangels der Möglichkeit genauer Kontrolle scheinen die Vorschriften nicht durchführbar zu sein. Prof. Sjöstedt fand die Buren nicht etwa angeziedelt, sondern dem Wilde folgend im Lande umherziehend!





C. G. Schottel's photo.

Eine recht reichhaltige photographische Plirische ergab endlich eine idöhne Tropikae: ein starkes Rubel der idöhnen in abgedehnten (begebenen lebenden Enxantillopen (Chiroa der Gaswahili, El gamatirof der Maai) = Oryx callotis Thos. ein förmlicher Wald ipiger langer Hörner stark vor mir, als ich nach auf dem Erdboden herantrichend die Aufnahme machte. — Zur selben Zeit pindie der bekannte vorzügliche englische Jäger Zeller in Britisch Tiafrika wochenlang vergeblich auf diese idöhne, von ihm noch nicht erlegte Art: ein Beweis der Schwierigkeit der Auffindung bestimmter Waldarten in Afrika.

K. Vöglers Tula, Leipzig 1900.



*C. G. Schilling, phot.*  
 Ein Rudel Gatterböde (*Colas ellipsoyemus* Ozal.) wurde flüchtig und verständig unter der Führung eines alten Tieres. Unter ihnen befand sich ein gut gekürter Bod (das zweite Bild von rechts). Viele Aufnahme beweist, wie auch mehrere andere, daß auch Aufnahmen jhneller Bewegungsphasen mit Teleapparaten möglich sind.

*R. F. G. Schilling, phot.*

So reißt sich in der Erinnerung Bild an Bild.

Neben den Klangfarben der Steppe sind es die Eindrücke des Auges, die mir immer wieder lockend in die Erinnerung treten. Wie ähnlich auch der Künstler all die verschiedenen Eindrücke festhalten könnte, eins wird seinen Kunstwerken stets fehlen: all die flüchtige Bewegung. Wer kann, um aus der Fülle der Erscheinungen nur eine zu nennen, die vielgestaltige Ornis, die Welt der Vögel, im Bilde wiedergeben! Täglich wächst meine Kenntnis der vielköpfigen Schar durch meine sich täglich vergrößernde, manche der Wissenschaft noch unbekante Art ergebende, mühevoll gewonnene Vogelsammlung. Mit jedem eingesammelten Balge aber vergrößert sich meine Kenntnis all dieser noch so unbekannten formschönen Geschöpfe, und langsam, ganz langsam, werde ich mit ihnen vertraut . . . Welche Pracht der Formen und Farben! In welcher gewaltigen Mengen belebt das gefiederte Volk Steppe und Urwald! Märchenhaft mutet uns die Erzählung der Bibel von den Wachtelmengen in der Wüste an, und es ist doch kein Märchen: Zu Zeiten umschwirren uns, wo wir auch in geeignetem Gelände uns bewegen, gewaltige Wachtelmengen, die ihr Heil im Fluge suchen und finden. Zu Zeiten habe ich auch ähnliche Mengen von Bekassinen gefunden . . . Wie lange mag es her sein, daß diese beiden Vogelarten in heimischen Revieren noch in derartiger Menge auftraten? —

Die vielgestaltigen Formen und Farben, die Bewegungen der Tiere, die das Auge wahrnimmt, inmitten all der so häufig wechselnden grellen und haarscharf zeichnenden tropischen Beleuchtung, das alles zusammen schafft Erinnerungsbilder von unvergänglichem Reiz. Sie vermag nur der zu schauen, der hinauszieht und sie in sich aufnehmen kann. —

Da kriecht die gewaltige Seeschildkröte, entsteigt den Wassern des Indischen Ozeans, und sucht den Sand der Düne auf, ihre Eier abzulegen. Ihre riesige Spur im Sande führt mich zu ihrem Nest; als habe eine Pflugschar den Boden durchwühlt, erscheint diese eigenartige Fährte meinem überraschten Auge.

Der Indische Ozean, der diese gewaltigen Seeschildkröten beherbergt, birgt auch in stillen Buchten die seltsame Sirene, die Seekuh, und groß ist das Erstaunen selbst der Eingeborenen, wenn sie dies merkwürdige, immer seltener werdende Geschöpf zuweilen in ihren Netzen erbeuten.

In der Lagune taucht der Kopf einer wohl fünf Meter langen gewaltigen Riesenschlange auf, einer *Boa constrictor*; andere überrasche ich in der freien Steppe. Immer neue packende Augenblicke! Sei es, daß unser Gedächtnis uns die zierliche Gnomengestalt einer vielleicht nur einmal geschauten seltenen Zwergantilope im Waldes-

dunkel wiederum hervorzaubert, einer Zwergantilope, die mit seltsam großen Lichtern, hochgestellten Lauschern, den Nahenden anäugt, dann blickschnell im Dickicht verschwindend; — sei es, daß in der Erinnerung inmitten des verworrensten Urwaldes die rotbraunen, schlammbedeckten Leiber riesiger Elefanten auftauchen; — sei es, daß ein plötzlich mit Blüten bedeckter Baum eine wunderliebliche, unentdeckte Vogelart mir verschafft, die ich im wundervollen Federkleide entzückt in der Hand halte; — sei es, daß plötzlich die massige Riesengestalt eines Nashorns unerwartet und dräuend, wie aus Stein gemeißelt, im Hochgras vor mir erscheint; — sei es wiederum, daß der freie Blick ungehindert in die Weite schweift und eine Urfülle tropischen seltsamen Tierlebens in sich aufnimmt: in allen Fällen scheinen dem Beschauer die Eindrücke, deren er theilhaftig wurde, von unsagbarstem Reiz!

Ob sie seine Seele mit Entzücken erfüllten oder ihn auch die Nerven packend, im Innersten erschütterten — in der Erinnerung verwebt sich all dies Geschaute zu einem einzigen großartigen Kunstwerke der Natur.

So einförmig die Staffage der Landschaft dem Laien erscheint, so arm und öde die Steppe sich wochenlang zeigt: belebt und durchflutet von der gewaltigen Welle all dieses seltsamen Tierlebens ist sie von einer Schönheit, einem Reize, dem sich niemand entziehen kann, der offenen Auges und Herzens in sie eindringt.

Wer hier mit hellen Sinnen um sich blickt, um mehr zu sehen als ein anderer, dem offenbaren sich die Herrlichkeiten der Natur in großartigster und wunderbarster Weise und reißen ihn im höchsten Sinne des Wortes zur Bewunderung hin. — Hier bewahrheitet sich, wie Sir Harry Johnston in der Vorrede zur englischen Ausgabe meines ersten Buches sagt, „the old nursery story of Eyes and No Eyes“. —

So liege ich oft stundenlang in der Wildnis, schaue, staune und genieße! Welche Fülle von Eindrücken werden dem Auge in stets wechselnden, anfangs fremdartig, allmählich vertraut wirkenden Gestalten geboten, inmitten der fremdartigsten Umgebung, überstrahlt von überraschend wirkendem und in seiner Fülle blendendem Licht!

Bald sind es Zwerge, bald Giganten der Tierwelt, die uns fesseln. Aber namentlich ist es die ursprüngliche Fülle, der gewaltige Reichtum an Groß- und Kleinwild, der theils entzückend, theils erdrückend wirkt. Man muß mit dem Auge des Jägers riesige alte Elefantenbullen im Urwald, muß große Mengen von Nashörnern und Giraffen an einem Tage, muß Tausende von Zebras und Antilopen zusammen gesehen, muß all diesen gewaltigen Reichtum empfunden haben, um seine volle Schönheit und Erhabenheit zu begreifen. —





*C. G. Schüttgen, phot.*  
*K. Finglanders Verlag, Leipzig 1906.*  
Kuhantilopen inmitten von Stötenstajen in der Nähe der weißlichen Stötenstajen.



*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Die Spiegel der Grantgazellen kommen oft in überraschender Weise zur Geltung und leuchten auf weite Entfernung...

Doch gibt es Tage, wo man fast vergeblich nach all dem Leben und Treiben Umschau hält, wo die Witterung oder andere Gründe das Tierleben nicht so sehr sichtbar werden lassen. Auch sind die weiten und periodischen Wanderungen der afrikanischen Tierwelt wohl zu berücksichtigen: man ch schieftes Urteil über angebliche Wildarmut einer Gegend, in der andere Jäger früher erfolgreich jagten, wird durch sie erklärlich.

Dahingegen gibt es aber auch wieder Tage, wo eine solche Fülle der Erscheinungen sich unserem Auge bietet, daß die kühnste Phantasie sich keine Vorstellung von all dem Reichtum zu geben vermag. An solchen Tagen habe ich mir oft einen riesenhaften Apparat, ein Instrument gewünscht, welches all das Geschaute hätte registrieren können. An solchen Tagen aber auch habe ich Forschern, deren Augen sich längst geschlossen haben, mehr wie einmal Abbitte getan! Wenn ich, wie in früheren Jahren, die bildlichen Darstellungen des verstorbenen Cornwallis Harris anschaute, Darstellungen aus dem Leben der süd-afrikanischen Fauna, wie er sie gegen das Jahr 1837 gesehen hat, habe ich mehr wie einmal an der Wahrheit des von ihm Dargestellten zweifeln wollen. Von diesen Zweifeln bin ich jedoch durch meine eigenen Anschauungen gänzlich bekehrt worden!

In selbstgefertigten Skizzen, die freilich technisch nicht immer ganz auf der Höhe<sup>1</sup> stehen, überliefert uns Cornwallis Harris farbige Abbildungen mit Beschreibungen von Wildmengen, die ans Fabelhafte grenzen! Da sehen wir Elefanten, Nashörner, Giraffen, Büffel, Zebras und Antilopen in Haufen vereint, so daß man unwillkürlich zu der Annahme neigt, daß alles dies auf einem Bilde vereinigt wurde, nur um die verschiedenen Arten darzustellen. Meine Beobachtungen aber haben mir gezeigt, daß unser verstorbener Künstler vollkommen recht hatte. Man sieht, wie not es tut, derartige Beobachtungen urkundlich festzulegen; eine spätere Zeit vermag sich, wie ich es deutlich empfinde, nur mit großer Mühe und unter angelegentlichem Studium aller einschlägigen Quellen in jenen ursprünglichen Reichtum tierischen Lebens hineinzuversehen!

Gewaltige Zeiträume mußten sich abspielen, um alle die Schönheit und Pracht dieses mannigfaltigen und so hoch organisierten Lebens zu erzeugen. Meine Gedanken schweifen in weit entlegene Ferne. Wie mit Händen greifbar, sich allmählich entschleiern und sein Wolken-

---

<sup>1</sup> Einige seiner Zeichnungen hat wohl der Reisende erst zu Hause nach ausgestopften Exemplaren ergänzt, während er andere in afrikanischer Steppe selbst völlig naturgetreu gezeichnet hat!



*C. G. Schillings phot.*

Einer roten Wolke gleich ließen sich die Flamingos am Gestade des Natronsees nieder ...  
*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*



Wald abstreifend, erblicke ich einen der riesigsten Vulkane unseres Erdballes; vulkanische Gebiete ringsumher mahnen mich an die Entstehungsgeschichte alles mich Umgebenden . . .

Was hier feuergeboren entstand und sich entwickelt hat, differenziert und ausgestaltet zu so viel Schönheit, die kein neidischer Vorgänger hat zerstören können, ist so herrlich, daß unser Auge immer durstiger sich bemüht, alle die Herrlichkeit auf sich wirken zu lassen.

Ein seltsames Gefühl ergreift mich: ich denke an die schönsten Punkte unserer alten Welt. Sie alle sind in wohlersonnener Art und Weise in Besitz genommen, vielfach nur dann und wann und nur für Geld zugänglich, wohl bewacht vom Auge des Gesetzes. Die Schönheit aber vor meinen Augen ist rettungslos ausgeliefert jedem, noch so roh zerstörenden, kenntnis- und empfindungslosen Eindringling . . .

Doch diese Gedanken müssen jetzt zurücktreten vor trost- und genussreicheren. Wie wundervoll, trotz aller noch so großen Mühsal und allen Fährlichkeiten, in diesen Wildnissen schwelgen, alle diese Herrlichkeiten in sich aufnehmen zu dürfen! Noch schwimmt und schimmert alles um uns her, in ein blendendes Lichtmeer gebadet. Allmählich geht die Färbung der Steppe, der Berge, des Himmelsdomes und der gesamten Umgebung in ungewissere mattere Farben über; flimmernd steigen Luftwellen über der Erde auf, streifenartig ein stets bewegtes Chaos von Lichtreflexen bildend. Über all dem liegt ein tiefer Friede; ein stimmungsvoller Zauber strahlt vom Himmelsdom nieder auf diese Einsamkeit, die so fern vom brausenden Weltgetriebe liegt.

Alles, was ich hier erschauere, spielte sich seit jeher ab, gesetzmäßig, in immer wiederkehrender Folge; — heute aber zum ersten Male genießt ein Mitglied der komplizierten Kulturwelt von diesem Hügel aus diese unberührte Schönheit . . .

Wer vermöchte diese Poesie auf Papier zu bannen, diese Poesie der wildbevölkerten Steppe, die Stimmung der ostafrikanischen Njika? Noch ist der Meister der Farbe nicht erstanden, der uns ein Bild dieser gewaltigen Ansammlungen von Wildrudeln hätte schenken können, dieser von tierischem Leben scheinbar überfüllten und doch so harmonisch wirkenden Einöden; nicht der Meister der Schrift, der sie uns hätte in Worten vor die Seele zaubern können . . .

Einer hat ihn empfunden, diesen Zauber, und genossen wie kaum ein zweiter: Alfred Brehm. Aber er hat nur Gegenden durchreist, die schon allzulange vom Menschen und seinem Treiben beeinflusst waren; er hat den König der Tiere nur einmal, hat die wundervolle Giraffe, deren schönes Auge der Araber mit dem Auge seiner Geliebten vergleicht, und manche andere Erscheinung afrikanischer



C. G. Schallings, phot.

Weißbartgus und Zebras um die Mittagshunde unter Mjufatibäumen (*Salvadora persica*) Raft haltend.

R. Finglanders Fotos, Leipzig 1906.



Sauna niemals geschaut.<sup>1</sup> Gleichwohl hat er mit seiner tiefen Sehnsucht und seinem innigen Verständnis, seiner unvergleichlichen poetischen Gestaltungskraft Herrliches geschaffen; hat uns mit Worten, die zu den schönsten gehören, die jemals über Natur geschrieben wurden, unvergängliche Bilder hinterlassen. Unser Altmeister Schweinfurth hat Ähnliches geschaut und aufgezeichnet. Den beiden reiht sich der Name des leider so tragisch und früh an den Gestaden des von ihm entdeckten Upämbasees im südlichen Urüa ums Leben gekommenen deutschen Forschers Richard Böhm<sup>2</sup> mit Ehren an. Mancher andere könnte noch genannt werden, auf den diese ursprüngliche Herrlichkeit mit Macht gewirkt. Aber wie sang- und klanglos ist die Sauna Südafrikas vernichtet worden, bevor ihr ein Künstler des Bildes oder des Wortes erstanden wäre, der sie in vollkommener Weise für alle Ewigkeit hätte festhalten können!

Meister des Wortes wie Ludwig Heck, unter dessen kundigen Händen das Leben der Säugetiere in Brehms Tierleben jetzt neu entsteht, und Wilhelm Bölsche wären vielleicht befähigt, allumfassend die Eindrücke festzuhalten und wiederzugeben, die dem Wanderer dort drüben werden. Aber ihr Fuß hat fremden Boden niemals betreten, und sie müssen sich darauf beschränken, aus innerer ahnungsvoller Anschauung heraus das niemals wirklich Gesehene künstlerisch und dennoch wahr auszugestalten . . .

Die Sonne senkt sich. Es ist Zeit, daß ich von meinem Hügel herabsteige und mein Lager aufsuche. In flammender Pracht geht die Sonne zur Rüste, in purpurvioletem Schimmer verglüht das Licht; bald wird finstere Nacht mich umgeben. Gedankenvoll trete ich den Heimweg an, überreich an Eindrücken, aber zaghaft in dem Bestreben, all das Gesehene aufzuzeichnen und am Gelingen verzweifelnd.

„Tausend und mehr Tage, tausend und mehr Nächte in der Steppe verlebt zu haben mit der großen Sehnsucht im Herzen, all diese ge-

---

<sup>1</sup> So hat von Wisman z. B. niemals einen Löwen erlegt! Die Schwierigkeit der Beobachtung des Tierlebens ergibt sich hieraus zur Genüge. Der Verfasser möchte an dieser Stelle auf das treffliche Werk: „In den Wildnissen Afrikas etc.“ des Verewigten aufmerksam machen, und schätzt sich glücklich, von seiner Hand ein Anerkennungs schreiben seiner Methode der Tierbeobachtung zu besitzen, das des verdienstvollen und bedeutenden Forschers Liebe und Verständnis für die Schönheit der afrikanischen Sauna in zu Herzen gehenden Worten zum Ausdruck bringt.

<sup>2</sup> Man lese seine Schilderung des Ugallafusses in einem Brief an seinen Großvater, General von Meyerinde u. a., Stellen in „Von Sanjibar zum Tansanjika“ von Dr. Richard Böhm, herausgegeben von Hermann Schalow, Leipzig 1888.



schöne Pracht und all diesen Zauber auf irgend eine Weise bannen und festzuhalten, mit trunkenen Augen die Schönheit der Njika immer wieder genießen zu haben, befähigt mich nicht, ihn wiederzugeben. Könnte ich auch in vielen Jahrzehnten ihn ganz begriffen haben, niemals würde es mir gelingen, ihn nur andeutungsweise vollkommen wiederzugeben, und ihn auch in die Seelen derer zu senken, die ihn mit eigenen Augen nicht geschaut . . .“

So lautet eine Stelle in meinem Tagebuche. —

Ähnliches, wie ich hier in dürftigen Worten, in kleinen Bildern von der Njika Ostafrikas erzählte, ließe sich von vielen andern Gegenden unseres Erdballes auch noch berichten! Das Leben und Treiben der arktischen Fauna, der gigantischsten Geschöpfe der Jetztzeit, der Wale, — dasjenige der Eisbären, Moschusochsen, wilden Rentiere, Walrosse und der so hochintelligenten Robben, das Leben vielgestaltiger andersartiger Faunen — alles das harret in seiner Gesamtheit noch der Schilderung, die in Worten und Bildern diese Lebenswellen für alle Zeiten festhält. Erst so können diese Lebensformen wieder zu neuem Leben erstehen, sie, für die das Wort gilt „Vae victis“!

Möchte der Meister, der ein großes und wahres Riesengemälde der ostafrikanischen Njika zu schaffen versteht, bald erscheinen. Denn so wie die Nacht sich jetzt über die Steppe senkt, wird sich eine ewige Nacht bald über all das Leben und Treiben herabgesenkt haben, das ich so dürftig und skizzenhaft aufzuzeichnen versuchte. Bald! Was bedeuten in diesem Sinne eine Anzahl von Jahren?

Im Kaplande Südafrikas begann die Götterdämmerung all dieses Lebens vor etwa einem Jahrhundert. Schon vor Ablauf dieses Jahrhunderts war sie vollendet, war diese reiche Lebenswelle für immer erloschen . . .



Im souveränem, unbeschreiblich schönem Fluge durchreißt  
der Gannetradler die Lüfte. . .





In früher Morgenstunde pflegen Kranthine von niedrigem Geäst aus ihren Ruf erschallen zu lassen.

## VII.

### Die Symphonie der Steppe und des Urwaldes.

Der deutsche Weidmann kennt den geheimnisvollen Zauber, der zu dem Hirschenden spricht, wenn im Frühlingswalde die Waldschneepfe murkst, die Balz der Waldhühner ertönt und wenn im Herbst der Brunsthirsch schreit. --

Das müssen zähe und uralte Einflüsse sein, denen der Lauschende da untertan wird, Einflüsse, die aus grauer Urzeit stammen und mit zwingender Macht plötzlich wieder lebendig werden und wirken.

Wer diesen Zauber versteht, der folge mir in die äquatoriale Wildnis zu dem Singen und Klingen, das ich dort vernahm. Wir wollen dies Singen und Klingen die Sprache der Upika nennen. Sie tönt dort allenthalben in ursprünglicher Mannigfaltigkeit bei Tag und Nacht. Freilich, um diese Sprache ganz zu verstehen, müßte man König Salomos Zauberring besitzen, der seinen Träger der Sprache der Natur kundig machte, oder müßte gleich Siegfried die Hand im Blute des Lindwurmes geneßt haben, um vogelstimmenkundig zu werden . . .

So viel ist gewiß: in afrikanischen Wildnissen klingt noch jene Ursprache. In heimischen Revieren sind Auerochse, Wisent, Steinbock, Bär, Luchs und Wolf verstummt und auch viele andere Stimmen ur-eingeseffenen Wildes so gut wie verklungen. Ich habe gewiß nur wenige Worte der Sprache der Steppe verstehen können, wenn ich auch vieltausendfaches Tönen vernahm. Aber von diesem Tonbilde möchte ich wenigstens berichten, so gut ich es vermag . . .

Wie groß und gewaltig wirkt diese Welt der Töne zu manchen

Tages- und Nachtstunden auf den Wanderer ein! Jede Gegend, jede Formation des Geländes hat ihr eigenes typisches Konzert. Es ertönt nicht immer, — hängt vielmehr von Jahres- und Tageszeiten ab, von der wechselnden Gunst und Ungunst der Witterung und vielem mehr! Wem diese verschiedenen Stimmen auch nur teilweise vertraut und geläufig geworden sind, der genießt dieses Tönen, diese Tonsprache der Anika mit hohem Genuß und stets wachsendem Verständnis. Zuweilen ist es unbeschreiblich schwierig, die Namen einzelner der Mitwirkenden zu erfahren. Sie verhalten sich manchmal ziemlich still, geben gleichsam nur Gastrollen, tauchen plötzlich auf und verschwinden wieder auf lange Zeit, ohne sich mehr bemerkbar zu machen. Da kann der Forschende oft lange vergeblich nach dem spurlos verschwundenen Sänger Umhör halten! Aber nicht nur der Genuß, den die Solisten in diesem gewaltigen Naturkonzerte uns bieten, ist von so großem und fremdartigem Reize. Ebenso hat die Gesamtwirkung all der zu einer gewaltig eindrucksvollen Symphonie vereinigten Naturstimmen auf mich einen so unvergeßlichen Eindruck gemacht, daß ich versuchen will, ihn dem Leser mit schwachen Kräften zu schildern. Diese Tonsprache der Steppe ist an sich schon gewaltig, reich und eindrucksvoll, wird es aber in verstärktem Maße noch für den, der mit den Augen des Sehers die Dinge schaut und weiß, daß viele von den hier ertönenden Stimmen nicht mehr lange erschallen werden. Wie lange, lange Zeiten durch die Jahrhunderttausende, auch alltäglich und allnächtlich das Tongewirr vernehmbar war, bald werden diese Stimmen oder doch viele unter ihnen, Opfer der Kultur, für ewig schweigen. Sie vergehen und mit ihnen viele der klangschönen Bezeichnungen der Stätten und Örtlichkeiten, mit der die Eingeborenen alle die Punkte bezeichnet haben, die der eindringende Europäer sich mehr oder minder häufig umzutaufen bemüht fühlt.

Es könnte scheinen, als wenn ich selbst dieser Sünde nicht frei wäre. Habe ich doch jene Insel, jenes Naturreservat der Wildbüffel im Pan-ganiflusse, Professor Ludwig Heck zu Ehren „Heckinsel“ getauft. Aber die Insel hatte bis dahin keinen Namen. Traurig gemutet es, wenn wir bei einem Blick über die Karte Afrikas auf die vielen Verunglimpfungen althergebrachter Namen stoßen, die, in keiner Weise gerechtfertigt, Zeugen sind von einer überschnellen und gewaltig hereinbrechenden Kultur. „Die Buren sind keine naturwissenschaftlich denkenden Leute,“ sagt irgendwo ein Schriftsteller. Und tatsächlich, was ist beispielsweise unter ihren Händen aus den wohlklingenden Bezeichnungen der verschiedenen heute schon teilweise ausgestorbenen Wildarten Südafrikas geworden! Kurzerhand belegten sie das Wild mit heimi-



ihren Bezeichnungen.<sup>1</sup> So wurde aus der Oryxantilope ein Gemsbock, aus der Kuhantilope — weil sie zählebig und nicht leicht zu töten war — ein „Hartebeest“! Das Gnu wurde wegen seiner Wildheit „Wildebeest“ getauft, die Trappe „Pauw“, die Hyäne „Wolf“, die Giraffe unglaublicherweise „Kamel“! Hand in Hand damit ging die Verunstaltung der Ortsbezeichnungen: wir lesen von „Hartebeests Fountain“, „Olifants River“, „Kameeldorn“, „Swartkopp“ und finden auch noch eine Reihe weit häßlicherer, teilweise recht unästhetischer Namen, die unter Verdrängung der ursprünglichen wohlklingenden Bezeichnung den einzelnen Örtlichkeiten beigelegt worden sind.

So verschwinden nicht nur die ursprünglichen Bewohner des Landes, sondern auch ihre Namen verwehen im Winde . . .

Zahllos sind die Stimmen, die zur Tageszeit in der Afrika ertönen. Geheimnisvoller aber und wunderbarer noch für den, der ihnen lauscht, ihn noch inniger mit der Natur verkettend, reden die Stimmen der Nacht. Aus der Fülle dieser Stimmen greife ich eine einzige heraus.

Alte Erinnerungen tauchen da in mir auf! Es ist im Jahre 1896; ich bin eben gelandet und sitze an einer Meeresbucht bei Dar-es-Salaam auf nächtlichem Anstand. In das Summen der Moskitos mischt sich ein Konzert nächtlicher Vogelstimmen. Ein seltsames Rufen wird da immer wieder wahrnehmbar. — Unendlich traurig und monoton klingt der eigentümliche Laut über die Wasser der Meeresbucht hinaus; in der Ferne wird ihm vielfältige Antwort.

Ich habe damals nicht geahnt, daß ich fast ein Jahr brauchen würde, um untrüglich sicher zu sein, daß dieser Laut von einem freilich sehr scheuen und unsteten Kuckuck ausgestoßen wird. —

Auf mich hat dieses Tönen in afrikanischer Nacht stets den stärksten Eindruck gemacht, ist mir unvergeßlich geblieben! Alles, was man da hörte, aus der Nähe, aus meilenweiter Ferne, fand seinen Ursprung nicht aus Menschenkehle oder war von Menschenhand erzeugt, sondern mußte aus der vielfach unbekannten Tierwelt stammen. Da galt es zu deuten, zu vermuten, zu kombinieren. Oft traf man es richtig; oft genug aber auch war die angenommene Deutung falsch, und dann war die Neugierde doppelt groß, das Richtige zu erforschen. Ohne Mühe deutete ich mir das zum erstenmal vernommene Geschrei der vom Leoparden zur Nachtzeit geängstigten Affen, ein Schreien unvergeßlicher Art, voll unverkennbar höchster Angst. Das erstmalig vernommene Rufen des Zebrahengstes war schon schwieriger zu

---

<sup>1</sup> Bedauerlicherweise sind die lächerlichen und unschönen Namen Gemsbock, Hartebeest, Wildebeest u. a. allmählich allgemein adoptiert worden.

erkennen, und das Kollern des Straußes wirkte anfangs noch fremdartiger. — Als ich aber erst die Zebras einige Male hatte rufen hören, wurde es mir klar, daß das ausgestorbene *Quaggas* Südafrikas seinen Namen von seinem Rufe haben mußte. Setzt man den Ton auf die zweite Silbe, und das g in weicher Aussprache tief in die Kehle, so hat man — oft wiederholt — eine wundervolle Verdolmetschung auch des Rufes der von mir beobachteten Zebrarten.<sup>1</sup>

Schade nur, daß sich das alles nicht in einem Apparat aufspeichern ließ, einem riesigen Phonographen! Aber von dieser Möglichkeit sind wir leider wohl noch weit entfernt.

Niemanden kann es wundern, wenn ich jenes unendlich melancholischen nächtlichen Kuckukrufes besonders gedenke. Wie öde und leer wäre der deutsche Wald ohne Kuckuck und Kuckucksruf! Der afrikanische Urwald freilich vernimmt diesen uns so lieb gewordenen Ruf nicht. Unser in wenigen Tagen vom Norden zum Äquator wandernder Kuckuck hastet ruhelos durch Urwald und Steppe; aber er schweigt! Sein Ruf ertönt nur in der Heimat. Im ostafrikanischen Pori rufen aber unter vielen andern zwei dort heimische Kuckucksarten um die Wette: der Sichelkuckuck — *Tipi-Tipi* der Swahili — ein überall aus Busch, Ried und Schilf mühselig aufflatternder rotbrauner Gesell, und der menschenscheue einsame Kuckuck (*Cuculus solitarius* Step.), dessen Ruf mich so lange irreführte. Jener auch nur einige Male gehörte, nie wieder vergessbare, unendlich weiche Ruf des Sichelkuckucks — wie *Dut-düt-dududu-dut-düt* klingend, — am Tage wie auch in tiefer Nacht vernehmbar, kontrastiert aufs schärfste mit dem kräftig harten, deutlich betonten Ruf unseres europäischen Kuckucks, obgleich dieser der Stimme seines Veters unterm Äquator allwinterlich immer wieder lauscht. Diese Stimme scheint mir in ihrer dumpfen, matten, weichgedehnten Klangfarbe, im Gegensatz zu dem harten Rufe des nordischen Verwandten, so ganz angemessen seiner geheimnisvollen tropischen Heimat. Der Sichelkuckuck kennt denn auch ihre letzten Geheimnisse, denn kein zweiter Vogel streift so unermüdlich durch das verschlungenste Dickicht, die unzugänglichsten Gelände. Aus jedem noch so heimlichen, öden und vergessenen Winkel<sup>2</sup> flatterte er, oft mich erschreckend, zu meinen Füßen auf. — So war es mir, als wolle der Vogel Kunde geben von neu entdeckten Geheimnissen, wenn sein *Dut-düt-dududu-dut-düt* bald hier bald dort, weich, sanft und melodisch zu mir her-

---

<sup>1</sup> Vergl. Prof. P. Matschie „Die Säugetiere Deutsch-Ostafrikas“, Seite 96 und mein Werk: „Mit Blitzlicht und Büchse“, Seite 102 und ff.

<sup>2</sup> Auch aus dem Kamerungebiet Westafrikas berichtet mir Prof. Ngwese Sjöstedt von dem eigenartigen Rufe einer nah verwandten Kuckucksart.

Überklang, am Tage bei brütender Mittagshitze und ebenso um die Mitternachtsstunde.

Ihm sekundiert, wie schon erwähnt, auch zur Nachtzeit, sein scheuer Vetter mit immer wiederholtem Ki-kü-kü — — Ki-kü-kü, das monoton in der Weite verklingt.

Ein seltsamer Reiz, immer wieder diese Stimme zu hören, ohne den Sänger zu kennen; ein Triumph, endlich diesen erkannt zu haben.

„In schlafloser Nacht,“ sagt Richard Wagner, „trat ich einst auf den Balkon meines Fensters, am großen Kanal in Venedig; wie ein tiefer Traum lag die märchenhafte Lagunenstadt im Schatten vor mir ausgedehnt. Aus dem lautlosesten Schweigen erhob sich da der nächtliche rauhe Klageruf eines soeben auf seiner Barke erwachenden Gondoliers . . . bis aus weitester Ferne der gleiche Ruf den nächtlichen Kanal entlang antwortete: Ich erkannte die uralte, schwermütige, melodische Phrase . . . an sich gewiß so alt, als Venedigs Kanäle mit ihrer Bevölkerung. Nach feierlichen Pausen belebte sich endlich der weithin tönende Dialog, und er schien sich im Einklang zu verschmelzen, bis aus der Nähe wie aus der Ferne sanft das Tönen wieder im neu gewonnenen Schlummer erlosch. Was konnte mir das von der Sonne bestrahlte, bunt durchwimmelte Venedig des Tages von sich sagen, das jener tönende Nachtraum mir nicht unendlich tiefer, unmittelbarer zum Bewußtsein gebracht hätte.“

Wer vermöchte mit gleich herrlichen Worten den Eindruck zu schildern, den das Tönen und Singen der nächtlichen Wildnis, ihre seltsam düstere und doch so herrliche Tonsprache in unserer Seele hervorzubert. Da kann Fremdes, anfangs Beängstigendes nach und nach zur lieben Gewohnheit werden. — Wo sind sie heute, während ich dies niederschreibe, die seltsamen Töne und das Stimmengewirr der Steppe? Werde ich sie wieder einmal vernehmen können? Wer weiß es! Ich will daher versuchen, auszumalen, was ich so oft gehört; will versuchen, in kurzen Skizzen die Stimmen wiederzugeben. —

Jetzt sind wir plötzlich mitten im Urhochwald. Riesige Podocarpus- und Juniperusstämme streben zum Himmel an. — Es ist kühl und düster rings um uns her; wir atmen feuchte, nicht selten modrige Luft. Das Sonnenlicht umspielt nur die Kronen der Urwaldriesen, vermag jedoch nur spärlich, in zitternden tanzenden Lichtern an den Stämmen herabgleitend, den hier unten fast kahlen Erdboden zu erhellen. Hoch oben wölben sich diese Urwaldriesen, ein gewaltiges lebendes grünendes Dach, ihre Wipfel verflechtend. Nur dort, wo Lichtungen den Baumbestand unterbrechen, flutet ein Meer von Lichtwellen herab zum Erdboden, Lichtwellen von solcher Stärke, daß



unser an die Dämmerung, das geheimnisvolle Halbdunkel des Urwaldes gewöhntes Auge geblendet wird, daß wir uns unwillkürlich alter biblischer Gemälde erinnern, die eine ähnliche Fülle von Licht vom Himmel zur Erde niederstrahlen lassen. Ein Gewirr von Lianen, Bäumen und Strauchwerk, dazwischen umgestürzte, modernde Baumstämme; der Erdboden schwarz, nicht selten morastig; kein Weg und Steg weit und breit, nur hier und da die Wechsel und Pfade der Elefanten und Nashörner, die den Urwald seit uralter Zeit durchkreuzen. —

Tiefes Schweigen ringsumher! Wenn der Wanderer stille steht und den Atem anhält, lastet dieses Schweigen mit unheimlicher Wucht auf seiner Seele. Es ist in solchen Augenblicken, als ob irgend ein Unheil drohe, irgend etwas Böses und Gefährliches sich heranschleiche.

Plötzlich ein Quieken und Murksen! Schattengleich huscht es an den Stämmen herauf und herab, und wieder wird ein seltsames Sauchen und Murren vernehmbar. Umfing uns eben noch eine Stimmung, wie sie Böcklins<sup>1</sup> unsagbar meisterhaft der Natur abgelaushtes „Schweigen des Waldes“ darstellt; erwarteten wir jeden Augenblick, daß das mit genialster Kraft im Bilde festgehaltene Märchen hier Wirklichkeit werden solle, glaubten wir hier Nymphen und Dryaden belauschen zu können, — verschwunden schon ist der Zauber: die Gnomen des Urwaldes, die Baumschliefer, haben das Schweigen verscheucht. Wie wunderbar! Zwerghafte Huftiere, die nächsten heute lebenden Verwandten der Nashörner, klettern hier wie Eichhörnchen an den uralten Baumstämmen auf und ab!

Von allen Seiten, Ecken und Enden ertönte eben noch das seltsame Rufen — und schon wieder schweigt es ringsumher. Hier, weit im Innern des Urwaldes, hat die Vogelwelt scheinbar keine Heimstätte mehr. Aber da! Ein seltsames Schwirren wird vernehmbar, und ich erblicke über mir auf einem kahlen Aste einen der farbenprächtigsten afrikanischen Vögel, den *Bindentrogon* (*Heterotrogon vittatum* Shell.), der, einen höchst eigentümlichen Laut ausstoßend, ein eigenartiges Spiel mit den herrlichen Flügeln schlagend vollführt.

Laut schallende, trompetenartige Töne lassen sich vernehmen! Wir hören ein Rauschen in der Luft, und große, gewaltig geschnäbelte *Nashornvögel* segeln, wie ich aus den Stimmen entnehmen kann, durch die Lüfte und lassen sich in der Krone eines der riesigen *Juniperus procera* nieder. Auch sie verschwinden nach einiger Zeit, ihr Trom-

---

<sup>1</sup> Franz Hermann Meißner: „Arnold Böcklin“ sagt: Ich habe oft vor diesen Bildern an die blauen Augen eines alten ostgotischen Urwaldweisen denken müssen“ — und ich meine mit nördlichen Augen muß man tropischen Zauber sehen, um ihn voll genießen zu können!



ten verhallt in der Ferne und wieder schweigt es in der Runde. Diese Stimmen und die der farbenprächtigen Helmvögel verleihen dem afrikanischen Urwalde einen seltsam-eigenen Reiz.

Jetzt aber schallt plötzlich ein merkwürdig anschwellender und wieder abnehmender Ton an mein lauschendes Ohr, ein seltsames Getöse von höchster Eigenart. Es ist das mit Worten nicht zu beschreibende Singen der Seidenaffen. Eine Gesellschaft dieser wunder-vollen Geschöpfe scheint gut gelaunt, denn ihr Gesang erschallt andauernd und in steigender Stärke im Thor zu mir herüber. Murüh-murüh-murüh-rrrrrrrmüh rrrrrrmüh-murüh quoi=quo=quo=quo-rrrrr — tönt es bald stärker anschwellend, bald milder verklingend. Auch Todgeweihte sind es, die hier ihren uralten Gesang, der in unseren Tagen nur zu leicht ein Sterbegefang wird, vernehmen lassen; denn die Seidenaffen werden ihres schönen Selles wegen hart verfolgt, und ihr Singen verrät sie dem heutigetierigen Jäger. Verlorene Giftpfeile, die ich zufällig finde, stricknadeldünn, einst vergeblich nach den seltsamen Affen verschossen, wissen davon zu erzählen. — — —

Und wiederum fand ich den Hochwald erklingend und wiederhallend von unzähligen Vogelrufen, so wie einst in Nordamerika das Locken der Milliarden heute ausgerotteter Wandertauben erklang, und wie einst — das ist für mich kein Zweifel — das Gurren unserer Ringeltaube in den heimatlischen Buchen- und Eichenwäldern sich vernehmen ließ in tausendfältigem Widerhall, wenn die Baumkraft geraten war . . .

An den einsamen menschenleeren Westabhängen des höchsten deutschen Bergriesen, des Kilimandscharo, sind gewisse Waldfrüchte in Fülle gediehen. Da ertönt allenthalben ein starker wohl lautender Taubenruf, ähnlich dem unserer Ringeltaube! Zu Hunderttausenden hat sich da eine herrliche große Waldtaube (*Columba aquatrix* Tem.) versammelt. Das Klatschen der Flügel ihrer aufgehenden und einfallenden Schwärme mischt sich in ihr herrliches Locken und Rufen; nichts anderes vernimmt unser Ohr. Stimme, Gestalt und Betragen erinnern so sehr an unsere Ringeltaube, daß es nicht erst des in gewissen Höhenlagen so wenig tropischen, vielmehr nördlichen Wesens des Kilimandscharo bedarf, um sich plötzlich in weite Ferne entrückt zu fühlen. Wie seltsam; dieser Vogelruf versetzt den Wanderer mit einem Schlage in die Heimat. Wahrlich, es liegt ein Zauber im Laut; mit geringen Hilfsmitteln, schwachem Rüstzeug weiß die schaffende Phantasie im Nu eine Brücke zur Heimat zu schlagen! Der hier allenthalben ertönde Lockruf der schönen Taube, das liebetrunkene Aufsteigen des Taubers hoch in die Luft über die Kronen der Urwaldriesen, setzt sich in Traum-

bilder um, läßt mich plötzlich Buchenduft atmen; ich bin im nordischen Frühlingswald, kühle und würzige nordische Luft umweht mich. Aber ach, Tausende von Meilen, Länder und Meere trennen mich von dort, und der kühl wägende Verstand rechnet nur mit der Möglichkeit, nicht aber mit der Gewißheit, die Heimat wieder zu schauen. —

Und dennoch wirkt diese schöne Einbildung stärkend und tröstend; sie verscheucht nagendes Heimweh — ein schlimmes Ding!

Manch andere Stimmen kann man noch im Urwald vernehmen. Die aber, die sich ganz gewiß fest in die Erinnerung einprägen, sind: der seltsame Ruf der Baumschliefer, die eigenartige Stimme der Nas-hornvögel, jener Taubenruf, der merkwürdige, über alle Beschreibung eigenartige Chorgesang der Mbega-Affen und — das Trompeten des Herrschers im Urwald, des Elefanten . . .

Ein anderes Tongemälde, ein Frühmorgen am Wasserplatz in der Steppe. Es ist in der Nacht empfindlich kalt gewesen, aber die schnell wärmenden Sonnenstrahlen der Äquatorsonne haben bald reges Leben in die Tierwelt gebracht. Ein Rufen und Locken der Frankoline allenthalben. Aber den Hauptteil am Frühkonzert haben die Tausende, von allen Seiten zum Wasser eilenden Turteltauben. Ein Rucksen und Gurren allüberall, das der Masai so unübertrefflich mit dem Namen der Turteltaube in seiner Sprache: „Ndurgulju“ wiederzugeben weiß. Dazu als Begleitung das Sausen und Flügelschlagen all der gefiederten Gäste am Wasser. Gegen Abend ist die Luft in der Nähe stark besuchter Trinkplätze tatsächlich von diesen schönen und fluggewandten Vögeln erfüllt; das Sausen und Flügelschlagen der eiligen Vögel bildet ein Konzert für sich allein. Lagerplätzen, die den Namen „Taubenwasser“ oder „Taubenlager“ führen, begegnete ich nicht selten. All die vielfältigen Stimmen der zahlreichen Taubenarten, die die Njika beherbergt, klingen im Ohre des Wanderers noch nach Jahren wieder. Sei es die seltsame Stimme der Papageitaube, die mit dumpfem Krüh-Krüh und merkwürdigen darauffolgenden Tönen das Konzert einleitet, — sei es der melancholische Ruf der kleinen Stahlflecktaube, der aus dem Dickicht zu uns dringt, — oder das starke, kräftige Liebeswerben der bereits erwähnten, unserer Ringeltaube so ähnlichen *Columba aquatrix* Tem., — seien es vor allem die zutraulich sanften Stimmen der vielen kleinen Arten von Turteltauben — all diese Stimmen, das Schwirren, Flattern und Flügelschlagen, das belebte Flugbild all dieser schönen Vögel gehört unzertrennbar zum Wesen und Sein der Njika. Wenn die Turteltauben mit sanftem Gurren den Morgen begrüßen, wird ihren Rufen aus der Ferne Antwort, in den eigenartig gutturalen Tönen schnell durch die Lüfte segelnder, wie gle=glé=lágak=glé=ága=ága

rußender, ebenfalls zum Wasser haßender Steppenhühner. Ihnen hat Brehm in seinem „Leben der Vögel“ schon ein poetisches Denkmal in schöner Strophe gesetzt. Ich aber könnte mir das Morgenkonzert der Vogelwelt in der Njika nicht ohne den so seltsamen Laut der Sandhühner, nicht ohne das Gurren der Tauben denken, und das von keiner anderen mir bekannten Vogelart übertroffene eigentümliche Flügelklatschen der vom Ruheplatz aufstiehbenden Steppenhühner prägt sich so fest und bestimmt dem Ohre ein, wie das Kläck-Kläck-Kläck der aufgehenden Waldschnepfe dem Ohre des deutschen Weidmannes.

Der Steppenhühner wundervoller Flug, ihr Locken und Rufen, Drängen und Haften zog mich immer wieder von neuem an: es war mir stets, als wenn die weite Steppe liebevoll gehegte Schoßkinder als Sendboten hier erscheinen ließe, mit der Aufgabe, kund zu tun, daß auch jetzt, zur öden, trockenen Zeit, das Leben in der fernsten Wüste nicht erloschen sei . . . So sehe und höre ich sie im Geiste wieder, schön, scheu und voll Lebenslust; so beleben sie die afrikanische Steppe wie die unendlichen asiatischen Tundren in zahllosen Millionen. —

Tiefe, langgezogene, glasglockenähnliche Töne klingen an mein Ohr; brütende Mittaghitze ringsum; die Sonne steht im Zenith, und fast kein Laut läßt sich sonst in der Runde vernehmen. Die Steppe liegt unter der heißen Sonnenglut wie erstorben vor meinen Blicken; meine müden Träger haben sich jetzt, wo ich, seit Stunden mit wenigen Leuten unterwegs, endlich rastete, dem Halbschlummer hingegeben.

Vor mir eine grell von der Sonne bestrahlte Miniaturbergwelt. Eine schroff sich erhebende Felspartie, so charakteristisch für die Masainjika, in der Ferne sich verlierend. Die Kandelaber-Euphorbien strecken ihre seltsamen Formen dem Lichte entgegen, in bizarren Gruppen und vereinzelt dem Felsen vor mir entwachsen, und sein anorganisches Wesen und Sein gewissermaßen in ihrer Form, ihrem Wesen wiedergebend. —

Mitten aus dieser Steinwüste tönen mir die merkwürdigen Laute entgegen. Geheimnisvoll scheinen sie die Stimmen der Felsen und Steine zu sein. Nirgends entdeckt das Auge den erwartungsvoll gesuchten Sänger, der dies gongartige melodische Klingen von sich gibt. Und doch entstammen diese Töne Vogelkehlen. Es sind wieder Nashornvögel, die eigenartigen Sänger, die ihren Liebes- und Werbebesang in dieser Wildnis ertönen lassen. Ich habe ihnen stundenlang lauschen können, mich in Träumen verlierend, und vermag nicht zu sagen, warum gerade diese Vogellstimme von mir mit der Stimme der afrikanischen Sphinx identifiziert wurde, der sagenhaften Sphinx, die schon so manchem sang und manchen immer wieder lockte, bis er nicht mehr heimkehrte. So oder ähnlich mag das Klingen und die Stimme alter Heilig-



C. G. Schildings phot.

Reißenden Fluges segeln die scheuen und schönen Sandhühner durch die Luft. — Ihr gutturales Geden hört man schon von weitem. — So schnell wie sie am Wasser in früher Morgenstunde erscheinen, verschwinden sie auch wieder.

R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.



immer Nordafrikas einst zustande gekommen sein. Immer wieder aber mußte ich, wenn ich sie vernahm, jener Männer gedenken, die mit brennender Sehnsucht im Herzen hinausjagen in den schwarzen Kontinent, um ihm die Geheimnisse seiner Sauna zu entreißen, dies Unterfangen aber mit ihrem Leben bezahlen mußten . . .

Brennende Sonnenglut, flimmerndes Licht in überwältigender Fülle, die öde Felswüste — in ihr immer wieder jene tiefen, geisterhaften Metallklänge, die gewissermaßen als ureigenste Sprache der Wildnis unvermittelt auf den Wanderer einwirken! — Wie vermöchte ich das alles mit Worten zu schildern!

Um solche Augenblicke in der Wirkung noch zu steigern, muß obendrein die Stimme des gewaltigsten Vogels ertönen, den heute noch die Erde trägt. Ich meine den aus der Ferne erklingenden Ruf des *Straußenhahnes*, dem ich jetzt mit höchster Spannung lausche . .

Das seltsame Duett ist nun längst verklungen. Aber es entsteht mir häufig wieder im Getriebe der Kulturwelt und geleitet mich auf den Flügeln der Phantasie hinaus in die herrlich schöne Wildnis . . .

Aber es bedarf nicht einmal jener ungeschlachteten tropischen Sänger, um diese Stimmung heraufzubeschwören. Eine kleine unscheinbare *Lerche*, ganz allein, vermag mir den Reiz der einsamen *Nhika* wie mit einer Wünschelrute heraufzuzaubern.

Wie das zugeht, will ich dem Leser erzählen. Wir müssen eine weite Rundreise machen. Jetzt sind wir im Norden, in unserem Vaterlande, mitten im Frühling auf den weit sich dahinziehenden Feldmarken der deutschen Heimat. Der Gesang der Lerche erfüllt die Luft, ihr Trillern läßt unser Herz sich weiten. Wir versetzen uns auf öde Heide. Ein Trillern und Jubeln anderer Art, wehmütig von seltsamer Süße, vor allem in der Nacht: der Sang der Heidelerche. Ich muß es gestehen: der Lerchengesang auf deutscher Flur ist mir ans Herz gewachsen wie kaum eine zweite Vogelstimme, welche die deutsche Kultursteppe, die Feldmark, verschönt und belebt. Nun aber folge mir der Leser auf die kleine Insel Helgoland. In dem Lichte des Leuchtfuers, das seine in diesem Falle verderbenbringenden Strahlen in die Weite sendet, schwirren und wogen unzählige Lerchen ratlos in finsterner Herbstnacht voll Angst und Bangen umher. Tausende verfallen in finsterner regnerischer Oktobernacht dem unterm Turme lauernnden Tode durch Menschenhand. Ihre kleinen Schwingen haben sie sicher über den Ozean nach dem kleinen Eiland getragen. Aber da vernehmen wir keinen Jubelgesang. Nein, es klingt wie ein angstvoller Hilferuf, aus schwacher Kehle in höchster Todesnot! . . .

Milliarden von Lerchen fluten so alljährlich südwärts und nord-

wärts, dem geheimnisvollen Wandertrieb gehorchend, der sie in diese Bahnen lenkt. — —

Das sind Lerchengesänge und Lerchenrufe ganz verschiedener Art. Dem Kundigen bedeuten sie ein Lied von Lenz und Seligkeit und den Hilferuf in Todesnacht.

Wie kommt es, daß ich hier von dem Laut aus heimischen Vogelkehlen spreche, an ihn denken muß? Einfach, weil dort drüben die Phantasie sich oft und gerne den Zugvogel als Boten, als Vermittler von Gedanken an die Heimat vorstellte und mit seinem Erscheinen und Schwinden ihr Wünschen und Sehnen verknüpfte.

In wenigen Tagen und Nächten ziehen im Herbst die edelsten unserer nordischen Sänger bis zum innersten Herzen des schwarzen Kontinents, entschwinden sie diesem im Frühling, um in den Norden zurückzukehren, über Steppen und Wüsten, Sümpfe, Gebirge und Meere. Der Kuckuck, den vor wenigen Tagen noch eines nahestehenden Menschen Auge in nordischer Heimat geschaut, heute schon sehe ich ihn in afrikanischer Steppe als unsteten flüchtigen Gast. Da brachte er mir Grüße, wie unser Pirol sie mir gebracht, unsere Nachtigall und viele andere Kinder der Heimat.

Daß sich an sie alle und ihr Treiben in dieser Einsamkeit unser Denken knüpft, kann niemanden wundern. Um so weniger, als sie alle laut redende Zeugen jener erstaunlichen Tatsache sind, daß so schwache Geschöpfe auf so schwachen Schwingen zweimal jährlich Welten durchheilen und Meere besiegen . . .

Der heimischen Lerche und ihres Frühlingsliedes mußte ich denken, wenn wir mitten im wilden Afrika Lerchengesang vernehmen, der in der Steppe zum Wanderer so eindringlich spricht, als solle auch damit die herbe Eigenart der Nyika in einem Tongebilde meisterhaft wiedergegeben werden. Es ist ein Tönen ganz eigener Art. Wenn ich es vernehme, muß ich in der Nyika an die schwachen gebrechlichen heimatischen Verwandten dieses Sängers denken, die zu dieser Stunde vielleicht, einem unbezwingbaren Drange folgend, auf der kleinen Insel im Nordmeere ihren Tod finden, demselben Drange gehorchend, der Myriaden ihrer Genossen immer wieder polwärts oder zum Äquator treibt. Denn wie der nordische Lerchengesang den milden elegischen Zauber lachender Gluren wachruft, so redet der herbe, aber geheimnisvolle und noch so wenig entschleierte Zauber der Nyika in der seltsamen Tonsprache dieser seltsamen kleinen Lerche . . .

Klein und unscheinbar erhebt sie sich in die Lüfte. Das Auge bemerkt sie kaum, und bald verschwindet sie am Firmament. Da, plötzlich klingt deutlich vernehmbar, scharf akzentuiert und markant

Sticht vor uns, der jetzt schon oft vernommene fremdartige Ton. Ein scharfes rhythmisches Klappen, als würden kleine Brettchen oder Stäbchen aufeinandergeschlagen. Er tönt vom Baume, dicht vor uns herab. Keine Täuschung scheint möglich. Aber vergeblich forschet das Auge nach dem Erzeuger dieser Töne!

Stets wieder kann und wird man der Täuschung unterliegen. Wer sollte auch darauf kommen, daß dieser kleine ferne Vogel dort, dies kaum wahrnehmbare Pünktchen am Horizont, diese seltsame Musik hervorbringt. Knäck! Knäck! Knäck! klingt es laut und scharf nun wieder zu uns herüber, und immer wieder: unsere kleine unscheinbare Sängerin wird nicht müde, ihren eigenartigen irreführenden Gesang von sich zu geben. Es ist eine Art Balzgesang der Lerchenart, die, von Fischer vor etwa fünfzehn Jahren entdeckt, den Namen des längst Verewigten trägt: „*Mirafrja fischeri* Rchw.“<sup>1</sup> ist ihr wissenschaftlicher Name. Ihr Knacken und Schnarren gehört unstreitbar zu den Reizen einer Wanderung durch gewisse Gegenden der Masai-Njika.

Selbst im Zelte, im relativ starken Lärm des Lagergetriebes meiner vielköpfigen Karawane, vernahm ich das Klappern und Schnarren dieser Lerche. Viele hundert Meter entfernt, stieg sie nach Art unserer Feldlerche gen Himmel und durchschwebte knarrend die Lüfte, so laut und deutlich, daß ich sie, ohne Kunde ihrer Eigenart und Gewohnheiten, stets dicht vor meinem Zelte suchte. Dieser Täuschung ist schwer Herr zu werden. Stets glaubt man den Vogelruf aus unmittelbarster Nähe zu vernehmen, diesen Klang, der wohl in ähnlicher Weise entsteht, wie das Meckern der Bekassinen. — — —

Noch ein zweiter seltsamer Lerchenruf tönt mir im Ohr: ein melancholisch klagender, zarter und feiner Ruf, der mir, wie so viele andere, bisher unbekannt war. Allnächtlich ertönte dies Rufen und Locken rings um mein Lager. Niemals hätte ich geglaubt, daß es Lerchen seien (*Mirafrja intercedens* Rchw.), die so zur Nachtzeit sich vernehmen ließen, ähnlich wie in den heimatischen Mondnächten unsere Heidelerche. Den Ursprung dieser Stimmen zu ergründen, erforderte angestrengtes Nachforschen.

Untrennbar von der Erinnerung an die ostafrikanische Steppe ist ferner die seltsame Stimme eines dritten Vogels. Die Xerophytenflora, die weit ausgedehnten dornigen Mimosenwälder beherbergen ein eigenartiges Schoßkind aus dem Reiche der Ornithis, ein Schoßkind, das sie in ihren Kronen und ihren stacheligen Zweigen getreu vor allen Gefahren schützen. Ich spreche von einer eigenartigen, graugefärbten, grüngeschnäbelten, langgeschwänzten und mit einer Haube gezierten

<sup>1</sup> Vergl. Prof. Dr. A. Reichenow „Die Vögel Afrikas“.



C. A. Schilling's Photo.

K. F. Schilling's Photo, Leipzig, 1900.

Teile-Aufnahmen größerer Wildrudel aus sehr naher Entfernung werden immer zu den glücklichen Zufällen zu rechnen sein. So in diesem Falle die Aufnahme eines großen Zebra und Gnu Rudels, die wohl die von Kellhelm Gröbke für meine Aufnahme geprägte Zeichnung „Paradiesbild“ begreiflich erscheinend läßt.





Musophagidenart. Rastlos schweift dieser seltsame Gesell umher, ein Vogel von etwa Hähnergröße, den Wanderer durch seine Stimme auf die seltsamste Weise täuschend. *Chizaerhis leucogastra* Rüpp. nennt ihn die Wissenschaft, die deutsche Sprache hat ihn *Lärmvogel* getauft.

Er trägt seinen Namen mit vollem Recht. Bis zur völligen Täuschung ertönt in unserer Nähe bald das Bellen und Knurren eines jungen Hundes, bald das Blöken von Schafen. Spähen wir, dem Rufe folgend, nach dem Urheber, so finden wir unseren Vogel, der geschickt in den Kronen der Dornen und Akazien umherhüpfend, die spitzen Dornen seiner Wohnbäume nicht im geringsten zu scheuen scheint.



Der in diesem Kapitel erwähnte etwa hähnergroße „Lärmvogel“ (*Chizaerhis leucogastra*) inmitten seines dornigen Reiches, den Zweigen hoher Akazien . . .

Mit einer ans Wunderbare grenzenden Gewandtheit weiß er seinen Weg zu finden, geschützt vor den Angriffen von Raubvögeln und Raubtieren und, im Bewußtsein der Sicherheit seines Aufenthalts gewissermaßen aller Feinde spottend. So täuschend ist sein Ruf, daß ich anfänglich, namentlich in der Nähe von Ansiedlungen Eingeborener, stets nach Schafen und ihren Hirten Umschau hielt. —

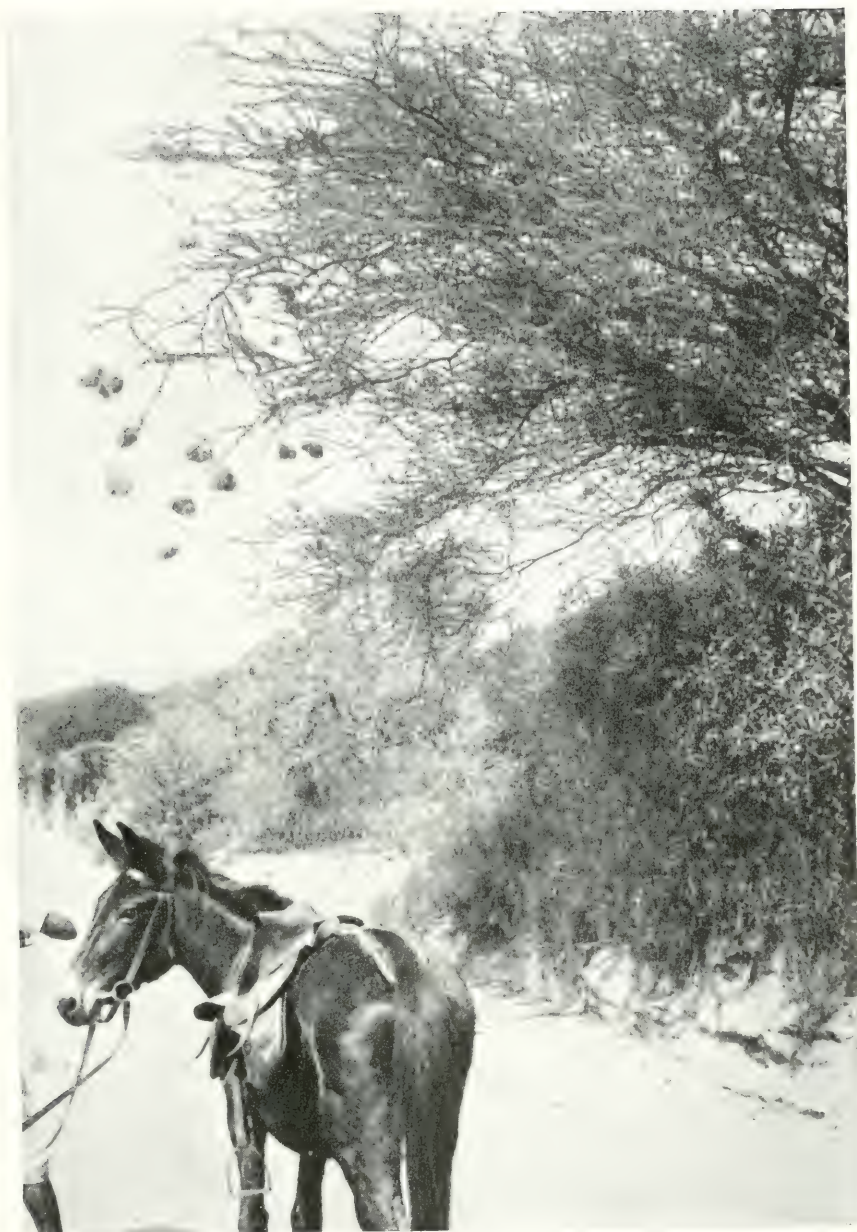
Noch manch andere typische Vogelstimme wird in meiner Erinnerung wach. Ich höre die eigentümlich klagende, so recht der Einöde angepasste Stimme der großen Kormorane, die an den einsamen Salzseen der Steppe ihr Fischerhandwerk betreiben. Das geheimnisvolle Schwirren und Schnattern des kleinen *Sumpfhüchchens* dringt aus Lagunen und vom Ufergesträuch stiller Urwaldströme an

mein Ohr, eine so seltsame Vogelsprache, daß die Eingeborenen glauben, der Vogel unterhalte sich mit den Fischen des Flusses.

Ich höre das Schnattern der klugen Nilgänse, die stets in Unterhaltung begriffen scheinen, und deren treu verbundene Ehepaare sich warnend und mahnend auch im Fluge allerlei zuzurufen haben. Wo ihr Ruf ertönt, vernimmt man häufig auch den des wundervollen Trauerkiebitzes; klagend und melancholisch legt er sich auf die Seele des Horchenden. Ganz anders wirkt das lärmende Geschrei seines buntgefärbten, die trockene Steppe bewohnenden Vettters (*Stephanibyx coronatus* Bodd.) auf uns ein. Schrill und gellend ertönt dieser Vogelruf, ein Alarm- und Wachruf zur Tages- wie zur Nachtzeit, wenn er in klaren Mondnächten scharenweise mit schrillum Lärm über das Lager streicht. Schwärme dieser aufmerksamen Vögel, dieser Steppenpolizei im Federkleide, umkreisen den Nahenden. Sie verderben ihm die Pütsche auf Wild, und der gellende Schrei, auf den alle anderen Tiere achten, verfolgt den Wanderer noch lange, wie auch das Locken und Rufen des groß- und gelbäugigen Triel, eines Bewohners der einsamsten Öden. Die flachen Ufer afrikanischer Seen aber und die Meeresküste sind mir undenkbar ohne den Lockruf weit gewanderter, im fernen Norden beheimateter Strandläufer. Im Winter ertönt ihr leiser, klagender Ruf bei Schritt und Tritt; aber auch im Sommer vernimmt ihn das geübte Ohr hier und da; einzelne dieser nordischen Irrgäste findet man so das ganze Jahr über in der Fremde, während ihre Stammesgenossen glücklich den Weg in die Polarländer zurückgefunden haben, ihre eigentliche Heimat.

Der Ruf der zierlichen Avocette (*Recurvirostra avocetta* L.), einer der lieblichsten uns bekannten Erscheinungen aus der Vogelwelt, hoch über meinem Haupte, versetzt mich mit Zaubergewalt an die entlegenen, kleinen, so unendlich melancholischen Steppenseen des Masailandes. Was die Zwergtrappen (*Otis gindiana* Oust.) sich zuzurufen mit ihrem immer wieder wiederholten Rägga-ga-rägga ist nicht zu ergründen. Aber ihr die Phantasie der Eingeborenen von alters her beschäftigender Ruf gehört so untrennbar zu den mit Hochgras bestandenen Steppengegenden, wie das Locken und Rufen der Sandhühner, Frankoline und vor allem das knarrende Geschrei der Perlhühner zur Steppe überhaupt. Alle die vielfältigen Stimmen der Tauben, der Kuckucke, Papageien, der Nashornvögel, Bienenfresser, Würger, Pirole und Stare, der Sinken, Weber, Sylvien u. v. a., sie sind lockend, jubelnd, juchzend, warnend und klagend mir verwoben mit der Erinnerung an schöne und schwere Tage.

So klingt noch in mein Ohr der Dreischaller des bis zum Über-



*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Mit Vorliebe pflegen die Webersvögel ihre Nester in den dornigen Zweigen der Akazien über den periodischen Regentrombeden der Steppe anzubringen.



druß gleich unserem Sperling allgegenwärtigen gelbgrauen Büllbüll (*Pycnonotus layardi* Gurn.). Das wundervolle, höchst merkwürdige freundschaftliche Spiel, das ein herrlich gefärbter Glanzstar (*Spreo superbus* Rüpp.) mit einem Starweber (*Dinemellia dinemelli* (Hart.) Rüpp.) in schmetterlingsartigem Fluge vollführt, tritt mir um so lebhafter vor die Seele, je deutlicher ich mich der eigenartigen Töne entsinne, die diese beiden so eng befreundeten, so großen Gefallen aneinander findenden und doch so wenig verwandten Vögel äußern. Das merkwürdige Zwitschern des Honiganzeigers (*Indicator indicator* Gm.), der die ihm folgenden Menschen häufig zu einem Nest wilder Bienen geleitet, prägt sich ebenfalls dem Ohr des Reisenden leicht für die Dauer ein. —

Noch manch andere Vogelstimme erfreut den klangfrohen Menschen in reizvollster Weise. Doch nur wenige der markantesten Tonbilder, die in der Nika zum Wanderer reden, kann ich hier erwähnen. Noch aber muß ich einiger Sänger gedenken, die mir einen ganz besonders starken Eindruck gemacht haben. Wenn silbernes Mondlicht sich über das Lager ergießt, schnurren und spinnen überall in der Steppe die Nachtschwalben (vornehmlich *Caprimulgus fossi* [Verr] Hartl.) ein merkwürdiges Lied. Wo in noch so öder abgelegener Wildnis der Reisende sein Haupt zur Ruhe niederlegt, lassen die Sieger melker sich vernehmen. Wirkt ihr Ruf schon in der Heimat in einsamem Walde stark auf uns ein, so noch mehr in der fernen äquatorialen Steppe. Mit unhörbarem leisem Flügelschlag gleitet der Vogel über uns hin; fast berühren uns seine Schwingen. Wenn er sein Lied spannt, sein einförmig einschläferndes Lied, konnte ich ihm stundenlang zuhören. Am Tage geht er da und dort plötzlich vor dem Wanderer vom Erdboden auf, und läßt dabei einen unbeschreiblich weichen, nicht wiederzugebenden Laut hören; im nächsten Augenblick verschwindet er wie ein großer Nachtfalter, und selbst das schärfste Auge vermag ihn zwischen dürrem Geäst und Laub oder auch an den Felsboden angeschmiegt, nicht zu erkennen. Der Sang der Nachtschwalbe ist eine meiner ausgeprägtesten Erinnerungen an afrikanische Vogelstimmen.

In der Nähe des Wassers aber, wo es auch sei, und im dichten Gestrüpp, soweit die ostafrikanische Wildnis sich erstreckt, rufen und locken seltsame Vogelstimmen. Metallisch und sonor erklingt ein tiefer Doppelpfiff durch die Stille, sich dem Ohre unvergeßlich einprägend. Das ist der Ruf des prächtigen Orgelwürgers (*Laniarius aethiopicus* Gm.). Die in innig verbundener Ehe lebenden Würger lassen diesen Ruf stets in so naher Reihenfolge ertönen, daß man anfangs glaubt, nur einen einzigen Vogel zu vernehmen. Wo diese schöne

Vogelstimme auch erklingt, deutet sie auf die Nähe von Wasser und gewinnt deshalb in jenem Lande eine ganz besondere Bedeutung.

Keines Lautes aus Vogelkehlen endlich aber entsinne ich mich so deutlich und immerwährend, wie des Gesanges der afrikanischen Nachtigall (*Erithacus africanus* Fsch. Rchw.). In manchen Gegenden des Kilimandscharo vernahm ich in unseren Wintermonaten den herrlichen Sang sehr häufig; als ich ihn einst zum ersten Male unerwartet vernahm, hat er mich auf das tiefste ergriffen. Vor einem Jahrzehnt erklang er mir während eines Tagemarsches in den Wald=



*Lanius caudatus* Cab. auf hoher Warte. Die Pirche des Jägers wird häufig durch die warnende Stimme mancher Bürgerarten behindert. Die aufmerksamen Vögel pflegen von hoher Warte aus den Bewegungen des Jägers zu folgen und die übrige Tierwelt zu warnen.

schluchten des Riesenvulkanes so andauernd, laut, voll und schön, wie ich in den Tropen diese nordische Vogelstimme niemals erwartet hätte. Als ich später in beträchtlicher Höhe im Kilimandscharo-Urwald lagerte, begrüßte mich das Locken nordischer Zugvögel, die den Berg umkreisend seine ewigen Schneefelder zu überfliegen schienen. Das war ein seltsames Zusammentreffen in jenen Weihnachtstagen: Nordischer Nachtigallengesang und nordische Wandervögel unterm Äquator! Bemerkenswert ist es, daß diese Nachtigallstimme der einzige echt nordische Vogelgesang war, den ich jemals in Afrika vernahm. Daß auch dort unserer Nachtigall die Ehefreuden nicht mangeln, beweist die Auffindung ihres Nestes durch den verewigten Dr. Fischer. Das Geheimnis dieser mit ihrer nordischen Schwester so außerordentlich übereinstimmenden

Nachtigall bedarf noch der Lösung; manche schwierige Beobachtung muß noch gemacht werden, um es zu ergründen.

In wie schreiendem Gegensatz zu diesem nordischen Nachtigallen- gesang stehen die Stimmen der Hyänen, der Schakale und die merkwürdigen Laute, die der Leopard vernehmen läßt, steht das Schnauben der Antilopen und die mancherlei Laute, die ihnen eigen sind, steht endlich die unsagbar abstoßende, rauh-brüllende Stimme des Krokodils! —

Ob nun aber Einzelstimmen von seltsamer Eigenart zu uns sprechen oder ob diese Stimmen sich zu einem eindrucksvollen Chor vereinigen, — die Wirkung all der Musik ist in Worten nicht auszudrücken. Um ihren Zauber zu empfinden, muß man in die Wildnis hinausziehen. Je wilder und menschenärmer sie wird, desto stärker erweist sich der Zauberklang. Zu den Erscheinungen der von Menschenhand unberührten Flora, zu dem ewigen Hin und Her einer buntgestalteten Tierwelt, gesellt sich das Tönen all dieser Stimmen. Alles vereint bietet uns ein Naturtheater, dessen Szenerien lichtübergossen in strahlender Herrlichkeit vor uns liegen, in geheimnisvoll nächtlichem Dunkel, von glühenden Mondstrahlen durchwebt, in der Erinnerung haftend. Was aber mit so starker eindrucksvoller Sprache hier in der Wildnis zu uns redet, sind nicht allein die bald liebgewonnenen Einzelstimmen, sondern ist noch mehr der gewaltige ursprüngliche Chor von Stimmen aus tierischen Kehlen. Hier sind noch nicht, wie in der Heimat, die Reihen all der Sänger schon gelichtet. In ursprünglicher Vollzähligkeit reden noch die Stimmen der Natur in Tausenden von Sprachen, Millionen Zungen zu uns!

Jene Natur-Symphonie wäre noch zu schreiben, der Meister müßte erstehen, der diese eindrucksvolle, gewaltige, geheimnis- und reizvolle, oft in tiefste und feinste Nuancen sich verlierende Tonsprache zu einem melodischen Gedicht vereinigte. Keiner dieser Töne darf fehlen, keine Note dieses wundervollen Tonwerks ausgeschaltet werden. Alles muß zusammen empfunden, zusammen vernommen werden, um in schöner Einheitlichkeit zu erhöhter Wirkung zu gelangen. Das Klingen und die Stimmen der modernen technischen Welt, die uns allmählich unwillkürlich als die natürliche erscheint, möchte ich in Gegensatz stellen zu diesem gewaltigen Urkonzert der Wildnis. Wer es in seiner ganzen Größe und Vollkommenheit empfinden will, den müssen Wochen und Monate von dem gellenden Pfiff der nächsten Eisenbahn und der heulenden Sirene eines Dampfers trennen. Dort in der Wildnis erklingt ein Tonwerk in jeder Form, in jeder Weise, zu jeder Stunde dem Horchenden.

Mag man sich mitten in tiefster Wildnis noch so allein, noch so verlassen vorkommen; es ist eine Täuschung: man ist nicht allein . . .



Hier summt und singt eine Welt für sich, die Welt der Insekten. Blütenbedeckte Büsche haben eine Unzahl von großen brummenden Käfern angezogen; schwerfälligen Fluges eilen sie herbei. Auf dem Boden betreiben Skarabäen in Menge ihr so eigenartiges Handwerk. Die unendlich feinen Stimmchen der Zikaden singen ihr ewiges Lied. Durch alle Nuancen setzt es sich fort, dies vielmillionenfältige Schwirren und Summen der niederen Tierwelt. Dazu erklingen die vieltausendfältigen Stimmen der Ornis, erdröhnen die gewaltigen Stimmen der großen Säuger durch Steppe und Busch, durch Sumpf und Urwald, Täler und Höhen. Schweigt das Konzert der gefiederten Sänger urplötzlich, vielleicht weil der rauhe Schrei des Leoparden ertönt, weil das mächtige dumpfgrollende Brüllen des Königs der Wüste über den Erdboden donnert, weil die trompetenartigen Rufe des Elefanten durch den Wald zittern, weil rauher Kriegeruf aus Menschenkehlen, Schlachtgesänge ursprünglicher Menschen sich vernehmen lassen: — unbekümmert erklingen auch in diesen Augenblicken Tag und Nacht die feinen Stimmen all der Myriaden von Kleinen unter den Tieren. Das pfeift und singt um uns her, in nie ermüdendem Getöse, schweigt nirgends und ist stets vernehmbar. Aber empfängliche Sinne muß der haben, der in die Wildnis dringt, um ihre volle Schönheit zu begreifen; für ihn erklingt eine Symphonie überall, wo die ursprüngliche Tierwelt ihr Wesen treibt.

Herrlich und schön auch ist die Sprache der Natur, wenn sie selbst ihre ursprünglichste, an kein wahrnehmbares Leben gebundene Stimme erhebt. Das sind die Stunden gewaltiger nächtlicher Gewitter, wenn in Steppe und Urwald und über den Berghalden am kleinen Lagerplatze der Donner erdröhnt, wenn die krachenden Blitze im Sackzack niederfahren. Dann redet der grollende Donner, das Rauschen der Wasserfluten, das Brausen des Sturmwindes in einer über alle Beschreibung eindrucksvollen Weise. Dann, in ihrer Todesstunde, gewinnen auch die Riesen des Urwaldes, die gewaltigen uralten Baumstämme, plötzlich eine laut vernehmbare Sprache. Sie stöhnen in der Umarmung der Windsbraut und krachen unter ihrer Wucht donnernd zu Boden. Wenn dann die Erde und das Gestein unter unseren Füßen zu beben scheint, wenn alle Gewalten der Naturkraft entfesselt sind, wenn das schwache Menschlein im kleinen Zelt inmitten all dieser Gewalten einsam und verlassen ihre Sprache vernimmt, einsam und verlassen wie der Seefahrer auf schwacher Planke inmitten des tobenden Ozeans, dann singt die Wildnis ihr großes, erhabenes, wundervolles Lied. Wie aber erst, wenn sich alle die Stimmen zu einer gewaltigen Symphonie vermählen: das Grollen des Donners mit dem markerschüt-



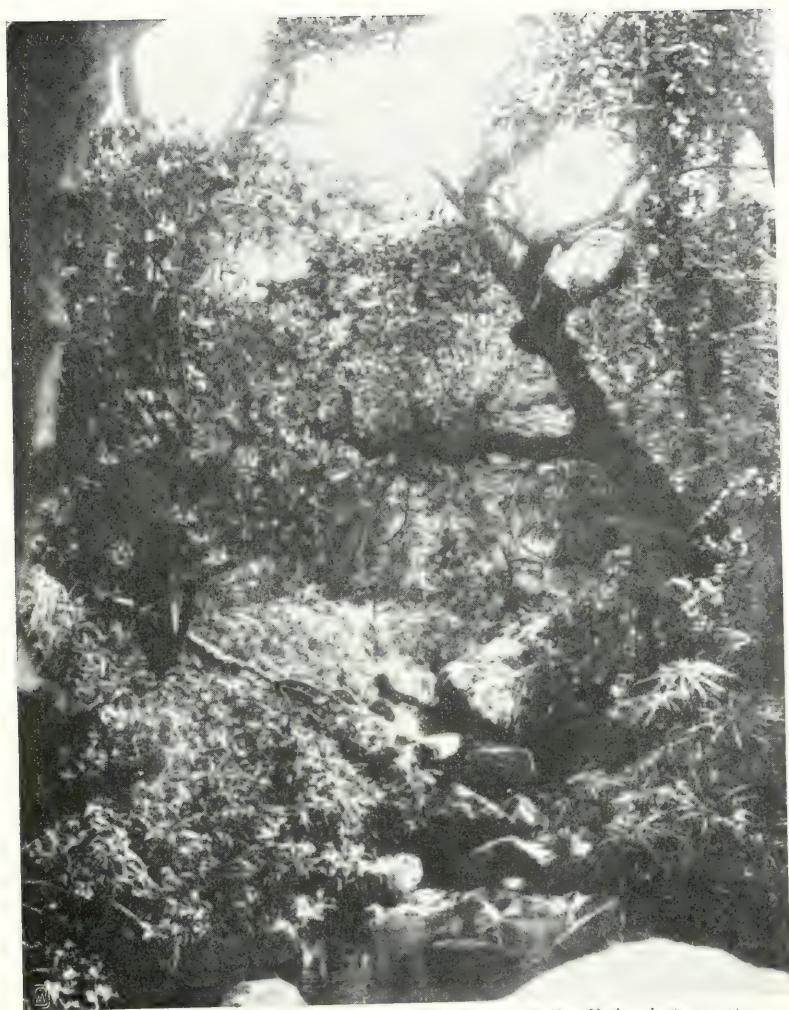
enden Drommetenton der Elefanten, mit dem Brüllen des Löwen und all den zahllosen anderen Naturstimmen der Wildnis! —

Immer wieder mag der Wanderer in die afrikanische Steppe hinausziehen; — er wird stets von neuem die Tonwelt der „Kleinen“ unter den afrikanischen Tieren vernehmen. Die Zikaden werden ihn in Schlummer lullen und die Moskitos werden ihn daran hindern. Ihr Zirpen und Summen wird Zeugnis davon ablegen, daß diese Lebenswelle unbekümmert und unbeschädigt um die eindringende Kultur fortbesteht. Manches andere Stimmen aber werden seltener werden. Das Trompeten der Elefanten, die Stimme des Löwen, das Brüllen der Flußpferde, das schon die Bibel erwähnt, wird in absehbarer Zeit nicht mehr zu vernehmen sein.

Noch aber kann man all das Tönen vernehmen, dem unsere Ururvorfahren alltätlich und allnächtlich lauschten, als in Europa noch eine sehr ähnliche Sauna lebte, wie wir sie heute absterbend in Ostafrika finden. Da tönen am Tage und in der Nacht manche bekannte und manche geheimnisvolle Tierstimme in Baum und Busch, Sumpf und Ried. Das Vogellied begleiten die Frösche mit monoton betäubendem Chor. Selbst im Zelte des Wanderers zirpen die Grillen, und die Nachtschwalbe spinnt und spinnt und erzählt und raunt vom nächtlichen Tun und Treiben der Tierwelt in einförmig geheimnisvollem Sang.

Wenn der Abendstern leuchtet, hält ein Schakal Zwiesprache mit ihm. In dunkler Nacht läßt sich der tiefe Baß der Hyäne vernehmen; dann wieder lacht sie auf, unheimlich und grell in schreiendem Diskant. Dieses selten ausgestoßene, aber markerschütternde Lachen ist nicht zu vergessen; es quält uns in fieberhaften Nächten noch in der Erinnerung. Niemand soll darüber spotten, der es nicht selbst gehört hat. Wer es vernimmt, begreift, daß die Araber Hyänen für verzauberte Bösewichte halten.

Erhebt nun endlich der Löwe seine gebietende Stimme, so fehlt dem ganzen nächtlichen Zauber nur noch eins: das polternde Getrappel scheuer und geängstigter Zebraherden und anderer Wildrudel. Klingt aber der im Sonnenbrand gehärtete Boden der Steppe wieder vom dröhnenden Hufschlag der Tigerpferde, versagt in der Dunkelheit das Auge, und empfindet nur unser Ohr in den zahllosen Tönen die mächtig flutende, uns umbrandende Lebenswelle, dann erst kommt es dem Lauschenden voll zum Bewußtsein, wie reich noch die Tiersprache der Afrika ist . . . Nirgendswo mehr in der Welt von heute erklingen all die Stimmen einer uralten Tierwelt so eindrucksvoll und stark, und wer dieser Sprache lauscht, kann sich geheimnisvollem Zauber nicht entziehen: dem Zauber des Elelecho! —



*C. G. Schellings phot.*

*R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.*

Im Westen des Kilimandscharo entdeckte ich einen Bach, der von den Majai „Mologh“ genannt wurde. Etwa 15 Kilometer von den weitlichen Idjirijümpfen entfernt verschwindet er plötzlich in der Trockenzeit im Gestein und erreicht die Sümpfe wohl unterirdisch.





Große dunkel gefärbte Zvoren-günje (*Plectropterus gambensis*) in der Lagune.

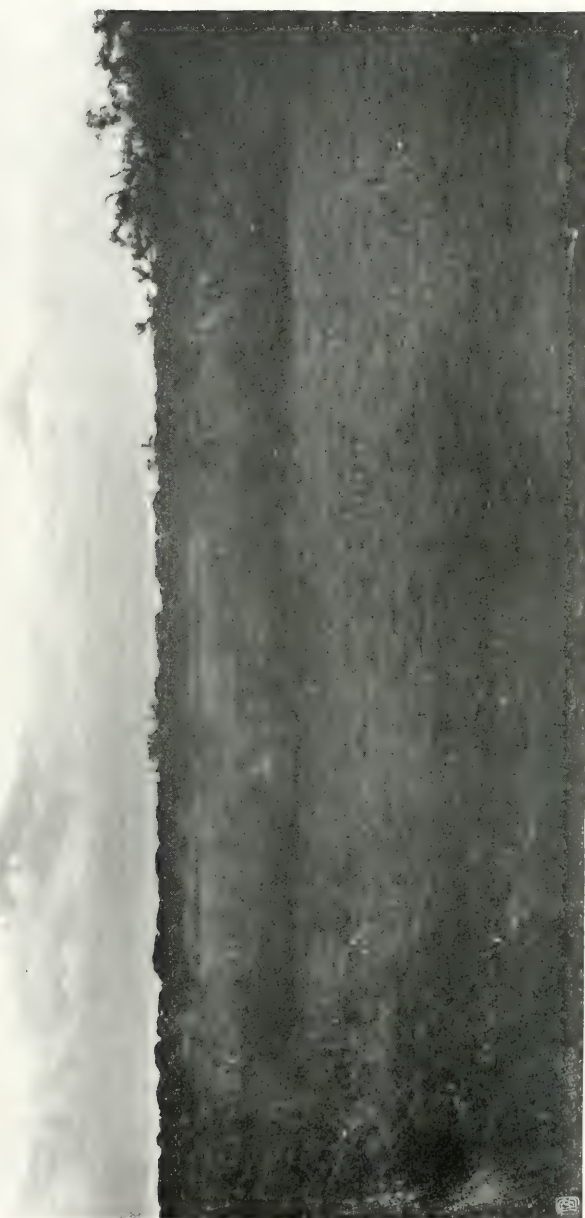
## VIII.

### Was mir der Urwaldstrom erzählte.

Ein Naturtheater von wundervoller Herrlichkeit bietet sich dem Wanderer, der auf unbetretenen Pfaden den großen Wasseradern im Osten Äquatorialafrikas folgt.

Träge, trüb und langsam wälzt ein Strom in Tausenden von oft recht beträchtlichen Krümmungen seine Wasser dem fernen Indischen Ozean zu. Die weltfernen majestätischen Gletscher des höchsten deutschen Gebirges, des gewaltigen Kilimandscharo-Massivs, senden zahlreiche Rinnale herab in die dürstende Steppe. Sie werden zu Bächen, kleinen Flüssen, durchströmen zum Teil das Becken des Djipesees und vereinigen sich endlich zum Rufustrome. Ihn begleitet auf seinem von zahlreichen Stromschnellen und einem bedeutenden Wasserfall unterbrochenen Laufe zum Indischen Ozean, gleich so manchen seiner afrikanischen Brüder, scheinbar üppiger Galeriewald. Aber nur selten dehnt sich dieser Wald weiter in die Steppe hinaus; nämlich nur dort, wo ihm die Gestaltung der Bodenfläche günstig ist. Aber das ist meist nicht der Fall, und schon wenige Schritt seitwärts verdurstet Baum wie Strauch, wenn ihre Wurzeln das notwendige Naß nicht dem Flußlaufe selbst entnehmen können. Ein überwältigender Reichtum an Fischen ist dem Strome allenthalben eigen, wo er durch unbewohnte Gegenden fließt. Wieviel Tausende von tierischen Feinden diesem Reichtum auch nachstellen — er scheint unerschöpflich. Die oft versumpften Ufer des Stromes und seine weiten Inundationsgebiete geben den Fischen so reiche Gelegenheit zum Laichgeschäft, daß jedes kleine Rinnal zu Zeiten von Fischbrut erfüllt ist und von jungen Fischen wimmelt.





C. G. Schallings phot.

Endlich wurde der Kiltimandjcharo sichtbar . . . Die Wolken teilten sich als die Sonne unterging und der ewige Schneeeid des 6010 Meter hohen Sibbo, wie auch der Plewenzi enthalten sich in ihren Gliden . . . Der schöpferischen Phantasie des Reisenden muß es überlassen bleiben, die itzoblende Nülle blendenden Lichtes und das herrliche Spiel der Farben eines tropischen Sonnenunterganges in diese Aufnahme hineinzulegen . . .

K. Fingthanders Verlag, Leipzig 1906.



*C. G. Schallmaier phot.* *R. Fongdamiers Verlag, Leipzig 1906.*  
 Teleaufnahme des zweithöchsten Gipfels des Kilimandscharo, des Mawenzi. Die Höhen des Berges zeigen erheb-  
 liche Mengen frischen Schnees, der indessen auf diesem Gipfel stets wieder zu schmelzen pflegt.



*C. G. Schottung's photo.*

Bild auf dem Nibong-Gipfel (6010 Meter) des Kilimandscharo in früher Morgenstunde. Der Gebirgsattel, welcher sich in der Nähe bis zum Fuße des zweiten Gipfels, des Mawenzi hinzieht, ist so weit entfernt, daß man nicht glauben würde, daß seine durchschnittliche Höhe beinahe 5000 Meter beträgt.

*K. Fonglanders's photo, Leipzig 1906.*

Nur hier und da strömen die Gewässer auf kurze Strecken durch undurchdringlichen Urwald. Prächtig sind diese geschlossenen Massen des Waldes, prächtig ist aber die Vegetation selbst dort, wo nur Baumbestände in Form von Galerien den Fluß begleiten. Eine geschlossene, gewaltige, saftig grüne Masse üppigster Vegetation nimmt unser Auge gefangen, es um so geheimnisvoller anziehend, als ihre scheinbare oder wirkliche Undurchdringlichkeit nach heimischen Verhältnissen beurteilt, uns rätselhaft und ungewohnt erscheint. Merkwürdig! Diese geschlossene Masse lebt und webt in üppigster Kraft, obwohl alle diese Urwaldriesen bewachsen sind und behangen mit Schmarazerpflanzen, mit Lianen, die die Bäume umstricken, umklammern und sie in innigster Umarmung zu erwürgen scheinen! Es ist, als ob alle diese Bäume nur vorhanden wären, um ihnen, den Lianen eine Stütze und einen Halt im Kampfe ums Dasein zu sein. Winden ranken sich mit ihren weißen und violetten Blumen zum Wasserspiegel hernieder und die goldgelben Blüten der alten Akazien geben dem Bilde einen freundlichen Ton.

Umgaukelt und umspielt werden wir im gedämpften Lichte der freieren Stellen am Flußufer von prächtig schillernden Libellen und Schmetterlingen. Eine grasgrüne Baumschlange gleitet behend durch die Zweige im nächsten Strauchbaum. Ein Warran ergreift die Flucht mit überraschendem Lärm, der immer wieder erstaunlich wirkt. Die Welt der Insekten ist Legion. Wohin wir auch unser Auge wenden, ist die grüne Masse des Waldes belebt und bevölkert. Rings um uns her gebietet eine grüne geheimnisvolle Mauer unsern Blicken Halt, gleich Kulissen einer Riesenbühne. Die Kulissen begleiten den Strom und schließen ihn gleichsam von der Landschaft ab, deren Einförmigkeit nur selten von auffallenden Erscheinungen der Flora unterbrochen wird. Das Gepräge des Pflanzenwuchses hat, wie so häufig im Osten Afrikas auch hier etwas Nordisches, namentlich für das Auge des Laien. Nur, wo etwa plötzlich Dulebpalmen (*Borassus aethiopicus* Mart.) oder die schöne *Hyphaene thebaica* Mart. sich zeigt, fühlt sich der Beschauer plötzlich wieder in den Tropen.

Jetzt macht der Fluß eine mächtige Krümmung; in weitem Bogen biegt er nach rechts. Eine Szenerie von gewaltiger, imposanter Wirkung wird plötzlich sichtbar: weit schweift der Blick flußabwärts hinaus in die Landschaft. Und diese Szenerie entbehrt nicht der Statisten und Schauspieler. Auf den Schlammböcken an den Ufern und im Flußbett wird's lebendig! Gewaltige Panzerrechen, aufgestört aus ihrem Schlummer, gleiten in die Flut. Als wenn ebensoviele abgestorbene Baumstämme plötzlich wieder Leben gewinnen, wälzen sich die gefährlichen Ungeheuer ins Wasser, verschwinden zwar für unser



Vögel, sind aber nun erst recht auf der Lauer und allgegenwärtig bereit, alles unvorsichtig in ihren Bereich gelangende Lebende zu ergreifen. Das Untertauchen wird den Ungeheuern vielleicht deshalb so leicht, weil sie stets eine große Menge Steine von oft recht beträchtlicher Größe verschluckt haben. Ich fand zuweilen bis zu drei Kilo verschluckter Quarzstücke im Magen erlegter oder geangelter Krokodile.

Die Tiefen des Stromes sind ihr Reich. An den seichten Ufern, auf den Untiefen und den Seitengewässern aber treibt eine reiche Ornis unbekümmert ihr Wesen. Aus langer Erfahrung weiß die Vogelwelt, daß sie hier vor den räuberischen Echten sicher ist. — Es ist eine der charakteristischsten Erscheinungen, daß sich Wasservögel nicht auf tiefen Gewässern niederlassen, die Krokodile enthalten. Ich habe das schon an anderer Stelle erwähnt, möchte aber nochmals auf diese so zutreffende Beobachtung aufmerksam machen. —

Unsern Blicken bietet sich nunmehr ein herrliches Bild aus der Vogelwelt. So weit das Auge schweift, Trupps und Scharen von Sumpfvögeln allenthalben! Da erblicken wir, auf der Suche nach Nahrung, eine ganze Anzahl der so eigenartigen Klaffschnäbel (*Anastomus lamelligerus* Tem.) in ihrer einfachen symmetrischen Federgewandung; andere Massen haben sich auf den überhängenden Zweigen der mächtigen Uferbäume niedergelassen und geben uns da Gelegenheit, ihre weit auseinanderklaffenden Schnäbel zu beobachten.

Lianenbehangen, überschatten die alten mit phantastischen Wurstfrüchten beladenen Bäume — Kigelien, Tamarinden und Akazien — den Strom. In den dichten Zweigen treibt eine Familie Seidenaffen (*Colobus palliatus* Ptrs.) und Meerkatzen ihr Spiel. Blendend weiß steht ein Flug der schmucken schneeweißen Reiher (*Herodias garzetta* L. und *Bubulcus ibis* L.), von der Landschaft ab. Es sind wohl einige zweihundert Stück, die sich hier zusammenfanden; auf dünnen Ästen fußend machen sie eine Pause in der Suche nach Nahrung. Gravitätisch, nur den feinen Kopf hin und her bewegend, aufs lebhafteste vom gesättigten Ufergrün abstechend, verleihen sie dem Baume, auf dem sie sich niederließen, einen herrlichen Schmuck. Größere, blendend weiße Gestalten aus der Ornis entschwinden weiter stromaufwärts unseren Blicken, die Lüfte durchsegelnd, ihr Heil in der Flucht suchend. Warum die großen schönen Edeldreiher (*Herodias alba* L.), selbst hier, in diesem unberührten Heiligtum des Tierlebens, in dem ich als erster Europäer mich befinde, so selten sind? Wer mag das mit Sicherheit ergründen! Nur das wissen wir, daß diese Vielverfolgten weit umherzustreifen pflegen; so mögen sie schon anderenorts Bekanntschaft mit der verderbenbringen-



Typische Vegetation in der Umgebung eines periodischen Flußlaufes in der Steppe. Undurchdringliches mit Gehstängelpflanzen besponnenes Gesträuch.

*R. Fiedler's Photo, Leipzig 1906.*

*C. G. Schilling's photo.*



den Fernwirkung des Menschen gemacht haben. — Vielleicht auch sind sie um vieles klüger, als ihre kleinen, ebenfalls schneeweißen Vetter, an die wir mittlerweile dicht herangekommen sind. Sie, wie auch die seltsamen Klaffschnäbel, die keines Menschen Auge bis heute je lebend in Gefangenschaft erschaut hat, bekunden fast gar keine Scheu, nur ein gewisses Erstaunen vor den Menschen.

Flatternd und lärmend steigen da vor uns Hagedasch = Ibisse auf, nicht eben formschöne Gesellen! — Sie erfüllen die Luft mit ihrem weit vernehmbaren außerordentlich charakteristischen Geschrei: „Heiha! Ha heiha!“

Jetzt aber etwas Seltsames! Aufgebaunte Gänse dicht vor uns! In der Tat ein seltsamer Anblick! Die schweren Tiere entschließen sich erst nach mehrfachen Versuchen endlich zur Flucht und bringen sich in Sicherheit. Ein prächtiger Anblick, diese mächtigen Vögel die Schwingen ausbreitend davonschlagen zu sehen. Sie führen ihren Namen Sporengänse mit Recht, wegen eines scharfen Sporns am Flügelbug. — Schattenvögel, jene überall so häufigen Sumpfvögel, gehen hier und dort auf. Eine Kolonie Schlangenhalsvögel wird nun sichtbar und fesselt meine besondere Aufmerksamkeit. Eine kleine Anzahl ihrer flachgebauten Nester ist in nicht allzu großer Höhe über dem Wasserspiegel auf den schrägen Ästen riesiger alter Akazien angebracht, deren einige auf einer kleinen Insel mitten im Flußbett sich erheben. Während mehrere der langhalsigen Fischjäger ihr Heil in der Flucht suchen, halten andere, offenbar die Weibchen, auf ihren Eiern im Neste aus, um dann endlich, sich tief auf den Wasserspiegel stürzend, ebenfalls Gebrauch von ihren Schwingen zu machen und in eiligem Fluge zu entschwinden. Unter den Nistbäumen der seltsamen Fischjäger aber fand ich versteckte, muldenartige, schattige, wohl seit alter Zeit immer wieder benutzte Lagerplätze von Flußpferden, die auf diesen kleinen Inseln mitten im Strome sich sicher und behaglich fühlen mochten. —

Merkwürdige Flugbilder bieten die dunklen Gestalten der Schlangenhalsvögel dem Auge dar! Zwar beherrschen sie offenbar recht geschickt das Reich der Lüfte und segeln mit unverkennbarer Gewandtheit in ihm umher. Aber sie machen doch auf unser Auge einen höchst fremdartigen Eindruck. Es ist, als ob wir nicht einen Vogel unserer Epoche vor uns sähen, sondern ein vorzeitliches Geschöpf. Die Schlangenhalsvögel haben nämlich etwas von einer fliegenden Eidechse. Gerade jetzt tritt dies eigentümlich hervor, als die aufgestörten Fischer, in großem Bogen dem Flußlaufe folgend, ziemlich hoch in der Luft, wieder zu ihren Nistplätzen zurückkehren und so zur Beobachtung ihrer



Sumpfen die beste Gelegenheit geben. Der lebendig gewordene „*Ardeapodiceps siemensii*“,<sup>1</sup> wie ihn das Berliner Museum bewahrt!

Wo ich aber auch weiter Umschau halte, ein Bild formenreicher tropischer Ornithofauna! Hoch auf den Wipfeln der Akazien wiegen sich herrliche Edelreihher in schneeweißer Federgewandung. Kaum sichtbar gegen das tiefblaue sonnenklare Himmelszelt, fliegen die in einer großen Brutkolonie hier angesiedelten Nimmersatte (*Tantalus ibis* L.) in lebhaftem Treiben ab und zu und füttern ihre Jungen. Einige andere Reiherarten, so vor allem der unserm Fischreiher sehr ähnliche schwarzköpfige Reiher (*Ardea melanocephala* Vig. Childr.), ferner ein ganzer Schwarm Kuhreiher brüten auf den Akazien der Flußinseln und erregen unsere Aufmerksamkeit. Über den Wassern rütteln da und dort Graufischer (*Ceryle rudis* L.), stoßen herab und kehren beutebeladen, im Schnabel winzige Fischchen haltend, auf ihren Ruheplatz, einen Ast über dem Wasserspiegel, zurück.

Eine so große Menge von Mitgliedern der Vogelwelt vereinigt sich hier unter günstigen Umständen, daß die Fülle der mannigfachen Erscheinungen fast verwirrend auf den Beobachter wirkt! Da gibt es Marabus, die ihren Mittagstrunk einnehmen und sich zu dieser Zeit vergesellschaftet haben mit einem Paare der vornehmen, im allgemeinen recht scheuen Sattelstörche (*Ephippiorhynchus senegalensis* Shaw.), dann wieder Kronenkraniche in größeren Gesellschaften; einzelne Riesenreiher (*Ardea goliath* Cretzschm.) in stiller Bucht auf der Lauer nach Fischchen; auf Sandbänken und unter dem Ufergefträuch der sich sicher fühlende Triel (*Oedicnemus vermiculatus* Cab.); auf der Sandbank schnatternde Nilgänse und Uferläufer. Eine größere Anzahl Kormorane streicht eiligen Fluges vorüber oder hat sich auf den Zweigen eines der ins Wasser gefallen Bäume niedergelassen. Jetzt wieder erblicke ich Baumgänse, seltsam hochbeinige Gefellen, endlich noch nordische Wintergäste, in Gestalt mehrerer Regenpfeiferarten, ferner einzelne Nachtreiher, zahlreiche Seeschwalben, einzelne Möven, Bekasinen (*Gallinago media* Frisch.), die seltsame Rallenschneppen (*Rostratula bengalensis* L.), Blatt- und Sumpfhühnchen, Sporenkiebitze und viele andere Arten mehr. Über diesen allen klingt hoch aus der Luft der helle, mir bald so lieb und vertraut gewordene Schrei des Charaktervogels afrikanischer wasserreicher Gegenden, des Schreijeeadlers, dieses seinen Namen mit volstem

<sup>1</sup> Diesen wertvollen „Naturjelbstdruck“ aus dem lithographischen Schiefer in Solnhofen verdankt das Museum für Naturkunde der Freigebigkeit des Herrn Werner von Siemens.



*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Das Angeln riesiger Krokodile gewährt ausgezeichneten Sport. Es gelang mir meist nur bei Nacht, doch habe ich auch bei bewölktem Himmel in den Nachmittagsstunden erfolgreich auf Krokodile gefischt. Beschrieben in „Mit Bliglicht und Büchje“ Seite 218.



Recht führenden königlichen Vogels! Eine Fülle von Stimmen, ein Stimmgewirr spricht in vielfach fremdartigen Tönen zu unserm Ohr, denn die Welt der Kleinvögel ist im Ufergebüsch reich vertreten, und nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar. Am schönsten ist der sonore Ruf des Orgelwürgers neben dem Schrei des Seeadlers. Aber auch zu manchen Stunden gibt es ein allgemeines Konzert, das man nicht zu schildern, sondern nur zu vernehmen und als Ganzes dem Gedächtnis einzuprägen vermag.

Über all diesem Leben und Treiben aber liegt eine Stimmung, wie im längst verklungenen Märchen der Kinderzeit, ein Hauch von zarter unberührter Schönheit und Pracht. Jede Biegung des Stromes birgt neue Geheimnisse, entschleiert neue Schönheiten: — sei es, daß neue prächtige Erscheinungen der Flora sichtbar werden, Phönixpalmen, Kigelien, Terminalien, Dumpalmen, die in Gruppen und einzeln all dem tierischen Leben Heimstätten bieten; — sei es, daß Lianen, mit ihrer alles bedeckenden, umschlingenden und umstrickenden Masse, in allen nur erdenklichen Formen Kulissenwände vor uns hinzaubern, wie sie undurchdringlicher, dichter und verstrickter nicht gedacht werden können; — sei es, daß die stets wechselnde Beleuchtung neue überraschende Reize schafft und uns herrliche Bilder vor Augen zaubert; — sei es endlich, daß neue unerwartete Bilder des Tierlebens in Erscheinung treten! Auch hier herrschen in letzter Instanz die „Großen“ und „Gewaltigen“ unumschränkt! Tief ausgetretene uralte Wechsel der Flußpferde führen zum Wasser hin; sie werden auch von Nashörnern und Krokodilen mit Vorliebe benutzt. Hier und dort zeigen sich auch die Wechsel und Pfade anderer Mitglieder aus dem Reiche der Säuger. — Überraschend kann da die Erscheinung eines mächtigen unserem Rothirsch überraschend ähnlichen Wasserbocks wirken, der sich zur Mittagszeit zum Flusse stahl, seinen Durst zu löschen. Er nimmt sich, scharf aus der ihn umgebenden tiefgrünen Pflanzenkulisse auftauchend, noch um ein Beträchtliches größer und stärker aus, als er es ohnehin schon ist: — ein herrlicher Anblick! — Ein Rudel suhlender *Warzen* oder *Flußschweine* kann unter Umständen den Wanderer in heftigen Schrecken jagen, bevor er mit Sicherheit weiß, was er da vor sich hat. — Es wogt und wallt in den Baumkronen; Affen sind es, Meerkäzen, die ihr Heil in der Flucht suchen und finden. Mitten in dem Getriebe ereignet es sich nicht selten, daß unsere Aufmerksamkeit sich wieder mächtigen Krokodilen zuwenden muß, die, auf einer Sandbank zu mehreren vereint, die strahlende Sonne offenbar mit Behagen auf sich einwirken zu lassen und nun, aufmerksam geworden, ihr nasses Element in einem merkwürdig ruhigen, unheimlichen Gleiten aufsuchen.





*C. G. Schillings, Phot.*  
 Die jeltjamen Klaffschnäbel (*Anastomus lamelligerus* Tem.) bieten dem Auge höchst merkwürdige Flugbilder dar...  
*K. Fiedler, Antos Verlag, Leipzig, 1906.*



C. G. Schellings. 1877.  
R. P. Schellings. 1877.  
Das ist auch der Fall, wenn sie sich in eigenartig schwanförmiger Haltung auf die dünnen Zweige der Weibäume niederlassen.



C. G. Schilling, phot.

Schneeweisse Bucheiben miteten in großer Zahl auf alten Ästern in unmittelbarer Nähe meines Lagers und zeigten sich wenig scheu.

K. Voßlanders Verlag, Leipzig 1906.



C. G. Schildings phot.

Das Gefieder der herrlichen Edelreier, deren Schutzherren neuerdings die Königin von England wurde, hebt sich außerordentlich himmungsvoll von der einförmigen Sumpflandschaft ab. (Rechts im Hintergrund ein fliegender Edltreier.)

K. Englands Fölung, Leipzig 1906.



So genießt der Beobachter den Anblick stets wechselnder Bilder aus dem Tierleben in afrikanischer Wildnis. So spielte sich einst das Leben und Treiben an den Ufern aller Wasseradern des schwarzen Kontinents ab. Aber wie manche Ströme Afrikas sind bereits all dieses Schmuckes beraubt worden!

Was die alten Schriftsteller und Reisenden über das Leben und Treiben der südafrikanischen Tierwelt beispielsweise in der Nähe des Oranjefflusses berichten, ist heute zum größten Teil historisch geworden; der Besucher jenes Stromes würde vergeblich nach dieser Tierwelt Umschau halten.

Ein Bild aber der so reichhaltigen Fauna, die den Lauf jenes ostafrikanischen Küstenflusses, des Pangani, noch im Laufe der letzten Jahre belebte, möchte ich zu schildern versuchen. Schwerlich kann diese Fauna in späterer Zeit in derselben Mannigfaltigkeit beobachtet werden, denn es ist nicht zu erwarten, daß die fortschreitende Kultur sich nicht zerstörend und vermindern dort geltend machen wird.

Noch im Jahre 1896 war der Lauf des Flusses größtenteils unbekannt. Als ich ihm 1897 wiederum folgte, und in späteren Jahren beide Ufer auf lange Strecken erforscht hatte, galt er noch für so wenig bekannt, daß mehrere Expeditionen ausgesandt wurden, um seinen Lauf auf Schiffbarkeit zu prüfen.

Daß der Pangani nicht schiffbar ist, war mir längst bekannt. Bildet er doch zahlreiche Stromschnellen, die, selbst zur Zeit der großen Regen nicht für Fahrzeuge passierbar, in der Trockenheit auf alle Fälle für Schiffe und Boote unbezwingbare Hindernisse bilden.

Das Becken des Djipees im Oberlaufe des Pangani und die unteren Panganisümpfe, unterhalb seines Mittellaufes, bildeten nun damals natürliche Reservate, in und an denen die herrliche afrikanische Fauna sich in reicher Menge und formschöner Pracht offenbarte. Welch wunderbar heimliches Leben sich in den von erstickender Hitze angefüllten Sumpflagunen abspielte! Das war freilich ein Tierdorado, das der Europäer nicht ungefährdet betreten durfte; hier lauerten klimatische Gefahren aller Art, und groß war die Schwierigkeit, in die Sumpfwildnisse einzudringen. Aber reiche Entschädigung und höchst genussvolle Stunden der Beobachtung fand der Eindringende alltäglich. Besonders die Nächte ließen ihn jene, in ihrer Einzigartigkeit unvergeßlichen Konzerte aus tierischen Kehlen vernehmen, die mit Worten nur skizziert, niemals aber vollkommen geschildert werden können.

Damals waren die Flußpferde in dem verhältnismäßig kleinen Becken des Djipees noch außerordentlich häufig. Während meines langen Aufenthaltes am Pangani flusse habe ich nur zwei erlegt und



Ein einzelnes Paar der wundervollen Kronenträniche zeigte sich häufig in der Nähe meines Lagers.



Schlangengeier sind so außerordentlich scheu, daß sie sich fast stets vor der photographischen Kamera in Sicherheit zu bringen wissen, nur in zwei Fällen gelang mir eine Aufnahme.

ich auf kein weiteres Jagd gemacht. Der Djipesee enthielt aber vor zehn Jahren noch Flußpferde in so großen Mengen, daß man sie zu vielen Dutzenden vereint gleichzeitig sah. Ich fürchte, daß heute dieser reiche Bestand fast völlig aufgerieben worden ist!

Hier wie überall hatten die Eingeborenen bisher aus den Reihen der Tierwelt nur einen mäßigen, ihren primitiven Waffen entsprechenden Tribut erhoben. Elefanten pflegten noch regelmäßig, namentlich zur Regenzeit, aus den Wäldern des Kilimandscharo niederzusteigen. Mein alter Freund, der Udorobo-Häuptling Nguruman, lag, solange er denken konnte, mit seinen Leuten der Elefantenjagd ob in den Galerie- und Dschungelwäldern des Flußlaufes zur Zeit der „Masika“, der Regenzeit. Aber schon kamen der Elefanten nicht mehr so viele wie früher. Der alte Jäger, der viele Spuren überstandener Abenteuer mit Löwen und Elefanten an seinem eigenen Körper aufwies, und der mir viel von diesen Begegnungen am nächtlichen Lagerfeuer zu erzählen wußte, konnte nicht begreifen, warum sein begehrtes Jagdwild, der Elefant, jetzt so selten geworden war. Aber alles andere Großtierleben war noch reich vertreten. Je nach der Jahreszeit erlebte ich fast überreiche Tage der Beobachtung. Wenn sich auch im allgemeinen dem Beobachtenden an einem Tage dieses, am andern jenes zeigte, so gab es doch Zeiten, in denen sich das Mannigfaltigste dem Sehen und Hören darbot. Die vielen von mir damals angefertigten einfachen Kartenskizzen des an einem Tage Gesehenen rufen mir in der Erinnerung all die vielen schönen Bilder aus jenen Tagen und die einzelnen Erlebnisse ins Gedächtnis zurück. Wie schade, daß aus den verklungenen Tagen der Tierbeobachtung alter südafrikanischer Reisender keine solchen Karten vorliegen! Mit ihrer Hilfe könnten wir uns leicht anschaulichere Bilder in unserer Vorstellung schaffen, als es durch Schilderungen allgemeiner Art möglich ist.

Mir boten sich zuweilen so mannigfache Bilder an einem einzigen Tage, daß ich mich bemühen will, einige mit wenigen Worten festzuhalten. Wenn ich dem Laufe des Panganiflusses im schwanken Saltboot folgte, in die seinen Lauf umgürtenden Sumpfwildnisse eindrang, oder die Steppen aufsuchte, die den größten Teil seines Laufes begleiten, da ereignete es sich wohl, daß leichte, soeben eingetretene Regenschauer in unerklärlicher Fernwirkung einige Elefantenrudel vom Berge herabgelockt hatten.<sup>1</sup> Kamen sie mir vielleicht auch nicht zu Gesicht,

<sup>1</sup> Männchen des Nachtpfauenauges (*Saturnia pyri*) eilen auf weiteste Entfernung, sogar gegen den Wind, zu einem in Gefangenschaft aus der Puppe geschlüpften Weibchen. Elefanten vermögen nach des Verfassers Ansicht auf viele Meilen Entfernung Niederschläge zu wittern.

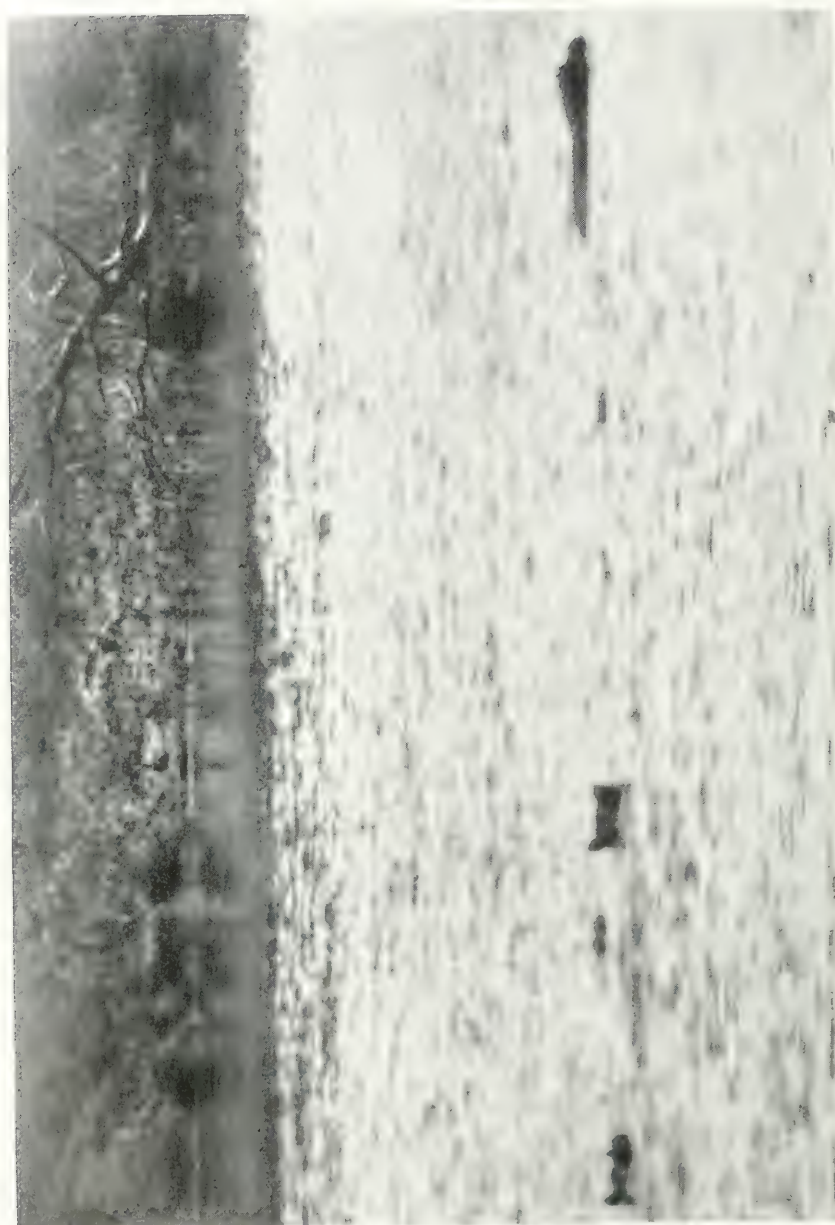


so war es immerhin höchst genutzreich, den mächtigen Führten der nächtlichen Gäste eine Weile zu folgen. Vielleicht hatten die klugen Tiere schon viele Meilen zwischen die Gegend meines Lagers und ihren augenblicklichen Standort gelegt. Aber über ihre Lebensweise gibt ja gerade ihre Führte einen viel interessanteren Aufschluß, als die nur so höchst selten eintretende Möglichkeit, den sich zur Tageszeit fast immer in dichter Deckung aufhaltenden afrikanischen Elefanten selbst genau zu beobachten. Der unterdrückte Ausruf „Tembo!“ wirkt elektrisierend. Ihn hören und die gewaltigen Spuren des gigantischen Wildes wahrnehmen, ist das Werk einer Sekunde. Zunächst gilt es, sich über Zahl, Alter und Geschlecht der Tiere durch Ansprechen der Führten möglichst zu orientieren. Eine vergebliche Verfolgung aber ist, wie ich dies schon oft hervorhob, meist das Ende dieser „Elefantenerlebnisse“.

Wer aber in einiger Kenntnis der Verhältnisse, wissend, daß ein Erreichen dieser Tiere oft unmöglich ist, dennoch ihren Spuren folgt, die in so lapidarer Weise zu ihm, dem Tierfreund, zu reden wissen, der läßt sich mit um so weniger Bedauern vielleicht plötzlich von den ebenfalls recht eindrucksvollen Spuren und Führten des gewaltigen afrikanischen Wildbüffels ablenken. Wer ihnen folgt, wird in der Regel bald finden, daß die Herde ebenfalls bereits längst schützende, unergründliche Moräste aufgesucht hat und in Sicherheit ist! Das Erklettern einer alten Mimose, deren dornenbewehrter und von Ameisen überschwärmter Stamm keinen behaglichen Weg zu der lustigen Vogelperspektive bildet, die wir im Augenblick ersehnen und mit Mühe erreichen, gibt uns dann auch bald Gewißheit, daß die Büffelherde sich in weiter Entfernung in eine für Menschen unerreichbare Wasser- und Sumpfwildnis zurückgezogen hat. Schwärmende Kuhreiher, in ihrem schneeweißen Federkleide an einer bestimmten Stelle der Schilfwildnis, Schneeflocken gleich auftauchend, verraten den Ruheplatz der Büffel.

Monoton und großartig düster zieht sich die grüne Schilfwildnis vor unseren Blicken hin, trotz dem Glanze des hellen Sonnenlichts nicht das Kleinste ihrer Geheimnisse verratend, im Gewoge ihrer vom Winde leise bewegten Pflanzenmassen alles Tierleben getreu bergend, das sich ihrem Schutze anvertraut. Myriaden von Insekten, von Moskitos, von Troididen drohen dem Eindringling; die Untiefen des Morastes brauchen nur wenige Tiere nicht zu scheuen. Das ist das Reich der Elefanten, die hier vollkommen sicher sind, — der Flußpferde, deren gewaltige Stimme auch zur Tageszeit — hier häufig erschallt, — das Reich der Wildbüffel, die im Schlamm und in Wasserlachen liegend, sich so vor Fliegen und Bremsen zu schützen wissen; — das Reich der Wasserböcke endlich, die ebenfalls alle Tiefen des Sumpfes zu überwinden wissen. Auch das





C. G. Schilling's phot.

Nicht vor mir tauchten die Köpfe der Flußpferde von Zeit zu Zeit aus dem Wasser auf ...  
R. Fougères's Polar, Leipzig 1906.



*C. G. Schillings phot.*  
 Das Ausandjehen des von mir erlegten Nilkrocodils erfordert große Mühe. Die Präparation der ertaunlich dicken Haut mäßig mit trotz aller Bemühungen . . . Prof. Zjotiedt hat kürzlich dieselben Erfahrungen gemacht. Die Präparation einer Nilkrocodilhaut dürfte nur mittels großer Mengen Alaun und Salz möglich sein — beides im Innern Afrikas schwer zu beschaffen. — Die Knochenteile dagegen, viel dünner wie die übrigen Teile der Haut, können auch durch trockene Präparation konserviert werden.

*K. Voigtlaender 1 volue, Leipzig 1900.*

Surzenschwein, jener für den Jäger so interessante Ersatz unseres heimischen Schwarzwildes, weiß sich mit dieser für Menschen so unwirtlichen Gegend abzufinden. Nichts weiter aber aus der mannigfaltigen Großtierwelt Ostafrikas haben wir dort zu erwarten, die interessantesten Bewohner afrikanischer Sümpfe aus dem Reiche der Antilopen finden wir nur in Zentral- und Westafrika. Der Elefanten oder der Büffel werden wir schwerlich an jenem Tage ansichtig werden, ebenso wenig der zahlreichen Flußpferde, deren Stimme aus den Sümpfen her vernehmbar ist. Wo wir aber am Rande des Sumpfes, von Brachschwalben umschwärmt, unseren Weg suchen, überraschen uns hier und dort Busch- und Riedböcke, die plötzlich mit überraschender Wucht ihr Heil in der Flucht suchen. Sind es auch nur rehgroße Antilopen, die oft nur wenige Fuß vor uns so plötzlich flüchtig werden, so geht die Flucht doch so überraschend und mit solcher Wucht vor sich, daß wir in allen Fällen den Eindruck irgend eines größeren und vielleicht gefährlichen Wildes zu haben pflegen.

Dort, wo weite Lachen, mit wundervollen Seerosen bedeckt, die Sumpfwildnis einigermassen übersichtlicher gestalten, tritt uns die Vogelwelt in solchem Reichtum entgegen, daß man sich ein Bild zu machen vermag, wie es einst auch daheim in Europa in dieser Beziehung gewesen sein muß. Die herrlichen Edelreiher und die kleinen beweglichen Kuhreiher, letztere in großen Schwärmen, bilden gemeinschaftlich mit den nicht seltenen heiligen Ibissen eine herrliche Staffage der Landschaft. Diese teils schneeweiß gefiederten Vogelarten heben sich von dem satten Grün der Sumpfvegetation in malerischster Weise ab. Wenn ganze Schwärme dieser Vögel erschreckt durch unser Erscheinen vor uns aufgehen, — wenn die Luft erfüllt ist von zahlreichen uns mit sanften Rufen begleitenden Brachschwalben, Schwärmen von Seeschwalben, Kibitzen und Regenpfeifern, wenn das Schnattern der Nilgänse, die rauheren Stimmen der Baum- und Höckergänse und vielerlei ähnliche Stimmen sich vernehmen lassen, wenn das Auge immer wieder durch die mannigfaltigen Flugbilder all jener Arten, ferner der Reiher, Nimmersatte, Enten und Gänse, Kronenkräniche, Störche und anderer gefesselt wird, wenn Tausende von Mitgliedern der Ornis sich gleichzeitig dem Blicke darbieten, gleichzeitig von ihm erfaßt sein wollen: — so muß der Beschauer von all dem Zauber ursprünglichen Tierlebens gebannt und bezaubert sein . . .<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Siehe auch Dr. Rich. Kandt, „Caput Nili“, über den Reichtum der Vogelwelt am Kivusee in Zentralafrika und Dr. Doflein, „Ostasienfahrt“, über Nachtquartiere der Vögel auf Tenlon.





C. G. Schilling's phot.

„Das verdächtige Hippopotamus“ nach John Ganning Zobe, einem der Entbeder des Vittoria-Njanga. — Kopf eines von mir erlegten Nilpferdbullen, der mich kurz vorher auf dem Lande — ein seltener, aber auch von Emin Pacha erlebter Fall — angenommen und hart bedrängt hatte — (Hippopotamus: ff. abyssinicus Less.). Nilpferde scheinen in der Größe sehr zu variieren. Ich habe viele gesehen neben sehr kleinen kennen gelernt. Im Westen Afrikas aber lebt ein noch sehr wenig bekanntes Zwergnilpferd.

R. Vonglänkers Verlag, Leipzig 1900.





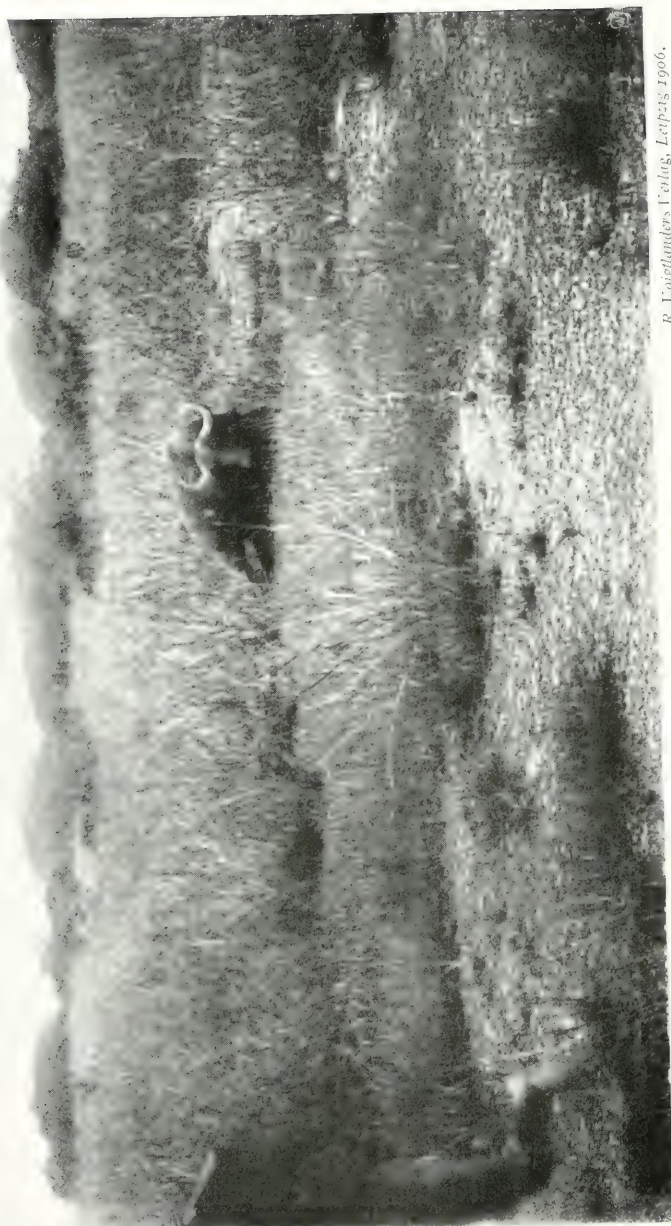


*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Mein alter Freund, der Wandorobo-Häuptling „Ngurumán“. Sein Körper weist zahlreiche Spuren von Abenteuern mit Elefanten und Löwen auf...





C. G. Schilling's phot.

Unerwartet ließ mein Gewehrträger links in der Ecke auf den frantzelgeschossen im Grate plötzlich sichtbar werdenden Büffel, und ergriß schleunigst die Flucht, während ich nach auf 40 Meter erfolgter Tele-Aufnahme einen Gangschuß anbringen konnte.

R. Voigtlaenders Verlag, Leipzig 1906.



Wie dies Leben überall gemeinschaftlich auftritt, ineinander über-  
geht! Die Kuhreihher umschwärmen die Büffelherden und schützen  
sie vor übergroßer Bedrängnis durch ihre schlimmen Feinde, die Zecken  
und andere Parasiten. Die kleineren Arten der Sumpfvögel verlassen  
sich auf die warnende Stimme der Nilgänse, auf die Klugheit und Scheu  
der weit ausschauenden Edelreihher, die sie vor den mit Blitzesschnelle  
erscheinenden schlimmen Räubern, den Edelfalken (*Falco biarmicus*  
Tem. und *F. minor* Bp.) warnen. — Ganz überraschend klug aber  
wissen sich alle die beschwingten farbenprächtigen Geschöpfe vor den  
Angriffen der Krokodile zu wahren, sodaß diese, wie fast alles, was  
hier lebt und webt, in der Hauptsache auf den Fischreichtum der Sümpfe  
und Flußläufe angewiesen sind. —

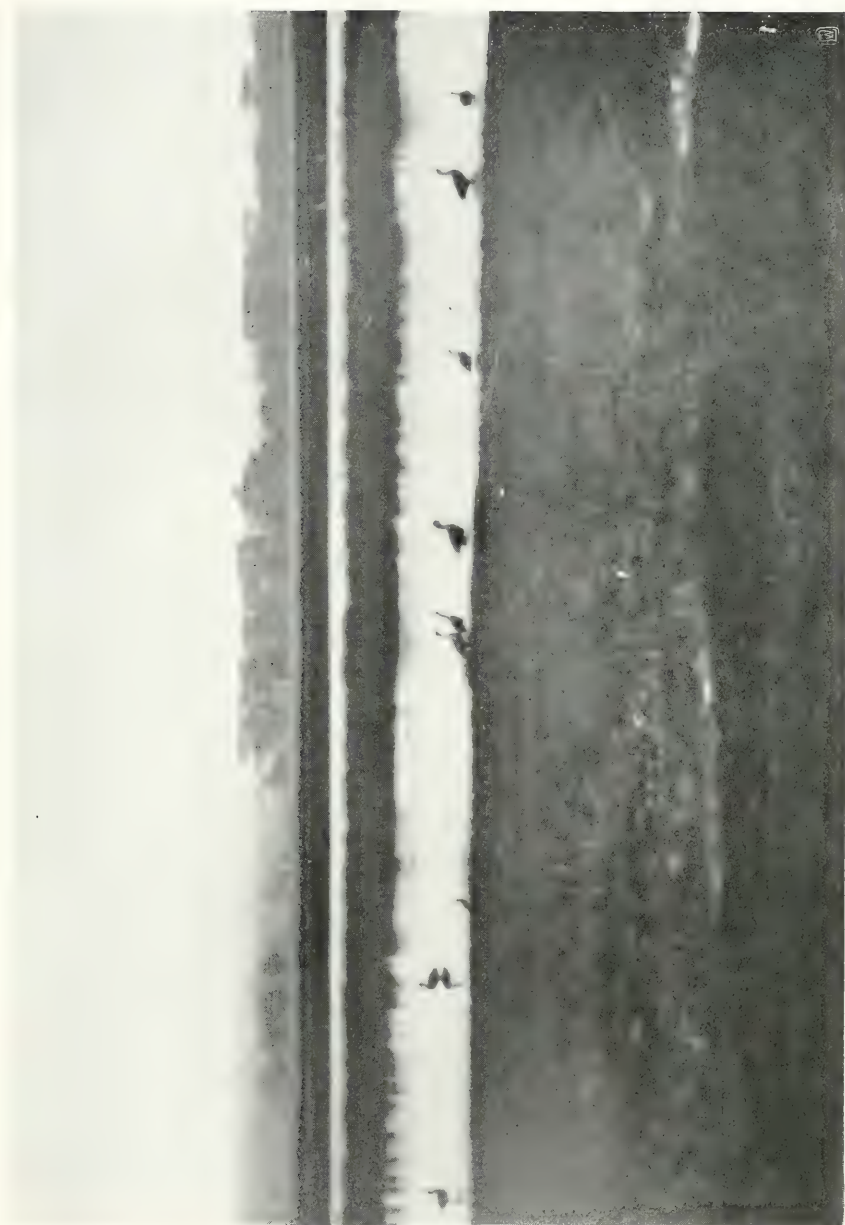
Ich habe — das möchte ich immer wieder ausdrücklich hervor-  
heben — einen Fischreichtum in jedem Tümpel gefunden, der jeder  
Beschreibung spottet. Und doch sind alle die zahllosen Vögel zum großen  
Teil auf Fischnahrung angewiesen! Jeder Tümpel, jede eintrocknende  
Lagune wird von geschäftigen Schnäbeln nach Fischbrut und jungen  
Fischen durchsucht. Selbst die tieferen Stellen des Stromes wissen die  
Reihher und die Schlangenhalsvögel mit Erfolg zu besischen. Und den-  
noch, trotz all dieser Fischliebhaber, beherbergt der  
Strom einen fast übergroßen Fischreichtum.<sup>1</sup>

So können wir uns, am Flußlaufe stundenlang wandernd, all  
diesen Eindrücken hingeben. Wollen wir aber scharfe Gegensätze auf  
uns wirken lassen, so brauchen wir nur die nächstgelegenen, jetzt voll-  
kommen trockenen und öden Steppenteile aufzusuchen und höher zum  
Steilrande der schroff abfallenden Gelände der Njika aufzusteigen.

Sumpf, Morast und das Vorgelände des Flußlaufes, die binsen-  
bewachsenen Einöden, liegen hinter uns; vor uns, gekleidet in schrei-  
endes Gelb, die trockene Njika, der rot im Sonnenglanze strahlende La-  
teritboden der Steppe. Die hinter uns liegende Wasser- und Sumpf-  
wildnis und ihre Bewohner stehen in schreiendem Gegensatz zu der  
dürftigen, mit seltsamen Pflanzengebilden bedeckten Steppe hier oben.  
Aber vergeblich würden wir am Rande des Flusses, inmitten des uns  
da entgegenleuchtenden üppigen Grüns, manche Tierarten suchen, die wir  
hier oben in der dürrn Steppe finden. Sie sind eben auf die anders-  
artige und dürftige Nahrung hier oben angewiesen, selbst zur Trocken-  
zeit. Auch die Büffel wissen im und am Sumpfe immer Stellen zu  
finden, wo junges, frisch sprießendes Gras ihnen Nahrung bietet; wie

---

<sup>1</sup> Der Verfasser möchte alle Vertilger unserer Reihher, Eisvögel und Taucher  
auf diese Thatfache recht eindringlich aufmerksam machen!



C. G. Schillings phot. 3

R. Vogtlanders Verlag, Leipzig 1906.

Das warnende Schnattern der Milgänse am Geceuser war schon von weitem vernehmbar . . .



überall verschmähen sie das voll ergrünte. So würden wir da, wo sich in den Niederungen eine zwar prächtig grünende, aber schon herangereifte Vegetation findet,<sup>1</sup> die Bewohner der Steppe vergeblich suchen. Dort erscheinen sie nur zur Nachtzeit auf ihrem Wechsel zum Wasser. Oben in der Hochsteppe aber wissen sie, so überraschend es auch ist, dennoch genügend Nahrung zu finden. Beim Untersuchen von Mägen erlegten Wildes sieht man mit Erstaunen, daß selbst inmitten scheinbar trockenster Steppen die verschiedenen Wildarten frische Gräser und Stauden aufzufinden wußten. Das verhält sich ähnlich wie beim Naturmenschen, der hier haust! Der Masai z. B. weiß in bewundernswerter Weise in der dem Europäer so feindlichen Wildnis für seine Herden Unterhalt zu finden. Ich zweifle, ob Europäer dies jemals lernen werden. — In der Steppe draußen wird sich uns auch der Anblick von Rudeln von Wasserböcken, die keineswegs immer unten im Sumpfgebiet verharren, sondern die ich zur Mittagszeit in kleinen Rudeln unter den dürftigen Baumgruppen der Steppe sah, auf tun. Ferner zeigen sich große Rudel von Grantgazellen und eins der sandfarbigen Oryxantilopen. Frische Fährten von Giraffen, Elenantilopen und Strau-ßen beweisen mir die Anwesenheit auch dieser Arten, und mehrere Rudel von Gnus, die in wilden Sprüngen und seltsamen Kapriolen die Glucke ergreifen, vervollständigen das schöne Bild. Einige Warzenschweine, ein Zebrarudel, in der Ferne das leuchtende Schwarz zweier Straußenhähne, Kleinwild und Flugwild in Menge bieten weitere Abwechslung. Das Auge des Ornithologen aber ergötzt sich an dem bestrickenden Anblick eines da und dort seinen Balzflug ausführenden fast goldgelben Vogels. Von den Baumwipfeln steigt das Vöglein jubelnd hoch in die Lüfte, um sich dann mit gespreiztem Schwanz und Schwingen, an unsere Pieperarten erinnernd, niederzulassen. Unwillkürlich erweckt seine fast reingelbe Erscheinung die Illusion entflogener Kanarienvögel! Nur an dieser Stelle in der Steppe habe ich diese herrlichen Vögel (*Tmetothylacus tenellus* Cab.) gefunden, sonst niemals wieder. —

So erlebte ich Tage, in denen fast alle in Ostafrika heimischen Wildarten, teils körperlich, teils in ihren Fährten mir zu Gesicht kamen. Damals wurde in mir der Wunsch immer heißer und fester, all diese Bilder von so unendlich wilder Schönheit festzuhalten. Ich wiederhole:

---

<sup>1</sup> Die Masai unterscheiden zahlreiche Grasarten, die ihr Vieh liebt oder verschmäht. Manche Grasarten mit scharfen Grannen, so z. B. *Andropogon contortus* L. werden völlig verschmäht, die zähen Sanjevierien aber von einigen Wildarten, so dem kleinen Kudu (*Strepsiceros imberbis* Blyth.) gerne aufgenommen.



Im allgemeinen wird man während eines der leider so kurzen tropischen Tage häufig nur das eine oder andere Bild aus dem Tierleben sehen. Es kommen aber Tage, an denen sich in weiten Panoramenbildern dem Reisenden so gewaltige, so großartige Szenerien aus der Tierwelt bieten, daß sie unvergeßlich für ihn sind. Den Eindruck eines einzigen solchen Tages versuchte ich hier festzuhalten. Mit Recht sagt Möbius: „Ästhetische Urteile über Tiere stützen sich nicht auf Kenntnisse der physiologischen Ursachen ihrer Formen, Farben und Bewegungen, sondern auf die Eindrücke, die deren äußerlich wahrnehmbare Eigenschaften als Teile eines gesetzmäßigen Ganzen auf den Beschauer machen. Je harmonischer alle Teile zur Bildung dieser Einheit zusammenwirken, desto schöner erscheint das betrachtete Tier.“ — Gewiß, in Erweiterung dieses Satzes erscheint mir eine Landschaft um so eindrucksvoller, je harmonischer sich das ursprünglich Entstandene in dem gegebenen Rahmen zeigt. Kein Glied dieser Pflanzen- und Tierwelt darf ausgeschaltet werden, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören. —

In wenigen Jahren — vielleicht heute schon — ist all das Beschriebene in dieser Sülle am Panganiflusse nicht mehr zu sehen. Als mir der Anblick zuerst wurde, schweiften meine Gedanken nicht selten in uralte Zeiten, in denen auch in den Länden, die heute Deutschland heißen, ähnliches Tierleben die Flußläufe belebte, Flußpferde am Rhein und Main beheimatet waren, Nashörner und Elefanten dort ihr Wesen trieben . . . Ich lernte an dem was ich hier lebend vor mir sah, zurückzuschauen, ins längst Vergangene, Verklungene und Vergessene . . Der große, wundervolle und gewaltige Reiz aber und die wilde Schönheit eines solchen oder ähnlichen Anblickes sollte in Wort und Bild überall und von jedem, dem solches noch zu schauen vergönnt ist, in der ganzen Welt nach Kräften festgehalten werden, wo und mit welchen Mitteln es irgend möglich ist. —



Die das Fahrzeug begleitenden Möwen sind unschwer photographisch aufzunehmen.



*C. G. Schüttings, phot.*

*K. Vogtlanders Felda, Leipzig 1906.*

Eine meiner glücklichsten Aufnahmen stellt ein altes, hartes Flusspferd auf dem Wechsel dar. Die Aufnahme erfolgte in frühesten Morgenstunden, bei hereinbrechendem Tageslicht, als das gewaltige Tier die schlüpfenden Sümpfe wieder aufsuchte.









Wie ein Majai seinen Speer ('m beria) handhabt . .

## IX.

### Mit den Wandorobo auf der Elefantenfährte.

„Big game hunting is a fine education!“ Diesem Ausspruche des englischen Jägers von Ruf H. A. Brn den möchte ich vollauf zustimmen, nicht aber der ebenfalls öfters ausgedrückten Ansicht einiger der erfahrensten afrikanischen Jäger, daß nämlich die Jagdgründe Äquatorial-Ostafrikas dem Jäger für alle die seiner dort harrenden Gefahren und Schwierigkeiten kein genügendes Äquivalent bieten.

Diese Ansicht kann ich nicht teilen, denn gerade diese Gefahren und Schwierigkeiten erhöhen, meine ich, den Reiz der dortigen Jagd wie kaum in einem anderen Lande der Welt. Der Jäger findet eben nur im tropischen Afrika die herrlichen Reste einer eigentlich schon „veralteten“, in eine andere Erdepöche gehörigen Tierwelt. Es ist nicht zu leugnen, daß er seine Jagden buchstäblich mit außerordentlich hohem Preise bezahlen muß. Das liegt auf der Hand in einem Lande, wo jeder einzelne Gebrauchsgegenstand, bis ins Kleinste, auf menschlichen Schultern befördert werden muß, wo der Reisende keine anderen Transportgelegenheiten findet, sobald er sich tief in die Wildnis begibt. Ich habe hier nicht im Auge, die gelegentlichen kürzeren Jagdexpeditionen zu Sportzwecken, sondern denke an größere Unternehmungen, die den Reisenden viele Monate oder Jahre ins Innere bannen. Ich bin aber der Ansicht, daß gerade dieses Sichloslösen von dem Getriebe der Kultur einen der Hauptbeweggründe und der Hauptreize für den forschenden Jägersmann bilden sollte. Freilich vermag ich es vollkommen zu verstehen, daß erfahrene Männer auch ein anderes Urteil fällen. Haben

manche doch so ernste Zusammenstöße mit dem von ihnen gejagten Wilde, vor allem aber so üble Erfahrungen mit dem Klima des Landes machen müssen, daß sie wohl dieser, auf die Dauer den Kühnsten abschreckenden Schwierigkeiten überdrüssig geworden sein mögen.

Aus ihrem Urteile geht jedenfalls auf das deutlichste hervor, daß der Aufenthalt in der Wildnis und die Jagd dort drüben kein Kinderspiel sind. Es kommt eben alles darauf an, welche Persönlichkeit hinter einem solchen Unternehmen steht. Um ein Gleichnis zu brauchen: Für einen Spieler, der etwa das Tennisspiel vollendet beherrscht, hat dies schwierige Spiel anscheinend keine Schwierigkeiten. Anders aber für den weniger guten Spieler, den weniger talentierten. So auch verhält es sich mit tropischen Jagden. Es ist klar, daß eine reiche Erfahrung im heimischen Jagdbetriebe dort drüben von allergrößtem Nutzen und nicht zu umgehende Bedingung ist. Es sollten drüben nur Männer jagen, die selbständig allem und jedem gegenüber treten können, die sich nicht auf andere verlassen wollen oder müssen, und deren Nerven dem außerordentlich großen Reiz und der Spannung gewachsen sind, den die dort alltäglichen, oft bis aufs äußerste aufregenden Erlebnisse auf einen ausüben.

Allmählich hat sich auch bei mir eine Abneigung herausgebildet gegen die „Aug-in-Aug-Situationen“ mit Nashörnern und namentlich Elefanten. Mit diesen beiden wehrkräftigen und häufig sehr angriffs-lustigen Wildarten ist aber keineswegs die Liste der als Gegner nicht zu unterschätzenden Bewohner der ostafrikanischen Dschungeln erschöpft. Die gewiegtsten und erfahrensten anglosächsischen Jäger sind vielmehr ausnahmslos der Ansicht, es sei auch bei der Jagd auf Löwen, Leoparden und den afrikanischen Büffel nur eine Frage der Zeit, daß sich eines Tages das Blättchen gegen den Schützen wendet. In den letzten Jahren haben wieder eine ganze Anzahl von guten afrikanischen Jägern ihr Leben lassen müssen. Von einem solchen Wilde erreicht werden, ist nur zu oft gleichbedeutend mit dem Tode. Es gehört wohl zu den packendsten, aber auch zu den furchtbarsten Erlebnissen, die ein Mann sich wünschen kann, vom afrikanischen Elefanten gejagt zu werden. Der Angriff ist von unbeschreiblicher Furchtbarkeit. Er erfolgt plötzlich, unerwartet. Die gewaltige Gestalt des erzürnten Riesen, — die seine Erscheinung ins furchtbare Groteske verzerrende, eigenartige Stellung der Ohren, die den gewaltigen Kopf plötzlich noch unendlich größer und gewaltiger erscheinen läßt, — die unheimliche Schnelligkeit, mit der der Angriff sich vollzieht, — das schrille Trompeten des Giganten, — das alles wirkt in einer Weise auf den vom Jäger plötzlich zum „Gejagten“ verwandelten Menschen ein, die er zeitlebens nicht ver-



Ein alter starker Bulle der Oryxantilope ahnte nicht, daß ich nach einhalbstündiger mühevoller Pirche in seine Nähe gelangt war.

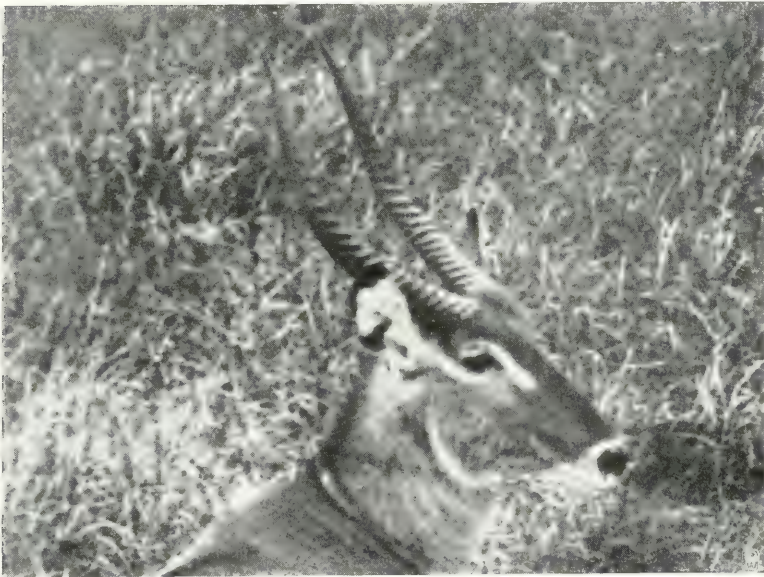


Ein Rudel Oryxantilopen (*Orix callotis* Thos.), die von den Küstenleuten „Chiroa“ genannt wird, mit Jungen, verfolgte ich mehrere Stunden, bis mir eine Aufnahme gelang.





Unter Umständen sehen — je nach der Beleuchtung — manche Wildarten, so namentlich Wasserböde beinahe vollkommen schwarz aus; die vorliegende Aufnahme zeigt diese Tatsache ziemlich deutlich.



Photographische Studie: Kopf eines männlichen Wasserbodes (*Cobus ellipsiprymnus* Ogilb.).



Wenn noch dazu, wie ich das erlebt habe, nicht ein einzelner, sondern eine ganze Elefantenherde plötzlich und mit einem Schlage „herandröhnt“, so wird es der Leser verstehen, daß, wer solches erlebte, noch nach Jahren im Traume plötzlich dieselbe Situation durchkosten muß, und mehr wie einmal mitten im Schlafe aufs höchste erschreckt sich von Traumgebilden dieser Art überrascht sieht . . .

Es ist nicht zu leugnen, daß allmählich eine gewisse Abhärtung in dieser Beziehung eintreten kann. Das wird namentlich der Fall sein, wenn der Jäger eine Reihe von derartigen Abenteuern mit endgültig glücklichem Abschluß erlebt. Wenn es sich aber öfters beim Entrinnen nur um Haaresbreite handelte, wenn solche Ereignisse sich binnen kurzer Zeit häuften, so kann der Stoß, den unser Nervensystem empfing, so stark sein, daß er selbst mit größter Selbstüberwindung eine Zeitlang kaum mehr zu bekämpfen ist. Die Zahl der von tödlichen Unfällen erlittenen afrikanischen Jäger ist, wie gesagt, nicht gering.

In der Heimat aber kennen wir ja seit Jahrhunderten wirklich gefährliche Jagden nur noch ausnahmsweise, wie das Anlaufenlassen des Keilers auf die Saufeder oder das Pürschen und Klettern im Hochgebirge.

Ich muß zum psychologischen Verständnis all dieser Vorgänge betonen, daß dabei die Einsamkeit des Reisenden und seine Lostrennung von der ihm gewohnten Menschheit außerordentlich schwer wiegt. Es ist etwas ganz anderes, wenn sich Menschen, zu mehreren oder vielen vereint, zu irgend einem Zwecke in Gefahr begeben, ob jemand auf einsamem Posten sich befindet, durch fremden Befehl und Pflicht gefesselt, oder durch eigenen Willen, Wagemut getrieben. An den Einsamen treten ganz andere Anforderungen heran, er hat mit ganz anderen Versuchungen zu kämpfen, wie derjenige, den das Beispiel vieler anderer stützt und vorwärtstreibt.

Aber gerade in all den Gefahren ist, wie schon gesagt, der starke und große Reiz begründet, den die tropische Jagd bietet. Ebenda steckt aber auch die Quelle beispielsweise des energischen Widerstandes, den das jagdgeübte Burenvolk den Engländern in Südafrika entgegensetzen konnte! Die tropischen gefährlichen Jagdgründe hatten eben wagemutige Männer herangebildet! — — —

Heute wollen wir einem nicht ganz alltäglichen Jagdzuge folgen, wollen mit den geübtesten Steppenjägern Afrikas der gefährlichsten Jagd dieses Welttheiles obliegen, der Jagd auf den afrikanischen Elefanten, jenes gewaltigen Urwildes, dessen zahlreiche Verwandte in längst vergangenen Epochen auch das heutige Europa bevölkerten. Durch undenkliche Zeiten hat der Urmensch das Mammut und den riesenhaften

Urelefanten gejagt, und fast in derselben Weise, mit Bogen und Pfeil, jagen gewisse Stämme Afrikas heute noch den Elefanten! Solgen wir ihnen auf ihren Zügen, so ist es nicht schwer, sich für eine Zeit in die graue Vergangenheit, in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückzuversetzen. Dieses Gefühl, in das der mit den Erscheinungsformen der diluvialen Tierwelt auch nur einigermaßen Vertraute sich leicht versenken kann, gibt so unserm Jagdzuge einen ganz besonderen Reiz. . .

Nach langem Bemühen war ich in ein freundschaftliches Verhältnis zu einigen dieser Jagdnomaden getreten. Es war nicht leicht, denn scheu und vorsichtig fliehen sie vor dem Europäer und vor den Leuten der Küste, meinen Trägern und Begleitern. Auch weiß ich, daß unsere Freundschaft sehr bald zu Ende sein kann, daß die scheuen Kinder der Steppe eines Morgens spurlos verschwunden sein werden. Aber einstweilen ist es mir gelungen, die Scheuen durch Versprechen reicher Belohnung an Eisen und Messingdraht zu bewegen, mir behilflich zu sein. Nach tagelangem Fragen und Verhandeln hörte ich von ihnen, daß in einem weit abgelegenen Teil der Steppe um diese Zeit voraussichtlich Elefanten anzutreffen seien. Diese Steppe ist für eine größere Karawane nicht zu bereisen. Wasser ist äußerst selten; nur für wenige Mann und für kürzere Zeit bieten Felslöcher genügenden Vorrat. Das um diese Zeit in großen Mengen dorthin wechselnde Wild macht entweder ganz unglaublich weite Wege zu seinen Tränkstellen, oder begnügt sich mit dem nach Regengüssen frisch dem Boden entspringenden saftigen Grase und dem Wassergehalt der neu hervorsprühenden saftigen Blätter der Bäume und Büsche.

Mit wenigen Leuten nur breche ich in der Morgenfrühe in Gesellschaft meiner Wandorobo auf. Nach langem heißen Tage und nach ermüdendem Marsche lagern wir abends an einer solchen Wasserstelle. Sie enthält heute, sogar oberirdisch, zu meinem Erstaunen eine ganz ansehnliche Menge Wassers, da es in der Nacht vorher hier geregnet hat. Mit untrüglichem Sinn haben aber auch die Elefanten das kostbare Naß erkundet. Sie haben sich in dem Tümpel nicht nur getränkt, sondern auch ein ausgiebiges Bad genommen; dies beweisen zur Genüge ihre frischen Spuren und die Färbung und Trübung des Wassers. Wir lagern auch nicht nahe der Wasserstelle, sondern weit entfernt von ihr mitten in der Steppe, um die etwa in der Nacht sich abermals am Wasser einstellenden Elefanten nicht zu stören.

Diesmal jedoch besuchen die vorsichtigen Tiere das Wasser nicht zum zweitenmal, und wir sind genötigt, am anderen Morgen ihre Fährte von vorgestern nacht auf gut Glück aufzunehmen. Die Wandorobo an der Spitze, ich selbst und zwei meiner Leute, bilden die



*C. G. Schilling's photo.*

Eine Anzahl Wandorobo — Schweifende Steppenjäger — besuchten mein Lager, und es gelang mir, aus ihrer Mitte mehrere Führer zu gewinnen.

*K. Fonglenders Verlag, Leipzig, 1906.*





K. T. (L. 12) zeigt den gesamten „Hausrat“

C. G. Schilling's photo.

Weltausgreifenden Schritts gingen meine Wandorobo-Führer voran. Ihre Ausrüstung zeigt den gesamten „Hausrat“ dessen sie für einen längeren Aufenthalt in der Steppe bedürfen.



Unsere Karawane, während einige meiner übrigen Leute am Wasser in einem einfachen Lager zurückbleiben. Ich habe mich für zwei bis drei Tage notdürftig verproviantiert und führe in doppelt-leinenen wasserdichten Säcken Wasser mit. Stundenlang folgen wir den im feuchten Erdreich deutlich eingepprägten Fährten der Elefanten hinaus in die Steppe. Bald führt sie uns durch endlose Flächen mannhohen Buschwerkes, Akaziengesträuch und ausgedehnte Flächen, die mit Sansevierien bestanden sind, bald durch trockene Regenbetten, in denen stellenweise ein üppigerer Pflanzenwuchs gedeiht. Dann wieder geht es über kahle mit verbranntem Grase bestandene Flächen, immer auf der Fährte der Dickhäuter. Hier kann ich wieder von Fall zu Fall mit Interesse beobachten, wie die sich selten auf weitere Entfernung trennenden Tiere sich in der Einöde ernähren. Hier haben sie, mit dem mächtigen Fuße einen leisen Druck ausübend, jüngere Stämme niedergebroschen und stellenweise ihrer Zweige beraubt, dort wieder geschickt Stoßzähne und Rüssel benutzend, von den Stämmen die Rinde in Streifen und breiteren Stücken abgelöst und verzehrt. Dann wiederum haben sie öfters die schwertförmigen Sansevierien aus dem Boden gezogen, und die ausgekauften, weiß in der Sonne schimmernden Faserbündel fallen lassen. Offenbar liefert der Saft dieser Pflanze dem Elefanten nicht nur Feuchtigkeit, sondern auch Nahrung. Zuweilen hat sich, den Fährten nach zu urteilen, die Herde um einen größeren Baum, etwa um eine Akazie, versammelt; und sie haben fast alle seine schwächeren Zweige und Äste heruntergebroschen und verspeist. Dann wieder finden wir Stellen, wo die Tiere, wie untrügliche Zeichen verraten, offenbar eine längere Rast gehalten, sich für längere Zeit eingestellt haben. Alles Pflanzenwerk ist an solchen Stellen ringsumher vernichtet. Vorwärts geht es und vorwärts. Die mächtigen Fährten im Erdreich spannen den Jäger immer von neuem. Wenn er auch weiß, daß die Erreichung des Wildes mehr wie unwahrscheinlich ist --, dennoch treibt ihn die Jagdlust und die Freude an Erkundung der Eigenart der Tiere vorwärts in die Wildnis. Vielleicht führen die Fährten uns doch in die Nähe des augenblicklichen Standorts unserer Giganten. Vielleicht! Auf der Elefantenfährte im afrikanischen Reviere ist alles möglich. Wie anders liegen hier die Verhältnisse, als in Indien und Ceylon! Ist doch der Elefant in Indien ein fast geheiligtes, in Ceylon aber ein streng geschütztes Tier, dessen Erlegung man gegebenenfalles sicher ist. Hier in Afrika aber fiel ihm das Los, eines der am meisten verfolgten Geschöpfe unserer Erde zu sein. Das möge der Jäger im afrikanischen Dschungel nie vergessen: Der Elefant weiß, was ihm bevorsteht, und kann leicht den Spieß



Längere Zeit hatten die Elefanten in der Nähe einer Masse nadelbäume Holt gemacht und diesen Stamm fast  
 seiner sämtlichen Zweige entkleidet.

des Tages umdrehen! Ein merkwürdiges Gefühl ergreift mich; ich fühle den urgeschichtlichen Zauber dieser Jagd immer stärker, mit jedem Schritt, der mich tiefer in diese Wildnis trägt. — Rüstig schreiten die Wandorobo vorwärts.

Es ist erstaunlich, welcher geringen Bedarf an Waffen und Gerätschaften diese Kinder der Steppe mit sich führen, um wochen- und monatelang in der Njika zu leben. Um die Schulter ein weich gegerbtes Fell; an einem Riemen, den sie schräg um die Schultern schlingen, einige wenige Werkzeuge, und ein Lederbeutel mit verschiedenem Kleinkram; den Bogen in der Hand; den mit Giftpfeilen gefüllten Köcher ebenfalls um die Schultern durch einen Riemen befestigt; in primitiver Scheide ein Messer! So ausgerüstet trogen sie den Gefahren und Unbilden der Steppe und wissen ihr die besten Seiten abzugewinnen.

Aber wie kennen sie diese Steppe und jeden ihrer Winkel! Um dort dauernd zu leben, dazu gehört eine vollkommene Anpassung an die gegebenen Existenzbedingungen. Wir Europäer vermögen uns jedenfalls ebenso schwer völlig in dies Leben hineinzudenken, wie unsere Wandorobo in die Existenz eines modernen Kulturmenschen. Eines jedoch vermögen diese Steppenjäger ebensowenig, wenn auch länger, zu entbehren, wie wir Europäer: das Wasser. Von der Kenntnis aller Wassergelegenheiten zu den verschiedenen Jahreszeiten hängt in erster Linie die Möglichkeit ab, dieses Jagdleben erfolgreich durchzuführen. Wie die Wandorobo in dem großen, vor ihnen aufgeschlagenen Buche der Steppe zu lesen verstehen, entspricht völlig der Fähigkeit des Kulturmenschen, gedruckte Schrift zu überfliegen. Unsere neusten Erfahrungen im südwestafrikanischen Feldzuge haben es wieder einmal bestätigt und auch weiteren Kreisen gezeigt, wie die Eingeborenen die kleinsten Merkmale im Boden der Steppe zu lesen, blitzschnell zu deuten und ihr Verhalten danach einzurichten wissen.

Dieselbe Erfahrung habe ich in meinem Gebiete gemacht. Man muß es selbst erlebt haben, um sich davon zu überzeugen, wie sehr wir Kulturmenschen es verlernt haben, unsere Augen in einer Weise zu benutzen, die uns seit langen Zeiten fremd geworden ist. Ob es sich darum handelt, Weg, Steg und Richtung zu bestimmen, Alter und Geschlecht der einzelnen Mitglieder einer soeben gefährdeten Elefantenherde mit Sicherheit anzugeben, aus den sich kreuzenden zahlreichen Antilopenfährten einzelne Arten mit Sicherheit anzusprechen, das kleinste Schweißtröpfchen auf einer kranken Fährte zu entdecken, das Vorhandensein von Wasser richtig zu vermuten und vorherzusagen, honigbesetzte Bienenneester zu entdecken und vieles andere mehr: unser „Wilder“ ist in allen diesen Dingen ebenso virtuos, wie man selbst ungeschickt.





C. G. Schildings phod.

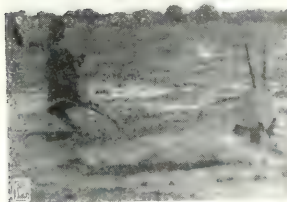
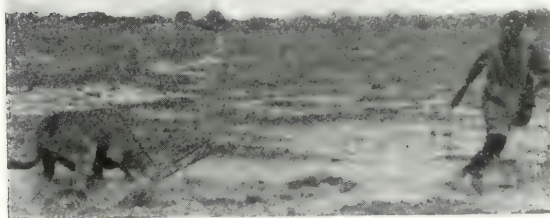
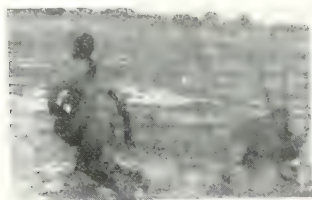
K. F. Schildings phod.

Dem Rufe des Honiganzeigers folgend, fanden wir nach einiger Zeit ein reich belecktes Bienenneß. Es befand sich in einem Baume, den der kleine Vogel lebhaft umschwärzte. Meine Leute erquickten sich an diesem in öder Steppe äußerst geschätzten Labial.





Zugegeben, daß man in einiger Zeit sein Wissen und Können in dieser Hinsicht beträchtlich vermehrt, immer aber wird man im Vergleiche zu erfahrenen eingeborenen Steppenjägern den Kürzeren ziehen.



Wie sich eine Oryx-Antilope zu verteidigen weiß. Ihre langen, spitzen Hörner bilden ganz außerordentlich gefährliche Waffen . . .

Mit solcher Führerschaft in die weite Nyika hinauszuziehen, dünkt uns nach einiger Erfahrung ebenso sicher, wie in Gesellschaft eines erfahrenen Bergführers schwierige Berge zu besteigen. Man hat das Gefühl der Unmöglichkeit sich zu verirren und zu verdursten. Nur das eine Bedenken ist niemals ganz von der Hand zu weisen, daß nämlich unsere Führer uns plötzlich einmal verlassen könnten! Das aber ist

zu einem Vorkommen, und es wird sich auch kaum ereignen, richtige Beobachtung der Eingeborenen vorausgesetzt. Wesentlich kann unter Umständen unsere Sympathie durch Schließung von Blutverwandtschaft unterstützt werden. Es muß einleuchten, daß ein solches althergebrachtes und geheiligtes Verfaßten seinen großen Wert haben kann. Ich bin überhaupt sehr für die Beobachtung derartiger ehrwürdiger Gebräuche der Eingeborenen und werde mich solchen Ceremonien stets bereitwilligst unterziehen.

Ich habe das Gefühl, wenigstens einigermaßen den Beifall meiner Zuhörer durch die mühelose Einhaltung des von ihnen angefügten Tempos zu erringen. Auch sonst gebe ich mir in jeder Weise Mühe, mich der Denkungsart und dem Benehmen der Wandorobo vollkommen anzupassen, und so nach Möglichkeit das Gefühl schroffen Gegenstandes zu mildern, das ja unwillkürlich meine wilden Freunde dem Europäer gegenüber bedrücken muß. Bald habe ich denn auch erreicht, daß sie vollkommen in ihrem Bestreben aufgehen, mir solche Elefantensfahrten aufzusuchen. Spannungsvolle Erwartung scheint sich gleicher Weise auf meine Zuhörer und ihren europäischen Gastfreund zu erstrecken.

So geht es stundenlang und abermals stundenlang weiter hinaus, kreuz und quer durch Steppe und Busch. In einer Entfernung von vielen Stunden soll es einige Wassertümpel geben. Auf dem Wege dorthin begegnen wir den verschiedensten Wildarten, so in der Senkung einer Salinade einer ganz außergewöhnlich starken Ansammlung von *Oryzantilopen*. Ich kann unter dem Schutze des Buschwerkes mit gutem Winde diese Rudel bis auf nahe Entfernung anspähen und beobachten.

Im Busch, nicht weit von den *Oryzantilopen*, treffe ich plötzlich und ganz unerwartet auf ein kleines Rudel der prächtigen *Swerghudu*, die vor mir flüchtig werden und dann einen Augenblick auf einer Lichtung verharren. Es ist außerordentlich reizvoll, dieses schöne und seltene Wild plötzlich vor sich zu sehen! Die neugierigen großen Lichter sind fragend auf den Eindringling, den ungewohnten Besucher dieses abgelegenen Teils der Steppe gerichtet; die mächtigen Lauscher, nach vorne gestellt, geben dem Kopf des graziosen Wildes etwas eigentümlich fremdartig Geheimnisvolles. Das Haarkleid des kleinen Kudu verschwimmt außerordentlich mit der Umgebung, desto auffallender erscheint dem Beobachter der ausdrucksvolle Kopf. Flüchtig geworden, führt das Kudu unter Umständen ganz außerordentlich große und hohe Stüden aus, dabei mit den Läufen stark ausfallsnellend und die Richtung unerwartet ändernd. In geeigneten Terrain der Sabute des flüchtigen Kudu zu folgen, hat es etwa außerordentlich Spannendes, führt auch sofern

es sich um einzelne Exemplare handelt, unter Umständen zum Ziel. Ein flüchtig gewordenes Rudel aber wieder aufzufinden, gehört nach meinen Erfahrungen beinahe zu den Unmöglichkeiten, denn ein oder das andere Stück des kleinen Rudels wird dieses stets veranlassen, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. — —

Jetzt erreichen wir wiederum eine freie, mit Gras bestandene Gegend. Polternd wird ein Zebra rudel von gegen dreißig Stück flüchtig, und zieht von uns ungestört, einige Hundert Schritte entfernt, im Buschwalde langsam weiter und verschwindet. Die alten Tiere, die



Eine noch nicht gelöste, schwierige Aufgabe des Tierphotographen ist die Aufnahme eines oder mehrerer Zwergkudus (*Strepsiceros imberbis* Blyth.), einer der schönsten afrikanischen Wildarten. Bisher gelang mir nur die Aufnahme von mir erlegter Exemplare.

den Beschluß bilden, sichern mit hoch emporgestreckten Köpfen rückwärts; noch lange leuchten ihre um diese Tagesstunde deutlich wahrnehmbaren Farben durch die Büsche. Aber schon wird unsere Aufmerksamkeit in die Ferne gelenkt. Dort, deutlich gegen den Horizont sich abhebend, erscheinen die Charakterköpfe eines Giraffenrudels. Die scheuen Tiere haben bereits die Annäherung der Menschen wahrgenommen und ziehen nun, sorgfältig sichernd, doch anscheinend neugierig Umschau haltend, in das dicht verwachsene Dornenpori hinaus. Der Wind ist gut, und kurz entschlossen unternehme ich es, sie nach rechts biegend abzuschneiden. So gelingt es mir nach atemlosem Laufe von dichtem Buschwerk geschützt, wieder einmal bis auf wenige Meter





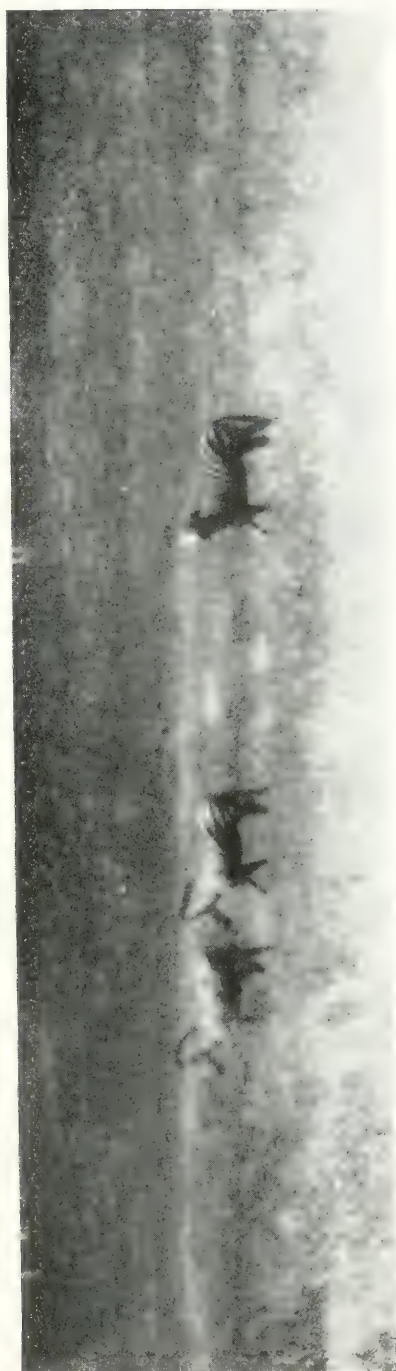
Die freien Zebras (*Equus böhmi*) in der Steppe ..



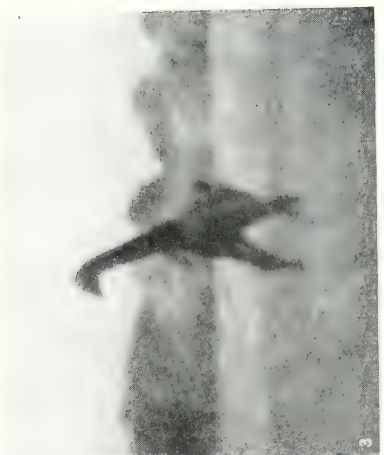
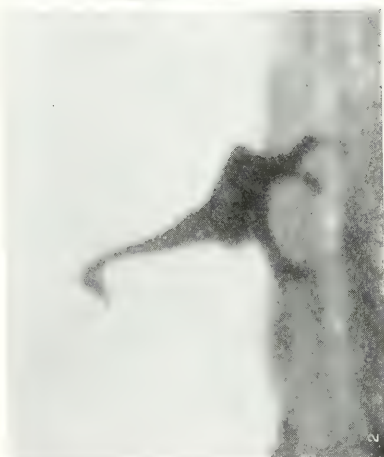
C. G. Schilling's photo

R. Voigtlaender's photo, Leipzig 1906.

Ihre laßtragenden Verwandten, meine Masai-Gesell., bei ihrer Ankunft im Lager, erstört von Gewaffneten. Träger gehen ihnen entgegen, um sie ihrer Laßen zu entledigen.



Vorsichtig sicherte der Leithengst des Zebrarudels...



1

C. G. Schillings phot.

Studien der Bewegungsphasen von Giraffen (*Giraffa schillingsi* Mtsch.) mittels des Zeleapparates: Drei Giraffen, die erste schweifend flüchtig werdend, die zweite in vollem, weitausgreifend-förderndem Gang, die dritte, ein flüchtiger Galle (tenuitlich vor allem an der harten Hülse), ebenfalls in ihrem eigentümlichen Gang befindlich.

K. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.

2

3

an ein einzelnes altes Tier des Rudels heranzukommen! Dies Anlaufen der Giraffen, während die Aufmerksamkeit des Rudels von meinen Begleitern nach Möglichkeit durch allerhand Bewegungen abgelenkt wird, ist mir nicht selten geglückt, Voraussetzung dabei ist freilich ein geeignetes Gelände und guter Wind.

Ich denke heute nicht daran, das schöne Riesentier zu erlegen. Dennoch hat es etwas höchst Reizvolles, sich so unmittelbar in die Nähe des gewaltigen Geschöpfes zu begeben! In weit ausgreifenden Gluckten, heftig mit dem langen quastengezierten Schwanz wedelnd, ergreift der lebende Turm die Gluckt, wie ein Schiffsmast auf bewegter See pendelnd, mit ihm alle anderen Tiere des Rudels.

Und nun finde ich wie immer, wenn ich nicht gesonnen bin, zu jagen, überraschend große Ansammlungen verschiedenartigeren Wildes. Wer hätte eine solche Menge hier vermutet! Wir stoßen auf Zebras, Oryx- und Kuhantilopen, auf Grantgazellen und Impallahantilopen in Mengen. Strauße werden mehrfach flüchtig, Perlhühner und Frankoline stieben aus den Büschen, die ganze Gegend scheint besät von Wild aller Art. All dies Leben haben die kurzen Regengüsse hervorgezaubert!

Doch alles andere tritt bald in den Hintergrund vor den vielen sich kreuzenden Elefantenfährten, die auf in wenigen Tagen stark ausgetretenen Wechselln zu den Wassertümpeln führen, an die wir jetzt gelangen. Elefanten und zahlreiche Nashörner haben nachts das kühlende Element aufgesucht. Aber ihrer Gewohnheit entsprechend, finden wir am Tage beide Tierarten in unmittelbarer Nähe des Wassers nicht. Die Tiere kennen ihren Feind, den Menschen, und halten sich tagüber weit entfernt vom Wasser in der Steppe auf. So kommt es, daß ich an diesem Tage überhaupt keiner Elefanten und keiner Nashörner ansichtig werde. Dafür wimmelt es aber, wohin ich mich auch wende, von Wild aller anderen Arten. Mehrere starke Giraffenrudel, auf nahe Entfernung gesichtet, geben den Erlebnissen des heutigen Tages eine neue Wendung. Wir folgen indessen dem Wege, den einzelne starke Elefanten, offenbar Bullen, genommen haben, und mit Interesse kann ich immer wieder die Art und Weise beobachten, wie sich in der Steppe der Elefant hauptsächlich von Baumrinde und Baumzweigen ernährt.

Schneller denn erwartet war die Nacht hereingebrochen, als wir kurz vor Sonnenuntergang plötzlich auf eine Dornumzäunung stießen. Die Feuerstellen innerhalb derselben zeigten uns, daß eingeborene Jäger sie wenige Tage zuvor verlassen hatten, und meine Führer sagten, daß es sich um Wakambaleute, eifrige Elefantenjäger, handele, mit denen sie in Feindschaft leben und deren besonders stark wirkende Giftpfeile sie





C. G. Schilling, phot.

R. Longlands Föddes, Leipzig, 1906.

In eleganten Gluthen verschwand ein Paar Grautgazzellen im nahen Pori, der starkgehörte Rod machte den Schluß. Der Tele-Apparat gestattet Aufnahmen von in langamer Flucht befindlichen Tieren, wie dies Bild beweist, mit hinreichender Schärfe.







*C. G. Schillings phot.*  
Große Flüge von Perlhühnern gingen brausenden Fluges auf und ließen sich in den alten Akazien nieder.  
*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*



Ällichtige Grantgazellen.



Namentlich um die Mittagsstunde zeigte sich die Mimikry der Grantgazellen in überraschender Weise... Die Thornbüsche und die Gazellen schienen vollkommen miteinander verschwommen.

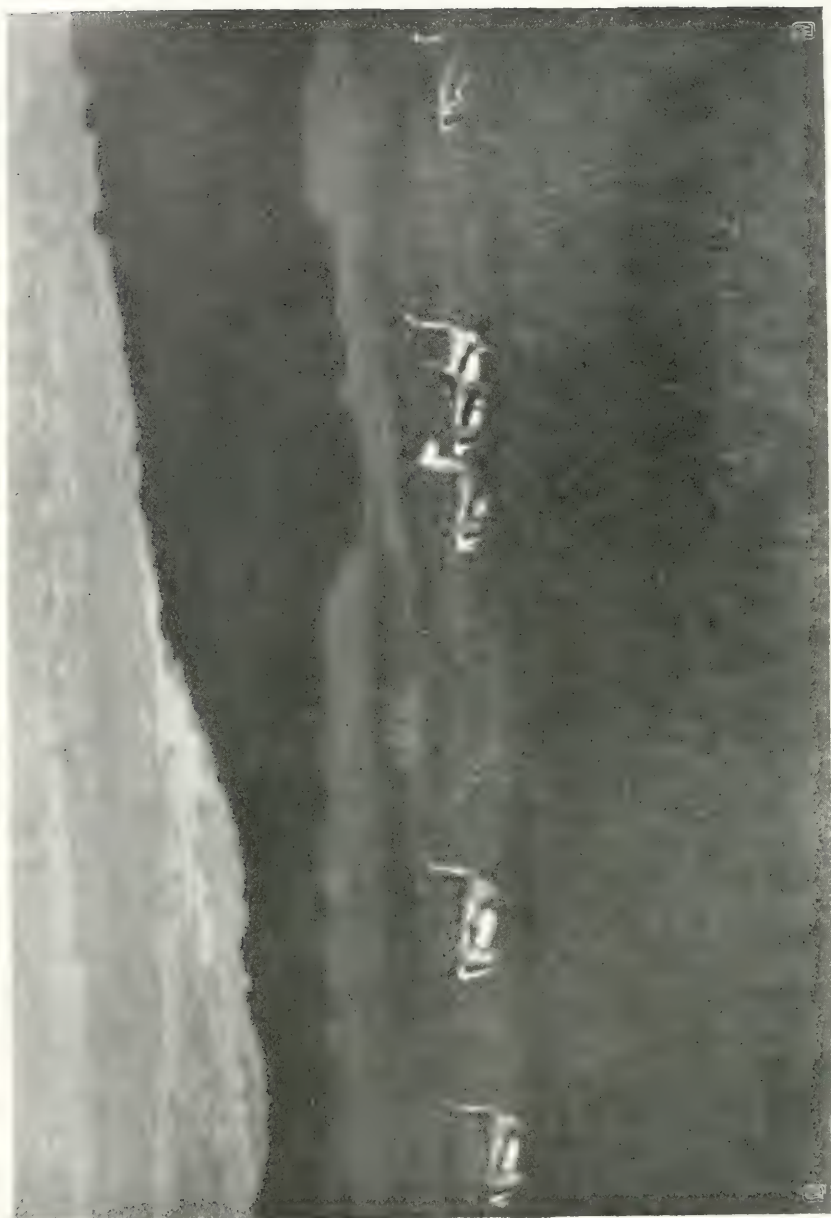


Zeltkam hob sich der über die schneeweiße, salzintrufierte Fläche des ausgetrochneten Sees ziehende Grantgazellenbock von seiner Umgebung ab. Das Ganze gewährte mir die Illusion einer Schneelandschaft in den Tropen.



In auffallend regelmäßigem Abstände zogen die vier Grantgazellen langsam in die offene „Boga“ hinaus . . .





Ein wundervoller Anblick bot sich mir in der weiten unendlichen Steppe, in deren fernstem Hintergrunde das gewaltige Altmandscharo-Massiv sichtbar war: ein kleines Rudel Grantgazellen, die sich hier wenig zeigen.

T. G. S. Helms photo.

K. Unglunders Foto, Leipzig 1906.



*C. G. Schilling's phot.*

*R. Voigtlander's Folio; Leipzig 1906.*

Zunächst trifft man die 6 rautförmigen in nach gleichförmig getrennten Ruten an — nur Stöde oder nur Stöbchen. — Reizere Quinahme zeigt eine Anzahl jüngerer weiblicher Stöde, die das dürftige frühe Gras in einem Zeppenteile aufsuchen, der vor einiger Zeit durch einen Brand heimgesucht worden war.

außerordentlich fürchten. Aus diesem Grunde beschränkten wir uns am Abend auf ein nur sehr kleines und stark gedämpftes Lagerfeuer. Der Schein eines größeren Feuers hätte die etwa in der Nähe lagern- den Wakámba herbeirufen können. Es ist, wie es scheint, nicht selten, daß Eingeborene, die miteinander in Unfrieden leben, sich aus der Dunkelheit heraus beschießen. So ist es begreiflich, daß die ersten Stunden der „Nachttruhe“ eines recht eigenartigen Reizes nicht ent-



Junge Majai-Kuhantilope in Gefangenschaft. Leider gelang es immer noch nicht, diese Art lebend nach Europa zu bringen.

behrten! Aber nach kurzer Zeit machte sich das Schlafbedürfnis geltend, und äußerste „Muskelmüdigkeit“ besiegte zu guter Letzt jedes Bedenken und jede Besorgnis. Ruhig schliefen meine Wandorobo. Sie hatten einen Zauber gemacht und ausgekaute Baumzweige nach allen Windrichtungen gespuht! So kann ihnen kein Unheil geschehen; leider kann der Europäer nicht ebenso an die Wirksamkeit dieses Zaubers glauben. Es war mir interessant, daß meine Leute viel größere Angst vor den Giftpfeilen der Wakámba, als vor wilden Tieren bezugeten. Auf Grund meiner späteren Erfahrung würde ich allerdings in solchen Lagern mehr einen Angriff von Elefanten fürchten.

Auch diese Nacht verlief wie manche andere, wenn auch nicht ungefährdet, so doch ohne Unfall.

Der Tag dämmerte auf. Keine Vogelstimme begrüßte ihn. Selt-







Inmitten der Büsche und Felsbühel erblickte ich plötzlich mehrere Subantilopen mit Jungen...



*C. G. Schillings phot.*

*R. Vogtlanders Verlag, Leipzig 1966.*

In der Morgenfrühe traten die Wasserböcke vorzüglich leichernd auf Stellung aus.



*C. G. Schellings phot.*

Ruhantilopen (*Bubalis cokei* Gilbr.). Bei dem ersten und beim dritten Stück kommt die flüchtig werdende charakteristische Eigenschaft, den Kopf in der Flucht tiefgebeugt zu halten, besonders zum Ausdruck für diese Art charakteristische Wildes mittels des wenig lichtstarken Tele-Apparates sind höchst schwierig.)

*K. Vonglanders Fotogr. Leipzig 1906.*



Samenweise fanden wir um diese Zeit nur Großwild hier versammelt, außerdem noch Perlhühner und Frankoline. Die Welt der Kleinvögel schien zu wissen, daß das Wasser bald wieder vertrocknen würde, und daß vor Eintritt der nächsten Regenzeit hier keine Stätte für sie sei. —

Im Morgengrauen ging es nun wieder hinaus in die Steppe. Es galt zunächst die verschiedenen Wassertümpel aufzusuchen, und dann etwa eine frische Elefantenfährte aufzunehmen. Es stellte sich denn auch heraus, daß gegen zehn starke alte Elefantenbullen einen der Tümpel besucht, ihn beinahe leer getrunken und seinen noch übrigen Inhalt in einen gelben lehmigen Brei verwandelt hatten. An einigen Akazien in der Nähe hatten sie sich abgerieben und gescheuert. Es mußten, nach diesen „Malbäumen“ zu schließen, sich Exemplare von mehr als elf Fuß Höhe in diesem Rudel befunden haben. Mit neuem Mute wurde die deutlich wahrnehmbare Fährte im Buschwalde aufgenommen und verfolgt. Stundenlang ging es in die Steppe hinaus, den vielen Kreuz- und Quergängen der Riesentiere folgend. Wieder stießen wir auf Wild aller Art.<sup>1</sup> Ein Giraffenrudel kreuzte uns im Buschwald, diesmal flüchtig auf nur wenige Schritt! Als wir später glaubten, in die Nähe der verfolgten Elefanten gelangt zu sein, stieß ich im selben Augenblick auf eine ganz außergewöhnlich große Landschildkröte, wie ich sie in dieser Schwere niemals vor- oder nachher angetroffen habe. Leider versäumte ich es, die Maße des Tieres zu nehmen. Ich folgte vielmehr den Elefanten, mußte aber nach einigen Stunden eine Pause eintreten lassen, um neue Kräfte zu sammeln. Aber es gelang nicht, die Herde einzuholen; die klugen Tiere waren offenbar aus ihrer Ruhe ernstlich aufgestört worden, vielleicht kurze Zeit vorher von den Wakamba, vielleicht auch durch uns. Beim Beziehen des abendlichen Lagers, fast eine Tagereise entfernt von unserer Lagerstelle am Abend vorher, fanden wir unerwartet kurz nacheinander drei Rudel der gewaltigen Elenantilopen und vier einzelne, bereits auf Äsung ausgetretene Nashörner. Während beider Tage hatte ich unterwegs ungefähr zehn Nashörner schußmäßig gesichtet, eine größere Zahl aber in der Entfernung mehr oder minder deutlich erblickt.

Auch der dritte Tag verlief in bezug auf Elefanten vollkommen ergebnislos. Nicht einmal weibliche Tiere hatte ich zu Gesicht bekommen.

Nach Ansicht meiner Führer waren die Tiere derartig beunruhigt worden, daß eine fernere Verfolgung wenig Aussicht auf Erfolg ver-

---

<sup>1</sup> Aber selbstverständlich interessierte es auch heute nur den Beobachter, nicht den Jäger, der auf der Elefantenfährte nur in größter Gefahr einen andern Schuß abgeben wird, als einzig und allein auf das Edelwild, das er sucht.





*C. G. Schillings phot.*

*R. Fouglaunders Foto, Leipzig 1906.*

Der flüchtig gewordene Elefantenbulle hatte nur wenige Tropfen Schweiß verloren. Seine Kehle zeigte sich aber so nahe zusammengefaßt, daß ich daraus erfaß, wie krank er war, und ich konnte ihm denn auch sehr bald zwei Drogenschüffe geben . . .



(C. G. Schultze's phot.)

Die Abhäutung des nun im Berliner Museum für Naturkunde befindlichen Elefantenbullen. (Die Präparation der Haut erforderte wochenlange Arbeit; bisher war eine iachgemäß zubereitete Elefantenhaut aus Deutsch-Niassita noch niemals nach Europa gelangt.)

K. Fonglänckes Verlag, Leipzig 1906.



C. G. Schilling, Phot.

K. Volgländers Foto, Leipzig 1906.

Vom Verfasser erlegter Elefantenbulle, unmittelbar nach seinem Tode aufgenommen.

Ein Vergleich dieser Aufnahme mit dem Elefantenbilde von Cornwallis Harris beweißt deutlich, wie sehr der Elefant der Hochlandländer von dieser ausgestorbenen indafrikanischen Art abweicht.





*C. G. Schilling's phot.*

*R. Voigtländer's Verlag, Leipzig 1906.*  
Kopf eines vom Verfasser erlegten, jetzt im königlichen Museum für Naturkunde in Berlin befindlichen Elefantentullen.



Wach. Wir zogen deshalb nach vielen Kreuz- und Quergängen in der Richtung auf mein Hauptlager und erreichten es am Vormittag des vierten Tages.

So und ähnlich werden die meisten Pirschgänge auf Elefanten im äquatorialen Ostafrika verlaufen! Gleichwohl gehören solche Jagdzüge zu dem Interessantesten und Schönsten, was sich dem Jäger und Beobachter bieten kann. Die Fülle des Tierlebens, die ich in jenen drei Tagen wieder erschaute, war von überwältigender Großartigkeit. Aber seltsam, hat man sich an gewissen Tagen die Erlegung und Beobachtung der gewaltigen afrikanischen Rüsselträger zum Ziele gesetzt, dann erscheinen einem alle anderen Wildarten nur zur niederen Jagd gehörig! Man denke sich einen deutschen Weidmann, der etwa einen Brunsthirsch erlegen will! Was kümmert ihn dann alles andere Wild! Sein Sinnen und Trachten steht nur nach dem Hirsch. — So auch drüben im schwarzen Erdteil. Hat uns hier das „Elefantenfieber“ gepackt, so tritt es noch unvergleichlich stärker auf, als das „Hirschfieber“ im heimiſchen Reviere.

Aber herrlich auch in der Erinnerung sind tropische Jagdtage! Günstige Umstände gehören aber dazu: die Steppe ist unendlich, das Wild weit zerstreut! Sind plötzliche Regen niedergegangen, hat man geeignete Führer gefunden, ist man selbst fähig, die äußersten Strapazen zu ertragen, so rate ich aus voller Überzeugung hinauszugehen, um all das Wunderbare zu sehen und zu genießen. Aber man hat gewissermaßen einen starken Extrakt aller denkbaren Anstrengungen zu bewältigen. Man kann ihn ein, zwei und drei Tage vertragen. Dann aber ist es notwendig, wieder unter günstigeren Daseinsbedingungen neue Kräfte zu sammeln. Wer noch so schwierige Hochtouren unternommen, noch so starke körperliche Anstrengungen in gemäßigten Breiten durchgemacht hat, der möge einmal mehrere Tage hintereinander unter tropischer Sonne im äquatorialen Afrika der Fährte des Elefanten folgen. Dann wird man mir vielleicht recht geben, daß erst hier zu erfahren ist, was äußerste Müdigkeit und letzte Anspannung aller Kräfte heißt.

Keine schönere Stunde aber kann der Jäger im afrikanischen Reviere erleben, als die, zu der es ihm endlich gelingt, den so scheuen und vorsichtigen Elefantenbullen zu erlegen. Geschieht dies auf nahe Entfernung in der schon so oft von mir beschriebenen undurchdringlichen Dickung, dann wird das Herz jedes Weidmannes erleichtert aufjubeln; allzuleicht hätte sich das Blatt zuungunsten des Schützen wenden können! So sehr Meinungen erfahrener Reisenden und Jäger und die Meinungen der Schriftsteller über Fragen der afrikanischen Jagd auseinandergehen, in einem Punkte sind sie alle einig: daß nämlich die



Kleine afrikanische Erinnerungen: Den Jährten einer Elefanttherde folgend fand ich plötzlich mitten in einem felsigen Engpasse zwei Elfenbein-  
 splitter, die sich eines der Tiere dort von einem seiner Stoßzähne abgespalten hatte. Da die Tiere nicht benutzbar waren, so lernte ich hieraus,  
 wie sie ihre Zähne in felsigen Gegendenden verumfalten. Rechts oben: Stück eines durchgehenden Baumastes, den ich im Überflusse eines  
 gefangenen Löwen über quer fest eingeklemmt fand. In der Mitte des Bildes: ein abgebrochener Pfeilstift, den ich nach langer Verfolgung  
 einer Elefanttherde — von einem der Elefanten herführend — fand (Gipfel der Kalamajäger). Links: Kieselsteinmarteilung mittels der ich  
 einen Elefanten im Feuer erlegte (definiert) und Elfenbein eines eingeborenen Jägers, die ich in der Magenwand eines Elefanten eingeklebt  
 fand. Rechts: Gipfel, in der Überarmung eines Arabers eingeklebt vorgefunden. (Alles etwa 1/2 nat. Größe.)

Jagd auf den afrikanischen Elefanten eine der gefährlichsten Aufgaben ist, die ein Weidmann sich stellen kann. Die Jagd auf indische und ceylonische, wenig oder gar kein Elfenbein tragende Elefanten, sofern es sich nicht um einzelne Rogue-Elefanten handelt, ist mit der auf den Afrikaner nicht zu vergleichen, auch nicht glückliche Zufallsjagden oder gemeinschaftliche Schießvergünstigungen auf Elefanten im afrikanischen Busch! Was ich im Auge habe, ist die Jagd eines einzelnen Mannes, der seine Person allein gegen das gewaltige Wild einsetzt: so möchte ich den Jagdbegriff auch in bezug auf exotisches Wild unter allen Umständen verstanden haben. — — —

Meiner Büchse sind kaum ein Dutzend der Riesen zum Opfer gefallen. Einige tötete ich nur, um den leider vergeblichen Versuch zu machen, das von mir so heiß begehrte, auch bis zur Drucklegung dieses Werkes noch immer nicht nach Europa gelangte Junge des ostafrikanischen Elefanten zu fangen und aufzuziehen. Andere Exemplare schoß ich, um sie unseren Museen zuzuwenden. Eine ungleich größere Kopzahl aber hätte ich erlegen können und die stärksten Bullen, die wohl überhaupt heutzutage noch afrikanische Steppen durchqueren, habe ich photographischer Aufnahmen wegen verschonen müssen. Diese Aufnahmen aber gewähren mir heute die größte Genugtuung. Ist es mir auch ein angenehmes Bewußtsein, gar manches erreichbare Stück des riesigen Wildes nicht beschossen zu haben, so hoffe ich doch noch, eines Tages einen besonders kapitalen gewaltigen Zahnträger weidmännisch zu erlegen. Dieser Wunsch blieb den allermeisten afrikanischen Jägern versagt, auch wenn sie ein Menschenalter drüben jagten. Zahnträger mit Zähnen von beinahe fünfhundert Pfund, wie sie unsere Abbildung zeigt, gehören zu den allergrößten Seltenheiten und kamen selbst in früheren Zeiten vielleicht nur einmal in hundert Jahren vor. Wie dem auch sei, die Erlegung eines afrikanischen Elefantenbullens gehört zu den schönsten Weidmannsfreuden, und auch erfolglose Jagden auf dieses gewaltige, imposante und hochinteressante Wild werden sich für den echten Jäger trotz alledem stets reichlich lohnen.

Sreilich, diesem afrikanischen Urwilde entgegenzutreten, bedeutet einen Entschluß, den nur der ermessen kann, der unter schwierigen Umständen allein eine solche Probe bestanden hat. Selbst mit den vollkommensten Waffen ist man in bezug auf die schnelle und glückliche Tötung eines solchen Gegners oft dem Zufall ausgesetzt.

Das sollte mir neben den Erfahrungen im afrikanischen Revier die Tötung des riesigen Elefantenbullens im Berliner Zoologischen Garten beweisen, um die ich, da das Tier jedes Gift verweigerte, angegangen worden war. Zur schnellen und schmerzlosen Erlegung benutzte ich eine



neu konstruierte Elefantenbüchse, Kaliber 10,75, die eine Ladung von 4 g rauchlosen Pulvers und eine Kugel mit Nickelstahlmantel verfeuerte. Der Stahlmantel schien mir mit Rücksicht auf die Örtlichkeit zu gefährlich und ich ließ ihn daher abfeilen. Über das, was sich nun ereignete, gebe ich Herrn Professor Schmalz das Wort; er schreibt: „Das erste Geschöß ist zwischen der zweiten und dritten Rippe durch die Haut gefahren und dann einfach zerspritzt! Es hat überhaupt keine nennenswerte Verletzung innerer Organe zustande gebracht, sodaß mit einer solchen Verwundung ein Hirsch auf Nimmerwiedersehen flüchtig geworden wäre. Ein Stück Mantel saß auf dem Zungenfell, und nur ein einziger Spritzer war in die Zungenspitze gefahren, eine geringfügige Blutung verursachend. Der zweite Schuß hatte eine vorzügliche Stelle getroffen, nämlich genau die Zungenwurzel, hatte beide Lungenarterien und beide Lufttröhrenäste zerrissen und mußte daher sofort tödlich wirken.“

Die Tatsache, daß ein von so starker<sup>1</sup> Pulverladung getriebenes Geschöß aus einer Entfernung von höchstens drei Meter einfach auf der Elefantenhaut zerspritzt, sagt mehr, als lange Ausführungen, und erklärt manchen Unfall draußen im wilden Revier.

<sup>1</sup> Neuerdings sind viele tropische Jäger wieder auf die Benutzung sehr großer Kaliber zurückgekommen. Pulvermengen von bis zu 21 g Schwarzpulver und eine Kugel von  $26\frac{3}{4}$  mm werden dabei verwandt. Dem gewaltigen Rückstoß einer ähnlichen Waffe verdankt der Verfasser eine, bei entsprechender Beleuchtung sichtbare Narbe aus dem Jahre 1896. Dieselbe ist auf dem — wie alle Bilder dieses Buches — ebenfalls nicht retuschierten Porträt, eingangs dieses Werkes, erkennbar. (über abweichende Ansichten betr. Geschößwirkungen auf tropisches Wild vergleiche die Ausführungen der Herren Hauptmann Roth, Oblt. W. Kauffmann u. a. in Monatsheften d. Allg. Deutsch. Jagdschutz-Vereins 1906.)



In die Station der Missionare der Landschaft Rombo am Kilimandscharo nahm man mich mehrfach aufs gütlichste auf. Sie verdankt ausschließlich der Tätigkeit der Missionare ihre Entstehung.





Σchwartzköpfige Reiher (*Ardea melanocephala* Vig. (Bildr.) in unmittelbarer Nähe meines Lagers am Rufuitrome.

## X.

### Nashornjagden.

Mancher Weidmann der Gegenwart ahnt nicht, ein wie häufiges Jagdwild das Nashorn einst vor grauen Tagen in unserem Vaterlande war, zur Zeit, als noch urtümliche Höhlenjäger mit unvollkommenen Waffen einen Kampf im wahren Sinne des Wortes gegen die mächtige Tierwelt des Diluviums führten, einen Kampf, aus dem sich unsere heutige Jagd entwickelt hat . . .

Das plumpe schwerfällige Nashorn ein Jagdwild?

Der heutige Jäger wird sich nicht ohne Mühe in diesen Gedanken finden können.

Und doch, wie oft bin ich nach weiteren jagdlichen Erlebnissen mit diesem Giganten<sup>1</sup> gefragt worden! Gut, es sollen in diesen Blättern einige Jagden beschrieben werden, auf eine der interessantesten, wehrkräftigsten und gefährlichsten Wildarten, die heute noch leben, — auf das afrikanische Doppelnashorn.

In der Arena der römischen Kaiserzeit ließ man Nashörner mit Elefanten kämpfen. Es ist bemerkenswert, daß mir die Eingeborenen sehr häufig von der deutlichen Abneigung beider Tierarten gegeneinander berichtet haben. Indische und afrikanische Rhinoceronten wurden damals lebend herbeigeschafft. In unseren Tagen aber gehören Nas-

<sup>1</sup> Über andere Zusammentreffen mit Nashörnern vergl. auch „Mit Blicke und Büchse“.

hörner zu den größten Seltenheiten des Tiermarktes und müssen fast mit Gold aufgewogen werden. Die drei indischen Nashornarten sind kaum noch zu beschaffen, das riesige „weiße“ Nashorn Südafrikas ist bis auf wenige Stücke ausgerottet. Nur das Doppelnashorn Ostafrikas lebt noch in großer Anzahl, die jedoch reißend abnimmt.

Von einem gar altmodischen und eigentlich in längst vergangene Jahrtausende gehörigen Jagdtag will ich also erzählen . . .

Solch eine Jagd wird in unserer Zeit nur wenigen Jägern zuteil, Schützen aber vielleicht mehr als man glaubt! Doch nur wenige Jäger wissen sie zu würdigen, wissen ihren wilden Reiz mit empfänglicher Seele auszukosten! — — —

Tagelang hat die Büchse geruht. Heute aber soll einmal dem Weidmann sein Recht werden; Herz und Auge sollen sich erfreuen an wildem Gejaid, wie es dem Kulturmenschen von heute eigentlich zeitwidrig vorkommen will.

Wir wollen heute jagen, wie es in der Urzeit geschah, nur mit anderen Waffen. Ob sie nicht viel schöner und reizvoller war, diese Jagd, wie der Urmensch sie ausüben mußte? Dem gigantischen Wilde, dem's heute gilt, mit dem Speer in der Hand entgegentreten? Nicht erst heute, sondern stets, seit ich mir darob klar geworden, empfinde ich schmerzlich das Unritterliche, ich möchte sagen „Mechanische“ der heutigen Jagd. Wie anders war doch das Jagen der Vorzeit!

Da galt es Kraft gegen Kraft! Gewandtheit und Schnelligkeit, höchste Ausbildung körperlicher Kräfte gewannen den Sieg. Dann kam eine Zeit, wo der Mensch der türkischen Schlange ihr Handwerk abgelauscht, ja, es vervollkommen hatte. Er hatte gelernt, seinen Speer zu vergiften und den Giftpfeil lautlos von gestraffter Sehne zu entsenden. Auch eine geringe Verwundung wirkte nun tödlich. Wiederum einen Schritt weiter, und er wußte verderbliche Blei- und Stahlgeschosse auf immer weitere Entfernung zu schleudern. Und in unseren Tagen tötet ein Blick durch das auf der Büchse befestigte Fernrohr; ein leiser Druck des Fingers, und das keines Feindes gewärtige Wild ist dem Tode verfallen!

Ritterlicher nur und gefährlicher für den Jäger gestaltet sich dieser ungleiche Kampf auch heute noch, wo die Dichtung, wo dichter Baumwuchs und Busch den Nahkampf erfordern. Gelingt es da nicht, gefährliches und wehrkräftiges Wild auf der Stelle zu töten, oder tritt das Wild nicht allein, sondern zu zweien oder mehreren auf, so mag auch heute noch das Herz des Tapfern heftig pochen.

Also heute Jagd auf das Nashorn, eine der wehrkräftigsten Wildarten, die noch die Erde trägt!

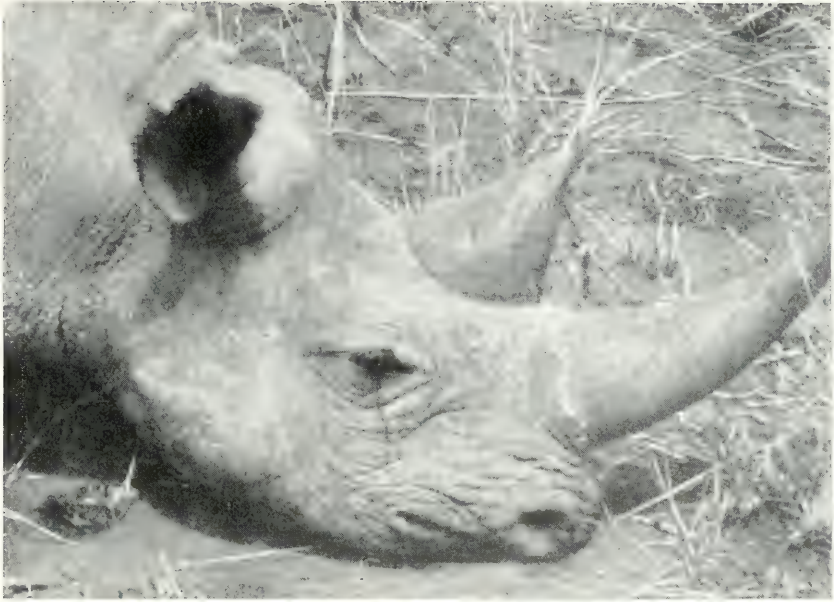


*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Die Hörner des afrikanischen Doppelnashorns variieren beträchtlich in Form und Länge. Das vordere Horn erreicht zuweilen eine Länge von mehr als einem Meter. Die Hörner der Bullen sind meist gedrungener, hölzerner und kürzer, die der weiblichen Exemplare schlanker und länger geformt.





*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.*

Zwei Kopfstudien des Doppelnashorns: Das untere Bild zeigt die schlankeren Hörner einer Ruh, das obere die dicken, knötigen eines Bullen. (Die Häute der Nashörner befinden sich in den Museen von Berlin, München, Stuttgart u. a. L.)



Wir steigen bergan mit den ersten Strahlen der tropischen Sonne, schon am frühen Morgen heiß auf die Erde herabbrennt. Wild ist das Revier; schwer ist der Pfad bergauf, und häufig müssen wir seitwärts und rückwärts steigen, nur um den Ausweg zu finden aus einem Selsental, das uns gefangen genommen. Wild und eigenartig ist die Flora, die uns umgibt; kniehohes schwieliges Gras, verwachsene Ranken und dorniges Buschwerk hindern den Weg. Rechts und links vermorschende Baumstämme, über die wir uns mühsam den Weg bahnen. Windbrüche, vom Sturmwind entwurzelte Baumriesen hier und dort; stolz in die Luft strebende Riesenstämme, stark und lebenslustig wechselnd mit Baumleichen und vermodernden riesigen Ästen, die der Sturmwind gefällt. Durch alles das gilt es seinen Weg zu bahnen. Allmählich wird es öde und kahl um uns. Grüne Matten wechseln mit ödem Selsgestein. Höhlen und Gänge durchziehen die Felsen. Hier haust der Klippschliefer zu Hunderten. Doch vor dem Nahenden warnt die kleinen Gesellen ein Warnungspfiff der erfahrenen Alten, und wie vom Blicke verschreckt ist das ganze pudrige Leben und Treiben. Lange kann es dauern, bis sie aus Höhlen und Klüften wieder erscheinen. Eidechsen und Leguane teilen mit ihnen dieselben Örtlichkeiten, scheinen aufeinander angewiesen und warnen sich gegenseitig. Das Bergfrankolin geht brausenden Flügelschlages zu unseren Füßen auf, lebhaft an unser schönes Haselhuhn gemahnend. Und gar nicht selten erscheint hier eine der lieblichsten Bewohnerinnen afrikanischer Bergwildnis: jene afrikanische Miniaturgemse, der Klippspringer. Rätselhaft erscheint es uns, wie er über Felsen und Klüfte hinwegzusehen vermag, gleich einem Gummiball! Wer ihn mit dem Glase beobachten kann, wer den nur selten an die Gefangenschaft zu gewöhnenden auf nahe Entfernung sieht, der nimmt mit Erstaunen wahr, daß unsere schöne kleine Antilope nicht wie andere Geschöpfe auf ihren zierlichen Hufen stehen, noch sich ihrer in der Art ihrer Verwandten zur Fortbewegung bedienen kann. Nur auf den äußersten Spitzen dieser scharfkantigen Hufe vermag sie zu ruhen. Es ist gleichsam ein Versuch der schaffenden Natur, das Säugetier vom Erdboden loszulösen, dieses Säugetier, das einen großen Teil seines Lebens tatsächlich in der Luft verbringt, von Fels zu Fels sich schwingend. Ihm fehlen nur die Flügel. Es würde uns nicht erstaunen, am Klippspringer solche zu finden. Denn unbegreiflich erscheint es uns, wie die zwerghafte Gemse es versteht, sich in so gewagten Sprüngen von Grat zu Grat zu schnellen. Bald hier, bald dort ertönt ihr Warnungspfiff und lenkt durch das Ohr unser Auge; der Blick allein vermöchte den lebenden Gummibällen in der Feldwildnis kaum zu folgen, namentlich nicht, wenn es mehrere



*C. G. Schallings phot.*

über nicht einen der bis taujend kilo Gewicht erreichenden Bullen der Glenantilope (*Oreos livingstoni* Selat.) in der gältons auf nahe Entfernung geziehen oder erlegt hat, macht sich schwerlich einen Begriff von der Größe und Stärke dieses gälbes, das es in dieser Beziehung völlig mit dem mächtigen Stafterbüffel aufnehmen kann. Es gelang mir, die Haut dieses Bullen glücklic zu präparieren und in tadellosent Zustande nach Europa zu bringen. Sie befindet sich jetzt im Königl. Museum für Naturkunde in Berlin.

*R. Voightlanders Verlag, Leipzig 1906.*





*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Flüchtiger Elenantilopenbulle vor dem Fangschuß.



1116. — Durch die wilde Bergwelt ziehen uralte Wechsel der Elefanten und Nashörner. Außer diesen Riesen benutzen die Wechsel regelmäßig noch die gewaltigen Elenantilopen, die ja befähigt sind, ebenso die Tiefebene wie die höchsten Alpentäler des tropischen Afrika zu bewohnen. Wie ich sie in den Höhen bis zu dreitausend Meter fand, so beobachteten ihre Spuren und ihre Anwesenheit alle namhaften afrikanischen Bergbesteiger von Hans Meyer, dem ersten Besteiger des Kilimandscharo an bis zu Uhlig, der bei seiner jüngsten Expedition zum Kibo in einer Höhe von fünfzehntausend Fuß die Anwesenheit dieses Riesen unter den Antilopen bestätigen konnte.

Wie seltsam steht das allgemeine Verschwinden des Großwildes der Welt im Gegensatz zu dem unendlichen Reichtum der erotischen Sauna in jenen Gegenden, die dem Europäer auch heute noch nicht erschlossen sind. Wenn ich von Hunderten von mir mit eigenen Augen geschauten Nashörnern erzähle, es klingt, ich fühle es, schwer glaublich. Aber nur für den Laien, nicht für den Eingeweihten, nicht für denjenigen, der sich mit den Erfahrungen aller in dieser Beziehung maßgebenden Sachleute vertraut gemacht hat. Doch hier bestätigt sich die Tatsache einmal wieder: erst, wenn unser Gigant ausgestorben ist, werden sich Biographen finden, die, alles Material zusammentragend, feststellen, wie häufig er war, wie er lebte, wie er starb und verschwand. Für den Lebenden hat man keine Zeit.

Ich hatte wochenlang nicht auf Nashörner gejagt; ihre Jagd reizte mich nicht mehr. Nur noch ganz besonders starke Stücke waren mir für meine Sammlung erwünscht. Doch diese werden dem Weidmann nicht alle Tage, so wenig, wie ein besonders guter Hirsch, ein besonders starker Rehbock. Welch Weidmannsheil gehört dazu, in deutschen Revieren einen Hirsch, einen Rehbock zu erbeuten, der eines besonderen Preises auf der deutschen Geweihausstellung würdig befunden wird! Da verteilt sich die Beute auf allzuvielen Weidmännern — im Vaterlande gibt es über eine halbe Million Jäger!

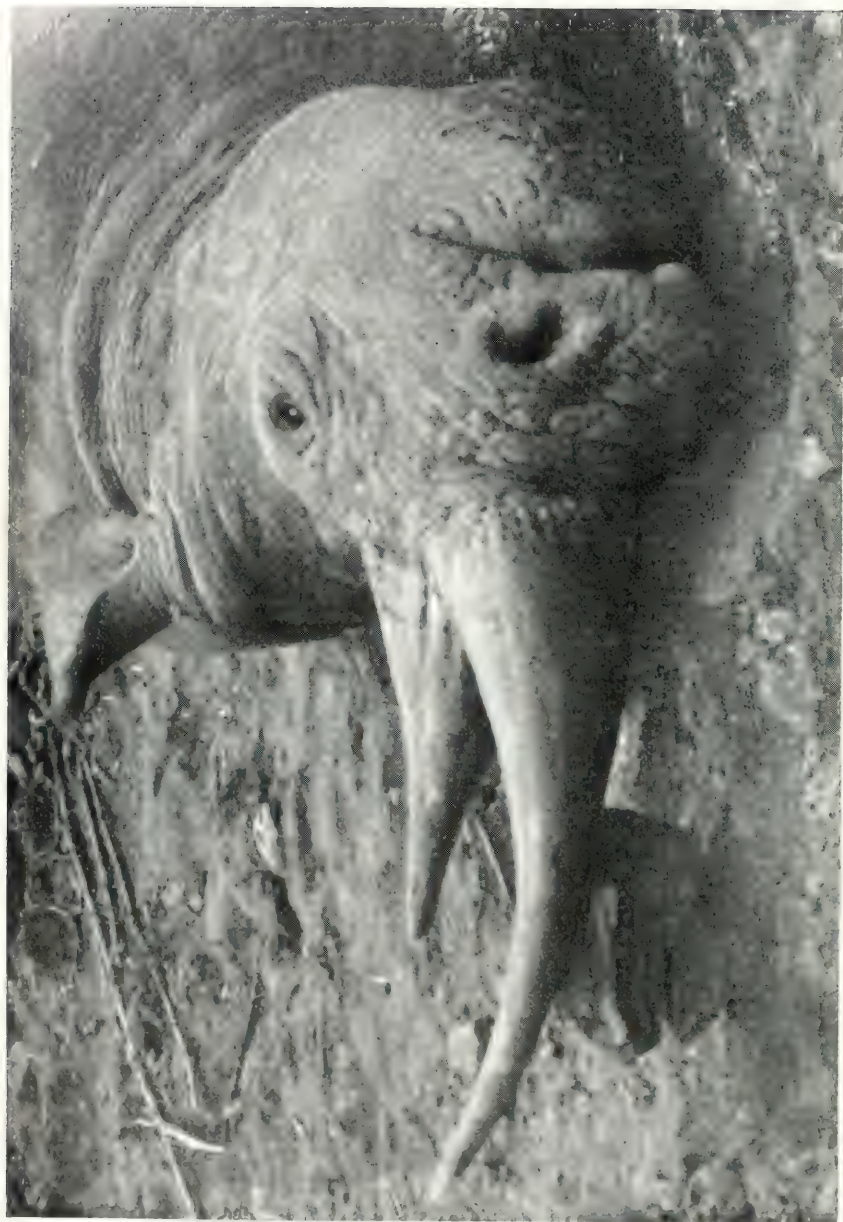
So auch hier. Wer will das Glück für sich beanspruchen, ganz besonders stark „behornte“ Nashornbullen zu erlegen? Und seltsam! Wie bei manchen anderen erotischen Wildarten tragen die weiblichen Stücke, die Nashornkühe, die längste und eindruckvollste Wehr, die Bullen aber die massigste, klotzigste und in dieser Hinsicht imposanteste! Welche Maße können die Hörner einer alten Nashornkuh der ostafrikanischen Steppe erreichen! Übertroffen wurden diese Maße nur von jenen gewaltigen „weißen“ Nashörnern der südafrikanischen, einst so wildreichen, heute völlig wildarmen Savannen. Das Britische Museum in London weist Vorderhörner auf bis zur Länge von  $53\frac{1}{2}$  englische

sehen Soll. Ich erinnere mich noch, mit welchem Zagen ich vor zehn Jahren in Sansibar den Handel um eine besonders starke, außergewöhnliche Nashorntrophäe von 54 englischen Soll Länge unternahm. Ich fand sie bei einem Händler. Damals war ich sehr klug. Ich glaubte einfach nicht an die Möglichkeit eines solchen Wuchses, hielt vielmehr einen geschickten Betrug des verschmitzten Inders für höchst wahrscheinlich und wurde in diesem Glauben von einigen sogenannten „alten Afrikanern“ bestärkt. Es hieß, die indischen Händler verstünden mit Hilfe geschickter Kunstgriffe und durch Anwendung von Wasserdampf



Nach langer Pirische gelang es mir, leider nur den Leitbullen eines kleinen Rudels Elenantilopen (Mpöfu der Waswahili, O' sirwa der Majai) = *Oreos livingstoni* Scat. auf die Platte zu bringen, während sich der Rest des Rudels hinter den Dornbüschen zerstreut hatte. Die Elenantilope gehört im Freileben zu den imposantesten Erscheinungen; in der Gefangenschaft habe ich sie auch in den bestgepflegtesten Exemplaren niemals in voller Schönheit erblickt. Vor kurzer Zeit erwarb Hagenbed in Rhodesien von einem Buren 18 Stück dieses prächtigen Wildes; gegen 30 Stück hatte der Buren eingefangen und aufgezogen.

diese Hörner in die Länge zu ziehen. So konnte die heute in meinem Besitz befindliche Trophäe jahrelang unverkauft in dem finsternen Laden des indischen Händlers hängen. Als ich aber von meiner ersten Reise aus dem Innern zurückkehrte und wiederum „Ungúdjá“, die Insel Sansibar betrat, schloß ich sofort den Handel ab. Inzwischen habe ich noch hier und dort ähnlich lang gewachsene Hörner des ostafrikanischen Nashornes gesehen und weiß, daß sie zuweilen ganz unerhörte Maße erreichen. Ein zweites, ähnlich langes Horn kam, leider halb verrottet in der Steppe gefunden, durch die Güte eines Freundes in meinen



*R. Folgtänder, Fotos, Leipzig 1906.*

Kopf eines kapitalen von mir erlegten Moschorns.

*C. G. Schilling's photo.*





C. G. Schillings phot.

Es scheint, daß die Naskhornhäuten ihre Hörner abwerfen und dann wieder erneuern. Ein uraltes, von mir erlegtes weibliches Exemplar, mit auffallend faltiger Haut, dem ich viele Stunden weit in die Steppe gefolgt war, hatte kürzlich beide Hörner abgeworfen. — Auch das von mir gefangene Naskhorn des Berliner Zoologischen Gartens hat sein Vorderhorn schon einmal erneuert.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.



Wie mit nicht so ganz außerordentlich langen, so doch immer höchst ansehnlichen Hörnern geschmückte Nashornkuh wurde von mir selbst erlegt. So außergewöhnliche Längenmaße bilden eine große Seltenheit. Es scheint aber, daß das „weiße“ Nashorn, das einst Südafrika belebte, doch noch um ein wenig längere Hörner hervorbrachte.

Der Anblick des gewaltigen Riesen, wenn er uns mit derartig dräuenden Waffen vor Augen tritt, ist ein ganz seltsamer und gewaltiger. Er hat etwas vom sagenhaften Einhorn. Nicht etwa, daß die derart „bewaffneten“ Tiere gefährlicher für den Jäger seien, aber sie scheinen es. Der Gedanke, von solch einem dräuenden Riesendold durchbohrt zu werden, ist ja wenig erfreulich! So wie ein Hirschgeweih von seltener Stärke das „Hirschfieber“ im Weidmann in ganz anderem Maße erwachen läßt, als ein minder gutes Geweih; — wie der stark gemähnte männliche Löwe uns einen mächtigeren und gefährlicheren Eindruck macht als seine, doch ebenso wehrkräftige Genossin; — wie der majestätische Elefantenbulle uns unwillkürlich viel gefährlicher vorkommt, wie der tatsächlich angriffslustigere jüngere Bulle oder die Kuh; — so macht, wie schon gesagt, auch ein außergewöhnlich stark gehorntes Nashorn einen besonderen Eindruck, sowohl als Trophäe als auch in bezug auf seine Gefährlichkeit.

Es muß unser Erstaunen im höchsten Grade erregen, wie der Koloss, trotz der hindernden Wehr, die verwachsensten Dickichte in voller Flucht zu durchqueren vermag. Das geschieht nach Art unseres europäischen Edelhirsches durch Hochheben des Kopfes und Anlegen der Hörner an das mächtige Genick. Rätselhaft bleibt es immerhin, wie unser Hirsch und viele andere Hornträger ihr weit ausladendes Geweih durch das dickste Stangenholz, die verwachsenste Dichtung hindurchzubringen vermögen. So muß es uns auch mit Verwunderung erfüllen, daß die Nashörner auf ihrem Wege im afrikanischen Dschungel so wenig durch ihre Waffen behindert werden.

Ich wußte, dort oben in den Bergen war mit ziemlicher Sicherheit auf sehr alte gewißigte „Pharu“ zu rechnen. In drastischer Weise erzählten mir meine Ndorobboführer immer wieder von ganz außergewöhnlichen Hörnern, die das „Munj“, das Nashorn dort oben trüge. Und sie waren nicht im Unrecht. —

Wenn es hinauszieht in die weite afrikanische Steppe, der folge meinem Rate und nehme den Kampf mit jenem aussterbenden Riesentiere in weidmännischer Weise auf. Es ist ein würdiger Kampf zwischen Mann und Wild, würdig, wenn gleiche Gegner sich gegenüberstehen und der Mensch nicht zu mehreren vereint seine überlegenen Waffen zur Anwendung bringt. Ich schließe mich hier vielen englischen

Schriftstellern an, die den Begriff des Sports in diese Jagd hineintragen, so gut, wie wir Deutschen den Begriff der Weidgerechtigkeit. Das sind im Grunde sehr ähnliche Denkungsarten, beide das Produkt alter Gepflogenheit und Kultur. Nur daß der Engländer Gebräuche, die durch die mannigfaltigen verschiedenen Zweige körperlicher Übungen ihm dogmenartig und gewissermaßen staatsert haltend feststehen, auch in diese wichtige Sache des Jagdsports hineinzutragen vermochte. Diese Gebräuche zu verletzen, darf kein „sportsman“ sich unterfangen, so wenig, wie der Gentleman den Begriff des „gentlemanlike“ antasten darf. Ich habe es schon früher gesagt: Wer durch eine gut weidmännische deutsche Schule gegangen, wird mich verstehen; anderen werde ich vergeblich predigen. Jammervoll ist es, wenn ein „Sonntagsjäger“, ein Unerfahrener in die ursprünglichen reichen afrikanischen Jagdgründe versprengt wird, um dort erst Weidmann zu werden, oder noch schlimmer, um es nie zu werden! Stets werde ich mich mit Genugtuung der großen Schöllerschen Expedition erinnern, der ich im Jahre 1896 eine Zeitlang folgte. Keiner der schwarzen Teilnehmer, keiner der begleitenden Soldaten hat während dieser Expedition ein Stück Wild erlegen dürfen, selbst nicht in den von uns durchzogenen, damals unerforschten und noch von keinem Europäer betretenen Ländern. Die strengste Kontrolle wurde darüber ausgeübt. Ich habe Grund zu der Annahme, daß eine so strenge Handhabung weidmännischer Bräuche im weiten Afrika sich nicht allzu häufig ereignet hat.

So habe auch ich es stets mit meinen Leuten gehalten. Sie standen in bezug auf die von ihnen verbrauchten Patronen strengster Kontrolle. Wie außerordentlich schwierig das unter Umständen ist, davon gibt ein kleines Ereignis Kunde, das ich in meinen Tagebüchern verzeichnet finde.

Gelegentlich meiner letzten Reise hatte ein schwarzer Soldat, ein Askari, Befehl bekommen, sich meiner Karawane eine Zeitlang anzuschließen. Einst sandte ich diesen Mann mit einer Botschaft zurück zum Militärfort am Kilimandscharo. Eine Anzahl meiner Leute begleiteten ihn, teils um Lasten von meinem Lager zurückzubefördern, teils, um dies oder jenes noch für sich zu besorgen, bevor wir weiter in die Steppe hinauszo gen. Der Askari war, wie gewöhnlich, mit einer Anzahl Patronen ausgerüstet und war von mir, wie gesagt, mit meinen Leuten zusammen zum Fort entlassen worden. Als die Leute nach längerer Zeit endlich zurückkehrten, entdeckte ich ganz durch Zufall, daß einer meiner Nhamuweizträger, offene Wunden, Spuren barbarischer Mißhandlung durch Peitschenhiebe auf seinem unbekleideten Oberkörper aufwies. Nach Art dieser passiven Menschen hatte er mir davon keinerlei

Bestimmung gemacht, bis sein Zustand mir durch Zufall innerhalb meiner hundertfünfzig Menschen zählenden Karawane auffiel. Es ergab sich, daß der Askari kurze Zeit nach dem Verlassen meines Lagers unerlaubterweise Wild erlegt hatte, unter anderem auch eine Giraffe, und daß er meinen Träger hatte zwingen wollen, den Kopf der Giraffe als begehrte Trophäe zur Militärstation zu befördern. Mein Träger hatte sich mit Recht geweigert, und der Askari hatte ihn darauf mit seiner Flußpferdpeitsche in unmenschlicher Weise gezüchtigt. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß diese Tat auf meine Anzeige hin in gebührender Weise geahndet worden ist. Ohne die Mißhandlung des Trägers aber hätte ich niemals etwas davon erfahren, da der Täter meinen Leuten aufs strengste verboten hatte, etwas laut werden zu lassen.

Wenn ein kundiger Weidmann, ein in allen Sätteln gerechter Jäger, wenn ein Schütze, der mit seiner Waffe verwachsen ist, einen nervenpackenden Kampf bestehen will, so jage er allein und ohne Hilfe neben dem Elefanten, dem Büffel und Löwen, das Doppelnashorn der afrikanischen Wildnis. Der Kampf ist freilich anders, als man daheim gemeint hat. Was hilft es, sich in einem Museum, einem zoologischen Garten über das exotische Wild zu unterrichten? Durch diesen Unterricht hatte ich mir im besonderen vom Nashorn ein ganz falsches Bild gemacht, machen müssen. Innerhalb der engen Umzäunung wirkt das gefangene Tier so ganz anders auf unsere Sinne, als in der Wildnis. Aber man vergleiche unser heimisches Rotwild in der Freiheit und im engen Gewahrsam, um sofort zu begreifen, ein wie schiefes Bild sich uns in diesem bietet. Träge und stumpf, faul und unbeholfen erscheint uns das Nashorn in Gefangenschaft; flüchtig, beweglich, vorsichtig und scheu in der Freiheit. Nicht ein Bewohner hisedurchglühter sumpfiger Ebenen allein ist unser Dickhäuter, nein, ein geschickter Bergsteiger, ein wendiger, unberechenbarer, athletenhaft gewandter Geselle, der seinesgleichen im Bergsteigen, seinesgleichen in überraschender Gewandtheit sucht! Außerdem noch wirkt unser Wild auf den Jäger durch ein machtvolles Schnauben, das einer Dampfmaschine zu entstammen scheint, ebenso wie der Schrei des angreifenden Elefanten, namentlich in näherer Entfernung, nervenererschütternd.

Wie mag es sein, von den Hörnern eines Nashorns aufgespießt in die Luft zu fliegen? Das kommt oft vor. Einen mir nahestehenden Freund, Alfred Kaiser, hätte ich um Haaresbreite auf diese Weise eingebüßt. Doch ein glückliches Geschick ließ den in allen möglichen Gefahren bewährten Mann, der schon in Arabien in langjährigem Aufenthalt manches Abenteuer erlebt, seinen Unfall glücklich überstehen.



Auch ich selbst bin mehr denn einmal einem ähnlichen, wenn nicht schlimmeren Schicksal knapp entronnen. —

Wir bewegen uns nun auf Nashornwechselln vorwärts, die, ganz deutlich an den Berghalden ausgetreten, bald zwischen den Steinblöcken bergaufwärts führen, bald sich in der Wildnis verlieren. Jetzt lassen sie uns im Stich, um dann, hier nicht nur seit uralter Zeit im weichen Gesteine ausgedrückt, sondern auch frisch von heute auf geeignetem Boden plötzlich wieder zu erscheinen. Und da kann sich uns eine Nashornjagd bieten, die die kühnste Phantasie zu befriedigen vermag.

Wir sind im Gebiete der höher gelegenen Bergmassen angelangt. Weit ausgedehnte Hänge ziehen sich, hier und dort dürftigen Baumwuchs aufweisend, vor unseren Blicken hin. Ob wohl heute Sangtag ist? Man könnte ein afrikanisches Jagdtagebuch der Hoffnungen und Enttäuschungen schreiben. Nicht daß ein „blanker“ Tag uns nur Ingrimm und Enttäuschungen brächte, daß es sich unter allen Umständen um eine „Strecke“ handeln müßte. Aber dennoch: dort drüben in den Tropen zählt ein Tag für mindestens eine Woche in Europa, und was nützt mir ein guter Jagdtag gerade dort drüben, wenn ich ihn nicht auszunutzen vermag? Ich muß als Weidmann jagen können zu einer Stunde, in der ich mich der Jagdlust hingeben kann und darf! Wie oft haben sich mir die ergiebigsten Jagdgründe dargeboten, wenn ich, mit schwerbeladener Karawane auf dem Marsche befindlich, sie nicht ausnützen durfte und konnte! Das mag dann eine Gelegenheit für Rekord- und Sportschützen sein, aber keine für mich!

So führt uns der Weg durch die Wildnis immer weiter schräg bergaufwärts. Diese Wildnis hat mir vielerlei zu erzählen, mir, dem ersten Europäer, der sie bestritt. Die flechtenbehangenen Baumriesen, das dunkle Buschwerk, die weiten Ebenen bergen einen geheimnisvollen Zauber. Aber heute scheint das Gebirge öde und jeden Tierlebens bar. So geht es nun eine Weile fort; die Hitze wird drückend; ich selbst und meine Leute verspüren ihre Wirkung und ermatten immer mehr; ein Bedürfnis nach Ruhe stellt sich ein. Aber es gilt die kurze Zeit auszunutzen, denn ein weiter Weg führt zum Lager zurück, sei es, daß ich zu meinem Hauptlager zurückkehre oder in jenem tiefen Waldtale dort am Bergquell, viele Stunden von hier, die Nacht verbringe.

Das Panorama zu unseren Füßen weitet sich allmählich. Wir haben die Vorberge erstiegen, die sich, durch tiefe, weit ausgedehnte Täler getrennt, allmählich zum eigentlichen Bergmassiv erheben. Mein Glas gestattet mir eine weite Fernsicht, und richtig: zwei Wildarten kündigt es mir. Hier ein Rudel Elenantilopen, langsam zu Tal trolend, und dort drüben zwei Buschböcke, in der Nähe einiger Stauden



und. Aber sie reizen uns heute nicht; es gilt einem edlern Wilde. Nach eine Stunde folgen wir den verschiedenen Wildwechseln. Plötzlich geht eine Bewegung durch meine Leute. „Pharu, bwana!“ flüstern sie hinter mir, und aufgeregt weisen sie hinunter auf das Plateau, auf eine kleine Akaziengruppe, wenige hundert Schritt von mir. Wirklich! Deutlich nehme ich eine unförmliche, sich in den Sonnenstrahlen abzeichnende Masse wahr. Jetzt eine zweite. Zwei Nashörner bummeln dort unten, offenbar um sich an einer geeigneten Lagerstelle niederzutun. Mein Glas zeigt mir zu meiner Freude zwei alte starke Tiere, Bulle und Kuh, wie es scheint, mit stark entwickelten Hörnern. Nun den Jagdplan! Von da, wo ich stand, hätte ich mich mit halbem Winde anpirschen müssen. Darum heißt es einen weiten Bogen schlagen, die Berghalde hinab-, die jenseitige hinaufklettern und von neuem Ausschau halten. Das alles beansprucht in dem schwierigen Gelände gegen fünfundzwanzig Minuten. Vorsichtig auf dem Berg angelangt, halte ich von neuem Ausschau und bemerke zu meiner Freude, daß die Nashörner sich nur wenig von ihrem Standorte entfernt haben. Der Wind ist jetzt günstig, ein Umschlagen zu dieser Tageszeit nicht zu befürchten. Ich prüfe aufs sorgfältigste meine Büchse. Alles scheint in Ordnung. Meine Leute kauern sich auf mein Geheiß nieder, und ich beginne nun den eigentlichen Pirschgang.

Vor mir versinkt die Welt. Ich bin wie von einem geheimnisvollen Bann gefesselt, sehe nicht links, nicht rechts, habe nur ein Ziel im Auge, mein Wild, nur einen Gedanken, meine Waffe. Die Gedanken spielen zurück - wie schwer ist solch ein Koloss zu töten! Wird er mich schnaubend annehmen? Wird es zum letztenmal sein, daß ich ein Wild beschleiche? Werden die beiden Riesen manche ihrer Vorgänger rächen?

Allein der kategorische Imperativ der Jagdlust treibt mich vorwärts. Wieder befrage ich mein Glas. Der Bulle ist besonders gut gehört; die Kuh trägt, wenn auch ansehnliche, so doch nicht besonders starke Hörner. Also ihn allein gilt es, zu erlegen, sie wenn möglich zu schonen, denn sein Wildbret allein liefert ja für die mitgenommenen Leute hinreichende Beute. So geht es vorwärts, möglichst lautlos, immer mit gutem Winde. Hier oben in der Bergwelt haben die warnenden Freunde der Nashörner, die ihnen sonst treulich auf Schritt und Tritt folgen, die Madenhacker nämlich, diese verlassen. - Mehr als einmal haben mich meine Begleiter vor einem „ndege bana“ gewarnt, einem bösen unglückbringenden Vogel! Uralte Vorstellungen! Wie schon die Römer sich vom Vogelfluge beeinflussen ließen, scheint Ähnliches auch bei manchen eingeborenen Stämmen Afrikas eine Rolle zu spielen.

Jedenfalls wird der eigentümlich schwirrende, wellenförmige Flug der Madenhacker uns stets dann von Bedeutung erscheinen, wenn wir uns in der Wildnis den wehrhaften Büffeln oder Nashörnern zu nähern suchen . . .

Das Unerwartete wird Ereignis! Aus einem mir unerklärlichen Grunde bemerken die beiden gewaltigen Gesellen meine Annäherung. In gleichem Antrieb werfen sie sich plötzlich, maschinenmäßig herum, verhoffen wie aus Stein gemeißelt, bewegungslos, die hornbewehrten Köpfe mir zugewandt . . . Zweihundert Schritte trennen uns noch; jetzt heißt es, auf den Boden gekauert, ausharren! Zwei Dinge können sich ereignen: entweder werde ich mit wildem Schnauben im nächsten Augenblicke angenommen, oder die beiden Kolosse werden ihr Heil in der Flucht suchen. Und es ereignet sich das erstere. Urplötzlich, in einem unglaublich fördernden schaukelnden Galopp kommen sie schnur gerade auf mich zu. Das sind die Augenblicke höchsten jagdlichen Genusses, aber auch höchster Anspannung der Nerven. Alles hängt von Sekunden ab. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß in solchen Momenten Wunsch und Wille vorhanden seien, Schongesetze zu beobachten. Es gilt den Kampf ums Leben, denn nichts vermag das einmal in Bewegung gesetzte gewaltige Wild aufzuhalten, als eine gut sitzende Kugel. Und an jenem Tage erfüllte sie ihren Zweck: ein Genickschuß legt das führende Tier — wie immer in solchen Fällen, die Kuh — im Feuer um, so daß sie wie ein Hase, vorn zusammenbrechend, den Hügel herunterkollert. Ein zwar nur sekundenlang, aber gewaltiger Anblick. Der Bulle stußt, schwankt einen Augenblick und macht dann Kehrt, unter heftigem Schnauben und in wilder Flucht schräg den Hügel hinab verschwindend. Kümme und Korn meiner Büchse ruhen unbeweglich auf dem gefällten Wilde; weiß ich doch, wie oft ein solcher Koloss sich unter Umständen wieder aufrichtet und für den Jäger verderblich wird. Aber diesmal ist keine Vorsicht nötig; die tötende Kugel hat ihr Werk getan, und ich habe ein paar immerhin recht ansehnliche Hornzierden des gewaltigen Wildes erbeutet. —

Kaum hätte ich geglaubt, daß ich am selben Tage noch acht andere Rhinocerosse schußgerecht vor mir sehen würde. — Es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung von dem Reichtum an Nashörnern in jenen abgelegenen Bergländern zu machen! Daß die Kunde dieses Reichtums nicht schon seit einem Jahrzehnt und mehr in die Fachliteratur gedrungen und allgemein bekannt geworden, ist ein Rätsel, wie so vieles andere auf zoologischem Gebiete. Aber was wußten wir vom Okapi der zentralafrikanischen Urwälder bis vor wenigen Jahren, was ist uns heute über seine Häufigkeit und Seltenheit bekannt? Und wer sagt uns,

wieviel Walrosse im Norden, wieviel Waks in den tibetanischen Hochländern, wieviel Riesenelche und Bären in Alaskas unzugänglichen Wäldern heute noch leben?

Es scheint das Schicksal des Großwildes der Erde in unserer Zeit zu sein, daß in der Hauptsache Nichtfachmänner dieses Wild dezimieren und vernichten, nicht Jäger, sondern gewerbsmäßige Schützen, die es abschlachten und darum vielfach über den Reichtum ihrer Jagdgründe schweigen. Hier sind englische und amerikanische Autoren, eine Autorität wie Präsident Roosevelt mit mir einig! In meiner Jugend las ich die Geschichte eines Seefahrers, in der von der Erbeutung nordischer Pelztiere berichtet wurde, die er als Pelzjäger auf abgelegnem Eilande erkundet hatte und durch deren Abschlachtung er ein Vermögen gewann. Ängstlich hütete der Seefahrer seinen Schatz, die Kenntnis jener abgelegenen Insel. Als er sie verließ, war das Leben dort erloschen, die Tierwelt vernichtet. Ähnlich ergeht es uns mit dem afrikanischen Elefanten, über dessen Abschlachtung wir so wenig erfahren und dessen Vernichtung wir nur an den gewaltigen Elfenbeinmengen messen können, die auf den Markt gelangen. Ähnlich verhält es sich mit der gewerbsmäßigen Vernichtung der Wale, der Robben der Arktis und Antarktis und vielem anderen auf diesem Gebiete. Auch von vielen Menschen erfährt man ja erst, wenn sie gestorben sind . . .

Doch zurück zu meinen Erlebnissen an jenem Abend! Kurz vor Sonnenuntergang erblickte ich auf einem Felsgrate zu meinen Füßen ein im vollen Sinne des Wortes friedlich äsendes Nashorn, das sich das kurze Gras jener Bergesmatte anscheinend wohlschmecken ließ. Das war im Lichte der rötlich untergehenden Sonne ein besonders schöner und packender Anblick. Das gewaltige Tier inmitten der aufragenden Felszacken, frei auf der kleinen grünen Alpenmatte! Eine Erlegung hätte keinen Zweck gehabt; mein Sinnen und Trachten stand nach einem passenden Lager für die Nacht. Auf einem Umwege zu Tal steigend stieß ich in einer Talmulde ganz unvermutet auf zwei weitere Nashörner, offenbar eine Kuh mit fast ausgewachsenem Jungen. Im Nu waren meine etwas zurückgebliebenen Leute, in wilden Sätzen über das Geröll stiebend, am Abhange der jenseitigen Felswand verschwunden. Ich selbst konnte, im letzten Augenblick zur Seite springend, zwischen mich und die heranschraubende Nashornkuh einen großen Felsblock bringen, um den herum sie mich verfolgte. Es ist bemerkenswert, wie wenig gewandt der beschuhte Europäer in solchem Augenblick kämpft, und wie er sich im Nachteil gegen den unbeschuhten „Wilden“ befindet! Wenig hätte gefehlt, und ich wäre von dem Tiere, das uns offenbar schon lange wahrgenommen hatte, erreicht und gespießt worden. Auch



hier rettete mich eine glückliche Kugel. Das Nashorn ließen wir unberührt zurück, um am nächsten Morgen die Hörner zu holen. Einige Minuten später, als wir einige hundert Schritt den Abhang heruntergeklüffert waren, um nicht von der hereinbrechenden Nacht überrascht zu werden, trafen wir auf drei andere Nashörner, die offenbar den schwachen peitschenartigen Knall meiner Büchse nicht vernommen hatten. Die drei standen wie Kühe ebenfalls auf einer Grasmatte des sich lang vor uns hinstreckenden Tales, in das wir nun eintraten, und wurden erst nach unserem Erscheinen flüchtig. Am Bache, an dem wir unser Lager für die Nacht aufschlugen, fanden wir dann noch zwei weitere Nashörner, ebenfalls ziemlich frei innerhalb einiger Büsche sichtbar, und ein drittes wurde innerhalb der Dichtung flüchtig, die wir bei Überschreiten des Baches durchquerten.

Das war in der That ein Reichtum an jenem gewaltigen Wilde, der mir übergroß schien. In aller Eile wurden die verschiedenen zum Bache führenden Wechsel, so gut es ging, verblendet und verwittert, und in der Nacht erlebten wir denn auch den Besuch noch einiger Nashörner, die sich aber glücklicherweise unter lautem unwilligen Schnauben empfahlen.

Ähnliche Nächte habe ich mehrfach im Freien verbracht. Heute würde ich sie nicht mehr allzu gern erleben, da mir neuerdings die Erlebnisse einiger anderer Jäger bekannt geworden sind, die weniger erfreulich waren. Ganz besonders bemerkenswert ist das in dem interessanten Buche „Mit der Büchse in fünf Weltteilen“ von dem erfahrenen rheinischen Jäger N i e d i c k beschriebene Abenteuer, welches er im Sudan in der Nähe des Nilflusses erlebte. Dort wurde er unter ähnlichen Umständen ganz unvermutet nachts von Elefanten angegriffen; er selbst wurde erheblich beschädigt und einer seiner Leute beinahe getötet. Diese Gefahr scheint sich in Gegenden, wo Nashörner oder Elefanten vom Menschen erheblich verfolgt werden, nicht zu verringern, sondern eher zu steigern. Zertrümmern und zerstören doch nach desselben Reisenden Bericht die Elefanten in Tenlon sogar die vom Gouvernement hier und da errichteten einsamen Rasthäuser. So wurde mir denn klar, daß ich mehr denn einmal viel mehr gefährdet war, als ich es geglaubt, wenn ich nächtlicher Weise mein Lager in Steppe und Urwald aufgeschlagen hatte.

Im wildreichen Ostafrika pflegt man ja auch eine Dornverschanzung für die Nachtzeit nicht immer für notwendig zu halten, weil ein Lagerfeuer genüge, den Löwen abzuschrecken. Gleichwohl wurden beim Bau der Ugandabahn über hundert indische Arbeiter von Löwen geraubt. In anderen Teilen Afrikas würden selbst Eingeborene nur un-



ohne Dornverschanzung die Nacht verbringen, weil dort die Löwen wohnen sind, bei Mangel an Wild in die Herden der Menschen einbrechen. Dort fürchten sie den Menschen, seine Behausung, sein Lager und Feuer nicht mehr.

Wie dem auch sei; der wirkliche Tierbeobachter und tropische Jäger wird, unter Busch und Baum todmüde hinsinkend, immer wieder, irgendwo à la belle étoile zu nächtigen gezwungen sein, und in solchen Lagen kann ihn in der Tat nur ein günstiger Stern schützen.

\*

\*

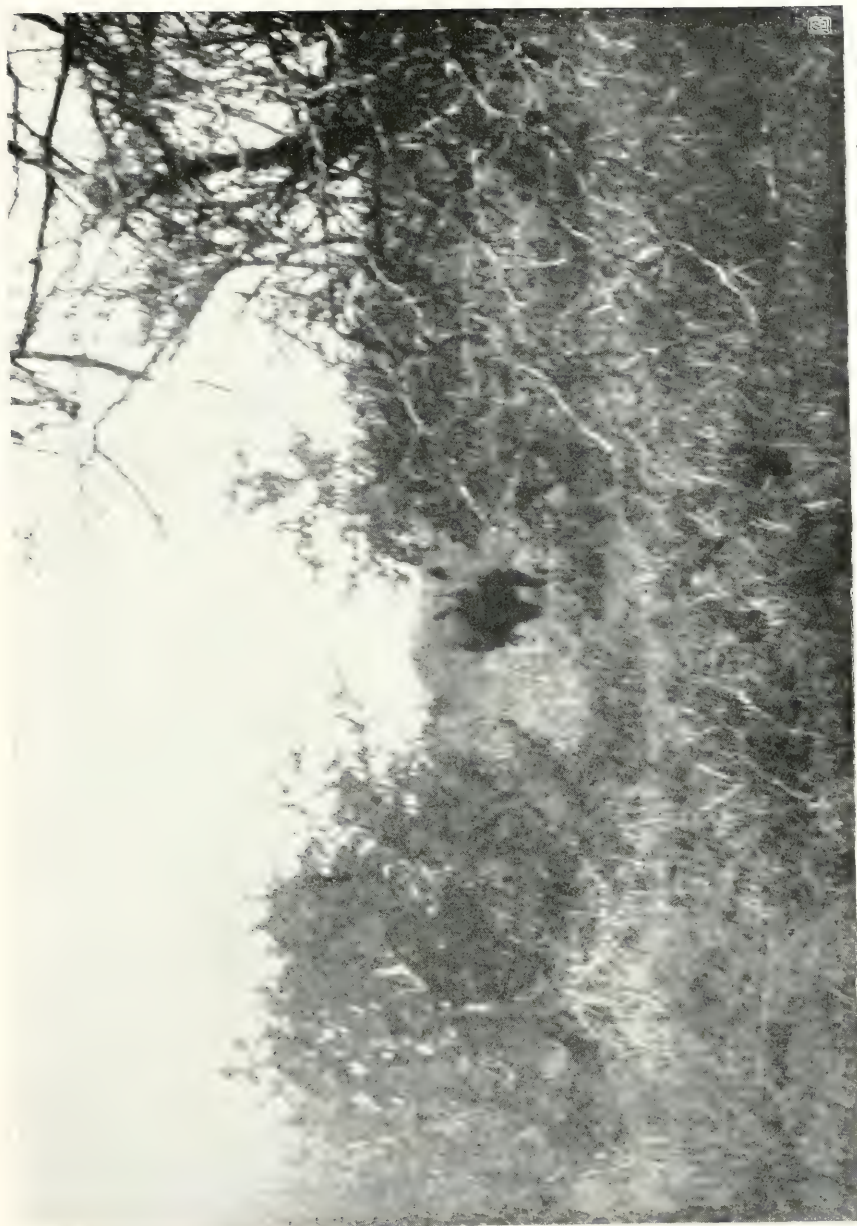
\*

In langem Zuge schlängelt sich die Karawane durch die Steppe. Es ist mir Kunde geworden, daß einige Tagereisen weiter plötzlich Regen niedergegangen ist. Wie durch Zauberschlag entsprossen dann frische Grashalme und Blätter dem Erdboden, den Büschen und Bäumen und im Nu versammeln sich dort ungeheure Wildrudel. Dorthin zieht meine Karawane, noch durch öde und wasserleere Gegend. Nur wenige, weit voneinander entfernte Wasserstellen liegen in ihr unterirdisch versteckt, nur dem Kundigen nutzbar. An einer will ich für einige Zeit mein Lager aufschlagen.

Und in der Tat, wie durch Zauberschlag folgten den üblichen Wildrudeln, folgten den riesigen Herden von Zebras, Gnus, Oryxantilopen, Kuhantilopen, Grantgazellen und Impallahantilopen, folgten den Giraffenrudeln, Herden von Straußen zahlreiche Nashörner, geleitet, wie ich heute wieder erfahren mußte, von einem untrüglich sicheren Gefühl.

Ich marschiere mit meinem Präparator an der Spitze der Karawane. Und wieder, wie leider so oft, haben wir keinen Sonnentag. Die Kamera muß ruhen. Es wäre vergeblich, sie zu jenen kurzen Momentaufnahmen benutzen zu wollen, wie sie zur Darstellung des tierischen Lebens auf der Platte erforderlich sind.

Der Anblick der Landschaft ändert sich plötzlich. Bis hierher und nicht weiter, so zeigt es sich klar, haben die Regenwolken ihr lebenspendendes Naß verbreiten können. Durch eine scharfe Grenze von der dünnen leblosen Landschaft geschieden, zeigt sich plötzlich ein leiser Anflug grünenden Grases, wohltuend und erquickend für das Auge, weithin dem Gelände ein anderes Kleid verleihend. So ziehen wir Stunden und Stunden dahin, und die Gegend wird immer wildreicher. Beim Ausmarsche morgens bemerkten wir bereits zwei einzelne durch die Steppe bummelnde Nashörner. Blinkende Lichter strahlten je nach



*C. G. Schillings phot.*

*R. Fonglanders Foto, Leipzig 1906.*

Mittels einer kleinen Handkamera gelang mir gelegentlich die Aufnahme eines mich annehmenden Vlachorns auf eine Entfernung von etwa zwanzig Schritt. Am nächsten Augenblick flog die Kamera auf den Boden, ich und mein Präparator konnten von Glück sagen, von dem Tiere nicht ernstlich beunruhigt worden zu sein. Erst auf einen von mir abgegebenen Kopfschuß auf nicht mehr als drei Schritt Entfernung machte es kehrt, nahm mich aber während der Vlachhüte unerwartet nochmals an.

stellung zur Sonne von den massigen Körpern aus: sie hatten sich in irgend einer Regenlache gespiegelt und glänzten und gleißten im Sonnenlicht.

Aber jetzt erblicken wir, bewegungslos in der Steppe, ein massiges Etwas, das wie ein Baumstumpf, ein Termitenhügel ausschauend, sich bei näherem Hinschauen deutlich als Nashorn entpuppt. Es mag merkwürdig klingen, daß man sich auf den ersten Blick leicht täuschen kann; wer aber draußen oft Nashörner gesehen, wird zu seinem Erstaunen oder Erschrecken gar nicht selten solch einer Täuschung zum Opfer fallen.

Diesmal ist es ein besonders starker einzelner Bulle; er scheint eingeschlafen. Meine Jagdlust regt sich. Meine Leute machen Halt und kauern auf den Erdboden nieder. Ich halte kurze Zwiesprache mit meinem Präparator; auch er bleibt zurück. Ich voltigiere über den hier sehr rissigen von wühlenden Tieren unterhöhlten Erdboden mit gutem Winde auf das Nashorn zu. Einige dürftige Büsche dienen mir als Deckung. Ich gelange näher und näher; jetzt trennen mich nur noch einhundertfünfzig, jetzt nur hundert Schritte von meinem Wild. . . Das Nashorn rührt sich nicht; es scheint tatsächlich zu schlafen. Nun bin ich auf achtzig, jetzt auf sechzig Schritte heran. Nur ein dürftiger, drei Fuß hoher, dorniger Busch, wertlos im Falle eines Angriffes, trennt mich von meinem Gegner. Eine leise Bewegung geht durch die gewaltige tierische Masse; mit einem Ruck hebt sie den Kopf, aufmerksam geworden. Da knallt meine Büchse. Schnaubend und fauchend setzt sich die Masse, unheimlich wie immer, in schaukelnde Bewegung, in schnurgerader Richtung auf mich einstürmend. Meine zweite Kugel verläßt ihr Rohr, eine dritte, endlich meine vierte! Blitzschnell habe ich repetiert; es ist unglaublich, wie rasch man in solchen Augenblicken mit dem wohlvertrauten Mechanismus der Büchse fertig wird. Da hängt das Leben an einem dünnen, dünnen Faden! Jetzt hat das Nashorn mich erreicht und empfängt meine fünfte Kugel à bout portant. Ich fühle mich verloren, durchbohrt, in die Luft befördert!! Blitzschnell durchzuckt der Gedanke mein Gehirn, wie töricht ich gehandelt habe, mich so zu exponieren, gleichzeitig mit dem Gefühle, daß mein Gegner sich in vollberechtigter Notwehr befindet. . .

Es ist nicht zu glauben, wie schnell des Menschen Gehirn in solchen Augenblicken arbeitet: kaleidoskopartige, merkwürdig kombinierte Bilder treten uns da mit Blitzesschnelle vor Augen.

Aber noch hat meine Stunde nicht geschlagen. Mit Empfang der fünften Kugel schwenkt der Gigant nach hinten ab, empfängt meine letzte Kugel flüchtig und — wird niemals wieder von mir gesehen, trotz einer einstündigen Nachsuche, die ich um so leichter zu unternehmen





*C. G. Schillings phot.*

Wahörner pflegen sich häufig in dieser charakteristischen Stellung aufzurichten, um flegend, bewegungslos eine ganze Weile zu sichern . . .

*R. Vogellander, F. G. Schillings phot.*





in der Lage bin, als das Tier fast genau in der Richtung flüchtig wird, in der ich marschieren muß.

Mein Präparator meinte trocken, in seiner gemütlichen, rheinischen Ausdrucksweise: „Da hat nit viel jesehlt!“ —



Im letzten Augenblick rettete sich der ol' toroboni, mich kreuzend vor dem Nashorn in einen Dornenstrauch. Trotzdem war es ein Wunder, daß das Tier ihn nicht tötete. Unmittelbar nach dem Geschehnis nahm ich ihn genau in der Stellung auf, in der er sich befunden hatte.

Vergleiche „Mit Bliglicht und Büchse“ Seite 181.

So kann es dem afrikanischen Jäger trotz modernster Waffentechnik gehen. Um eines Haares Breite!! —

In einem ähnlichen Falle, von zwei bis zu diesem Augenblick nicht bemerkbaren Nashörnern plötzlich angegriffen, glitt ich auf der regen-

...en, moosbedeckten Wurzel eines Baumes im Urwald aus und fiel schwer auf die rechte Hüfte, daß ich anfangs nicht aufstehen konnte. Die beiden Tiere polterten unmittelbar neben mir vorbei; mein Präparator und meine Leute vermochten sich ebenfalls im letzten Augenblick hinter Bäume zu retten . . .

Wieder zieht die Karawane unentwegt in die Steppe hinaus, und noch dreimal stoßen wir in nächster Nähe auf Nashörner, ohne daß sie mir, der Kleinheit ihrer Hörner halber, der Erlegung wert scheinen.

\*

\*

\*

Von unbeschreiblichem Reize für den Weidmann ist eine Nashornjagd in weiter völlig deckungsloser Steppe.

Wenn er hier mit dem Glase eines oder mehrere ruhende oder ruhig äsende Nashörner auskundet hat und sie allein oder mit nur einem Flintenträger anpirscht, so empfindet er die höchste Weidmannslust, die ich mir ausdenken kann. Aber gleichzeitig ist das auch eins der gefährlichsten Jagdunternehmen, die heutzutage möglich sind. Man wende mir nicht ein, daß so und so oft kein Unglück geschehen sei. Ich antworte auf diese Einwendungen nur mit dem Hinweise auf viele tödliche Unglücksfälle und auf das, was ich selbst erlebt. Mit Recht sagt ein englischer Schriftsteller, daß es da dem anpirschenden Jäger grün und blau vor den Augen werden, daß auch der Mutigste nicht ganz Herr seiner Sinne sein kann. Und doch kann ein leises Zittern der Hand sein Verderben sein! — Das ist ein merkwürdig langer Weg, so auf allen Vieren oder wie eine Schlange auf dem Bauch, dicht ans Gelände angeschmiegt, jede Deckung benutzend, sorgfältig auf den Wind bedacht, eine Stunde und mehr auf das Wild zuzukriechen. Ist dieser Weg glücklich zurückgelegt, im heißen Sonnenbrand, vorsichtig auf Giftschlangen acht gebend, dann naht die Entscheidung. Es muß dem Gefühle des Jägers überlassen bleiben, wie weit oder wie nahe er schießen will. Ich halte eine Entfernung von über hundert Schritt für höchst bedenklich, weil nicht mehr unbedingt für unmittelbar tötende Schüsse treffsicher, — immer einen einzigen Schützen vorausgesetzt.

Heute aber erlebe ich etwas Unerwartetes. Einige Grantantilopen haben meine Aufmerksamkeit erregt. Ich folge ihnen im Hochgrase, ähnlich wie ich einer Kette Perlhühner<sup>1</sup> im Jahre 1896 gefolgt, und dabei auf ein Rhinoceros gestoßen bin, welches mich um Haaresbreite

<sup>1</sup> Vergl. „Mit Blitzlicht und Büchse“.

umrannte. Die Antilopen nehmen meine ungeteilte Aufmerksamkeit in Anspruch. Im wellenförmigen Gelände habe ich meine Leute aus den Augen verloren, und bin ganz allein in der weiten Steppe, meine Büchse in der Hand. Die Antilopen schwenken nach links und ziehen im Hochgrase weiter; ich bleibe stehen und mustere sie. Es ist noch zu weit, um auf den auserwählten Bock zu schießen; in gebückter Haltung folge ich ihnen weiter und weiter. Jetzt nimmt mich eine Mulde auf. Ich muß sie durchschreiten, gewinne in immer höher werdendem Gras die jenseitige Böschung, da — erhebt sich plötzlich fünfzig Schritt vor mir eine dunkle Masse aus den fahlen Grasschwaden, — ein Nashorn!

Noch hat es mich nicht mit Sicherheit ausgemacht, weiß nicht, welche Gefahr sich da naht. Es verhofft sitzend, schräg zu mir gewandt. Jetzt gibt es kein Rückwärts noch Vorwärts für mich! Der Graswuchs hemmt meine Schritte, dicht und verworren; alte Grasmassen, die kein Steppenbrand vor der letzten Regenzeit verzehrt, sind mit dem frischen Aufwuchs undurchdringlich versilzt und hemmen den Fuß. Das sind spannende Augenblicke. Leicht möglich, daß ein zweites und drittes Nashorn neben dem aufmerksam gewordenen aus dem Grase auftaucht. Wer weiß? Auch liegt heute nicht der geringste Grund für mich vor, das nur mittelmäßig behornte Tier zu erlegen. Vorsichtig versuche ich demnach den Rückzug anzutreten. Aber das lange Gras lähmt meine Schritte; ich strauchle und sinke auf den Boden. Doch blitzschnell raffe ich mich auf; die geringe Bewegung hat genügt, meinen Gegner zu orientieren, und schon bewegt er sich mit unheimlicher Schnelligkeit schnaubend und pustend auf mich zu. Es ist unglaublich, mit wie feinen Sinnen die Nashörner genau den Standpunkt ihres Feindes auszumachen vermögen!

Das ist ein schlechter Schuß — ganz spitz von vorn — aber es muß sein! Meine Büchse knallt, im selben Augenblick vernehme ich ein hellklingendes Pfeifen weit über mir in der Luft und einen merkwürdigen singenden Ton. Auch den Kugelschlag habe ich deutlich gehört oder glaube ihn gehört zu haben. Alles das ein Werk von Sekunden. Das Nashorn aber wirft sich auf der Hinterhand herum und verschwindet in weiten Fluchten in der wellenförmigen Ebene.

Ich erkläre mir die Sache so, daß meine Kugel auf einem der Hörner des Tieres abprallte und seitwärts abgelenkt wurde, daß aber der Anprall der Kugel das Tier veranlaßte, von seinem Angriffe abzustehen. —

Mit solch Unvorhergesehenem hat der tropische Jäger zu rechnen.



Aber auch auf andere Weise kann der Jäger von einem Nashorn überrascht werden. Mein Lager war am Flusse, am Laufe des mittleren Pangani aufgeschlagen, an einer Stelle, wo Graf Telekis Forschungsexpedition vor Jahren ausgedehnte Sümpfe angab. Diese Sümpfe existieren in dieser Ausdehnung nur in der Regenzeit. Immerhin ist mein Lagerplatz recht schlecht und ungesund. Ich suche daher mit wenigen Leuten einen besseren, auf trocknerem Boden, wennmöglich von Bäumen überschattet, und an einer Stelle, wo der Fluß einigermaßen zugänglich ist. Das ist viel auf einmal verlangt im afrikanischen Busch!



Die erstaunliche Gewandheit und Beweglichkeit des afrikanischen Doppelnashorns kann nicht genug hervorgehoben werden. Sie ist ebenso überraschend, wie der Anblick sich schaukelnder, oder sich auf den Kopf stellender Elefanten in Gefangenschaft. Die Abbildung eines von mir erlegten Nashorns zeigt den „trainierten“ Körper des Tieres anschaulich, das, namentlich in der Trockenzeit, ganz unglaublich lange Strecken zum Wasser und zurück in die Steppe zu machen pflegt.

Stundenlang hat uns die Suche durch Boga und Pori geführt, aber der sumpfige Boden hat ein Erreichen des Flußbettes selbst nicht gestattet. Endlose Schilfwälder haben uns aufgenommen, in deren morastigem Untergrund der Fuß auch in der Trockenzeit versinkt, deren schwüle Hitze uns lähmt, deren grüne Pflanzenmassen fußhoch über unseren Köpfen zusammenschlagen, uns umhüllen und festhalten. Endlich haben wir festen Boden erreicht, und es scheint, daß hier, unter alten Sñkomoren, ein besserer Lagerplatz gefunden sei. Stark ausgetretene Wildwechsel führen zum Flußbett. Wir folgen ihnen durch das ver-

schlungene Buschwerk, ich an der Spitze, und erreichen endlich den Wasserspiegel. Das Rauschen und Brausen des Flusses tönt in unser Ohr, helle Vogelstimmen begrüßen uns. Da! Scheint nicht der Boden



Phonolithisches sehr hartes Ergußgestein aus der Umgebung des Sirgoi-Berges in Britisch-Ostafrika. (Die Oberfläche dieses Steins, eines Bruchstücks aus etwa 1½ Meter hohen, muschelförmig ausgewitterten Steinriegeln, ist von Nashörnern im Laufe gewaltiger Zeitläufe vollkommen glatt poliert. Die Tiere pflegen ihre Hörner daran zu wehen und sich selbst zu scheuern. Ich verdanke das Stück, da die von mir gesammelten ähnlichen Handstücke leider verloren gingen, der Freundlichkeit des Herrn Alfred Rainer.)

unmittelbar vor meinen Füßen lebendig zu werden? In blitzschnellem Erfassen der Erscheinung glaubt die Einbildung bereits ein Riesenkrokodil im Wasser zu erblicken. Aber es ist ein Nashorn, das sich einem erquickenden Bade hingab und, jetzt aufgestört, sich herumwirft, um —

Wie kann es wissen? — auf uns einzudringen oder über uns hinweg die Flucht zu ergreifen. Alles geht mit so blitzartiger Schnelligkeit vor sich, daß ein Entrinnen unmöglich erscheint. Die Büchse umklammernd, werfe ich mich rückwärts ins dichte Buschwerk. Aber zähe Äste umklammern mich von allen Seiten und werfen mich gleich tausend Sprungfedern vorwärts. Jetzt der Anprall des Riesen! Ich und meine Leute, alles purzelt durcheinander. Einige Sekunden später sehen wir uns verdußt an; das Nashorn hat über uns hinweg die Flucht ergriffen, hat uns gestreift, mit Schlamm bespritzt und — ist verschwunden! Wie kleinlaut wir in diesem Augenblicke waren, kann ich nicht schildern. Man durchkostet in solchen Augenblicken dasselbe Gefühl, wie nach einem unerwarteten Sturz mit dem Pferde, einem unerwarteten Fall oder noch besser, nach einem urplötzlich eintretenden Automobilunglück. Das letzte Beispiel dürfte heutigentags auf weiteres Verständnis stoßen. Aber in solchen Situationen begreift man, warum eingeborene Jäger sich bei der Verfolgung gefährlichen Wildes völlig entkleiden: jedes, auch das kleinste Kleidungsstück wirkt in solchen Augenblicken hindernd und vielleicht verderblich.

\*

\*

\*

Noch heutigen Tages beleben zahllose Tausende von Doppelnashörnern weite Gebiete Ostafrikas. Zahllose Tausende! Hauptmann Schlobach berichtet, daß er im Karragwe im Jahre 1903—1904 bis zu dreißig an einem Tage begegnete. Zahllos sind die Mengen von Hörnern, die alljährlich zum Verkauf an die Küste gelangen und die Mengen, die allerorten erlegt werden. Wie lange aber wird es dauern, und die von Cornndon und Varndell kürzlich noch gesammelten „weißen“ Rhinocerosse Südafrikas, die heute das Museum in Kapstadt und das Privatmuseum Sir W. Rothschilds zieren, sind keine größeren Wertstücke, wie die in den Museen aufgestellten „schwarzen“, heute noch so häufigen afrikanischen Nashörner!

Dieser Zeitpunkt mag vielleicht noch fünfzig oder hundert Jahre hinauszuschieben sein!

Der Jäger aber, der dies wehrkräftige Wild, Urwild im Sinne des Wortes, noch häufig antraf, der Nashornbullen von fünf Fuß Höhe mit klotzigen Hörnern erlegen durfte, kann von Glück sagen, im zwanzigsten Jahrhundert noch Urwild vor der Büchse gesehen zu haben, das schon in grauester Zeit vom ersten Menschen gejagt wurde!







*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Der westliche, im Regenschatten liegende Teil des Gebirgskammes ist während der trockenen Jahreszeit völlig wasserlos. Aber die Besiedlungsmöglichkeit des Kilimandscharo herrschen zum Teil wohl zu optimistische Ansichten. Wasser fand ich oft nur in schwer zugänglichen teuffelförmigen wildromantischen Felstrichtern. Wenn ihr laubbedeckter Wasserpiegel nicht das Bild exotischer Vegetation zurückgeworfen hätte, wäre man nach Europa veriekt worden, eine so herbstliche Stimmung lagerte über dem ganzen weiten Waldgebiet...







Majai töten mit ihren Keulen eine Hyäne — ol 'ngojine.

## XI.

### Ein Löwenfang.

„Simba-Station“<sup>1</sup> heißt ein Haltepunkt der Ugandabahn, die den Indischen Ozean mit dem Viktoria-Njanza verbindet.

Er liegt in der Nähe von Nairobi, und der Klang seines Namens zaubert mir den 25. Januar 1897 vor Augen, den Tag, an dem mir drei Löwen am helllichten Tage — Aug in Aug — beschert wurden.

Damals führte noch kein eiserner Schienenweg ins Innere des Landes; der stählerne Gürtel der Eisenbahnschienen erzitterte noch ebensowenig, wie die ihn begleitenden Telegraphendrähte, allnächtlich in leiser Resonanz, wenn die Stimme des Wüstenkönigs ertönte. Wenig später bot der weiße Mann alltätlich und allnächtlich dem König der afrikanischen Tierwelt ein Paroli auf dem langen Wege vom Ozean bis zum größten zentralafrikanischen Seenbecken . . .

Und „Löwenstation“ wurde jener Haltepunkt der Bahn mit gutem Recht getauft, weil allein unfern dieses Ortes über hundert indische Arbeiter von Löwen geraubt worden waren. Für mich nicht erstaunlich, der ich den Wildreichtum jener Gegenden schon Jahre vorher beschrieben und ein beglaubigendes Siegel der Natur unter meine Schilderungen gedrückt hatte, wie es beweiskräftiger nicht geschehen konnte. Aber trotz alledem erregte es ein gewisses Aufsehen, daß ein alter Mähnenlöwe einen Europäer zur Nachtzeit aus einem Schlafwagen raubte. In Gesellschaft zweier anderer Herren übernachtete er in einem Salonwagen, den man abends auf ein Nebengeleise geschoben hatte. Einer der Europäer schlief auf dem Boden; er hatte sich zum Schutz

<sup>1</sup> Simba = Löwe.

gen Moskitos mit einem Tuch zugedeckt; ein zweiter ruhte auf einem kahlen Bette. Der Löwe packte den dritten, zwischen beiden auf einem Klappbett schlafenden, tötete ihn und trug ihn von dannen. Einer der Überlebenden, Herr Hübner, dessen Jagdheim „Kibwezi“ in Britisch-Ostafrika manchem Jäger Gelegenheit gegeben hat, die afrikanische Jagd kennen zu lernen, teilte mir als Zeuge des Vorganges unter anderem Folgendes mit: „Die Situation war eine kritische. Die Thür, durch welche der Löwe den Salon des Wagens betreten hatte, war zugerollt. Ich sah die Bestie in Armeslänge vor mir, mit den Vorderpranken auf dem Bett meines schlafenden Freundes stehend. Dann ein plötzliches energisches Zugreifen, und ein kurzer Aufschrei meines Freundes belehrte mich, daß es mit ihm vorbei war! Die rechte Pranke traf die linke Schläfe, und die Zähne gruben sich tief in die linke Brust in die Nähe der Achselhöhle ein. Darauf herrschte für die nächsten paar Minuten Todesstille. Alsdann zog der Löwe den Körper meines Freundes von dem Bette herunter und legte ihn auf den Boden.“

Das Raubtier verschwand mit dem Leichnam im Dunkel der Nacht; es wurde einige Zeit darauf, wie man annehmen darf, erlegt.

Ähnliches mag sich in früheren Zeiten häufiger abgespielt haben! Aber da konnte es sich auch noch ereignen, daß im Orange-Freistaat ein einzelner Schütze fünfundzwanzig Löwen erlegte, selbst noch um das Jahr 1863, als beispielsweise im Betschuanalande die Schwarzfersenantilope (*Impallah*, *Aepyceros suara*) schon sehr selten geworden war, und als in Natal längst eine scharfe Gewehrkontrolle ausgeübt wurde. Die Zeiten haben sich geändert: Im Jahre 1899 erregte es allgemeines Aufsehen, daß bei Johannesburg noch ein Löwe erlegt ward, und schon im Jahre 1883 wurde es viel besprochen, daß bei Uppington am Orangesfluß sich noch ein Löwe gezeigt hatte und getötet worden sei. Was Oswald und Vardon, bekannte englische Jäger, in früheren Zeiten alltäglich erlebten, was Moffat aus dem Betschuanalande berichten konnte, daß er nämlich bis zu neun Trupps Löwen an einem Tage umherschweifend begegnet sei, das hat sich durch meine Beobachtungen schon im Jahre 1896 als damals noch für Deutsch- und Britisch-Ostafrika zutreffend erwiesen. Die neueren Erfahrungen der englisch-deutschen Grenzkommision in Ostafrika, die Beobachtungen des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg in letzter Zeit und die Zeugnisse vieler anderer glaubwürdiger Beobachter haben diese Tatsachen bestätigt.

Wenngleich ich den Löwen — in wildreichen Gegenden wenigstens — nicht für so gefährlich erachte, als es vielfach hingestellt worden ist, möchte ich mich doch dem Ausspruche H. A. Brendens anschließen,







Junger Löwe in mißvergnügter Stimmung.



Studie eines jungen Löwen.



daß eine Löwenjagd, zu Fuß ausgeübt, zu den gefährlichsten Jagdhandwerken gerechnet werden muß! Auch die Erfahrung einer Autorität, wie Selous, der sogar zur Nachtzeit in der Dornboma von Löwen angegriffen worden ist, bestätigt das.

In der Gegend meiner erfolgreichen Löwenjagd im Jahre 1897 hat sich im Laufe der Zeit ein Abenteuer nach dem anderen mit Löwen abgespielt. Auch mein einstiger Gastfreund, der Kommandant des Fort Smith im Kikuyu-Lande, von dem ich in „Blicklicht und Büchse“ berichtet habe, hat in dem Schicksal, schwer von wehrkräftigem Wilde verletzt zu werden, mehr wie einen Nachfolger gefunden.

Kapt. Chauncy Hugh Stegand erlebte gleich Mr. Hall und so manchen andern Jägern der verschiedensten Nationen unlängst kurz nacheinander mehrere Unfälle mit Nashörnern und wurde dann um ein Haar von einem Löwen getötet, den er nachts auf dem Anstande angeschossen und dann verfolgt hatte. Schwer verwundet, wie durch ein Wunder wiederum gerettet, mußte er in England Heilung suchen. „Such are the casualties of sportmen in Central and Eastafrika“, bemerkt dazu trocken Sir Harry Johnston, der einstige Gouverneur von Uganda und Verfasser der Vorrede in der englischen Ausgabe meines Buches „Mit Blicklicht und Büchse“.

Solche Fälle ließen sich aus der letzten Zeit in nicht geringer Zahl anführen. Eine Löwenjagd bleibt unter allen Umständen ein höchst gefährliches, ganz gewiß eines schönen Tages (oder in einer schönen Nacht) zum Verderben führendes Handwerk!

Plastisch durchlebe ich beim Lesen derartiger Begebenheiten nochmals meine eigenen Abenteuer mit Löwen, und der Zauber dieser Erlebnisse wird so in der Erinnerung immer wieder wach. —

Heute möchte ich dem Leser etwas vom Löwenfang erzählen. Freilich nicht vom Fang mittels eines Netzes, das gewandte und beherzte Männer in alter Zeit über den Tierkönig zu schleudern wußten, ihn so wehrlos machend und in ihre Gewalt bringend, aber immerhin von einem Fange, der manche spannende und aufregende Augenblicke mit sich brachte. —

Das stolze Rom hat fünfhundert Löwen an einem Tage in der Arena sterben sehen. Das war unter Pompejus. Zwei Jahrtausende sind seit jenen Tagen verflossen, und man kann wohl mit einiger Sicherheit behaupten, daß seither kaum je wieder Löwen nach Europa gelangt sind, die alt, erwachsen in der Wildnis gefangen worden waren. Alle die vielen nach Europa gebrachten Wüstenkönige sind jung gefangen aufgezogen worden, trotz hier und da erfolgter gegenteiliger Angaben. —

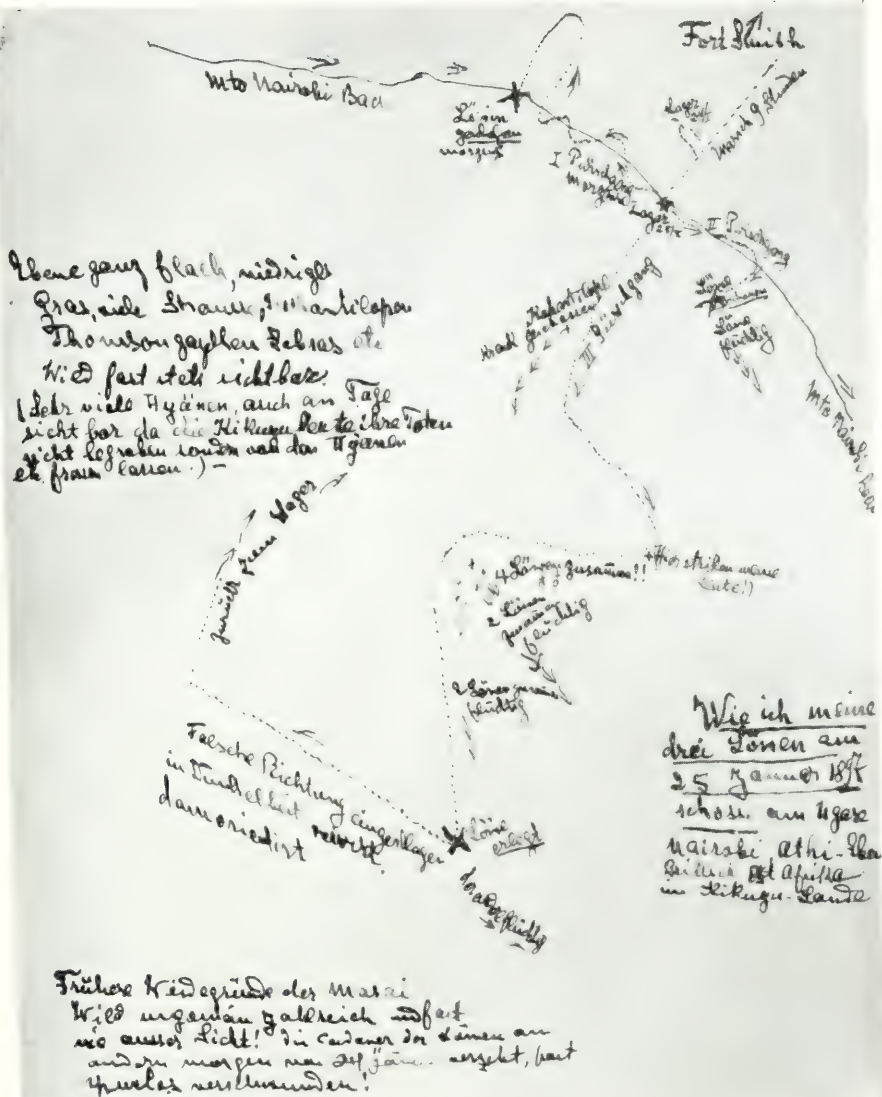


Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diesen in der Gefangenschaft groß gewordenen Löwen nicht der ganze Reiz, nicht die Ursprünglichkeit anhaftet, wie solchen, die in der Wildnis zu voller Entwicklung gelangt sind. Erwachsene Tiger und Leoparden werden auch heutigen Tages noch manchmal in Fallen lebend erbeutet; wir können sie in unseren zoologischen Gärten zuweilen in ganzer Wildheit und ohne die Merkmale künstlicher Aufzucht finden, die jedem Tiere der Wildnis einen gewissen unverkennbaren Stempel aufdrücken. Ist es doch beispielsweise gelungen, nachzuweisen, daß jeder in der Gefangenschaft befindliche Affe, ohne Ausnahme, nach einiger Zeit deutliche Zeichen von Rachitis aufweist. Dieselben Merkmale finden wir aber auch sehr häufig bei den gefangenen großen Katzen. Die Mähnenzierde freilich bildet der in der Gefangenschaft aufgezogene Löwe bei weitem herrlicher und schöner aus, als der wildlebende. Nie finden wir die Mähne in der Freiheit so stark und schön entwickelt, wie bei gefangen aufgezogenen Löwen.

Freilich mag ein Teil jener damals zu den Arenakämpfen nach Rom gebrachten Löwen, von langer Hand her durch die Machthaber in den römischen Provinzen erheischt, — ebenfalls jung aufgezogen worden sein. Aber ohne Zweifel ist auch ein guter Teil alt und erwachsen der Wildnis entnommen worden, vermöge Aufgebots zahlloser Menschen und mit Hilfe von Netzen, Fallgruben und anderen Vorrichtungen, über die uns keine Kunde erhalten ist.

Was so lange Zeit nicht mehr gelungen war, schien mir wahrhaftig der Mühe eines neuen Versuches wert. Wie schon an anderer Stelle ausgeführt, ist es ein großer Unterschied, ob jemand lediglich als Jäger die afrikanische Wildnis betritt, oder ob er sich planmäßigen Forschungen über das Leben der Tiere widmet. Der Jäger wird nach Möglichkeit das Fallenstellen vermeiden. Er sucht lediglich den aufregenden Sport des Kampfes Auge in Auge mit dem König der Tiere, ein Kampf, der ja allerdings durch die überlegene moderne Waffentechnik sehr viel leichter zugunsten des Weidmannes entschieden wird, als in früheren Zeiten.

Jedoch will ich — es sei dies ausdrücklich betont — es dahingestellt sein lassen, ob die mit der Büchse ausgeübte Löwenjagd oder der Löwenfang mit großen Fallen gefährlicher ist. In großen Teilen Afrikas ist die Löwenjagd eine Sache des Zufalles, und zwar überall da, wo weder Pferde (der Tsetsefliege halber) leben, noch auch Hunde verwendet werden können, die — wie dies früher sehr viel in Südafrika geschah, zu vielen vereint den Löwen stellen, bis der heranahende Schütze ihn zu erlegen vermag. Gutem Vernehmen nach hatten



Mein Jagdzug am 25. Januar 1897, an welchem Tage ich auf den Athi-Ebenen  
 im Lande der Wakifuhu zwei Löwen und eine Löwin erlegte.

(Beschrieben in „Mit Stiglicht und Büchse“, Seite 272 ff.)

nichtswiese die Mitglieder einer englisch-abessinischen Grenzregulierungs-kommission, durch eine Hundemeute unterstützt, vor einiger Zeit gegen zwanzig Löwen binnen Jahresfrist erlegen können. Mit dem Eintritt in die Länder am Rudolfsee jedoch erlagen sämtliche Hunde der Tsetsefliege. — Die Jagd mit einer Hundemeute auf gefährliches Wild ist ja überhaupt überaus ergiebig. So schossen die drei Brüder Thudiakow bei Nikolsk am Amur in Manchurien vor etwa neun Jahren vor den Hunden gegen vierzig sibirische Tiger in einem Winter;<sup>1</sup> eine Jagdpartie bei Wladiwostok in einem Monat einhundertfünfundzwanzig wilde Schweine und sieben Tiger. Tiger sind übrigens derselben Quelle nach am Ararat noch so häufig, daß stets drei Mann starke Militärposten zum gegenseitigen Schutze vor nächtlichen Angriffen dieser Raubtiere aufziehen müssen.<sup>2</sup>

Durch mein seltenes Weidmannsglück, drei alte starke Löwen am 25. Januar 1897 erlegt zu haben, bin ich persönlich in jagdlicher Beziehung hoch befriedigt worden. Die kleine Kartenskizze jenes Jagdtages, die ich dem vorliegenden Werke beigebe, zeigt meinen damaligen Jagdweg, und gibt einen guten Begriff sowohl der Art und Weise, wie ich derartige Erlebnisse in meinem Tagebuche festzuhalten pflegte, wie auch der verschiedenen Ereignisse jenes für mich stets denkwürdigen Tages. Ich muß jedoch sagen, daß ich auch beim Löwenfang zahlreiche Situationen erlebt habe, die an Gefahr und aufregenden Augenblicken so reich waren, wie sie nur der Anspruchsvollste sich wünschen kann.

Schon im Jahre 1897 konnte ich ermitteln, daß der Löwe überall da in großen Rudeln vorkommt, wo er sich aus den reichen Wildbeständen mit Leichtigkeit ernähren kann und von der spärlichen menschlichen Bevölkerung noch nicht stark dezimiert worden ist. Damals wurden einmal dreißig Löwen zusammen beobachtet, von mir mit eigenen Augen vierzehn zusammen. Ganz neuerdings sind wiederum größere Rudel im deutschen Ostafrika von glaubwürdigen und einwandfreien Gewährsmännern beobachtet, meine Behauptungen also aufs glücklichste bestätigt worden. Auch der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg hat ganz neuerdings, gelegentlich seiner zweiten afrikanischen Reise, interessante Tatsachen erkunden und durch eigene Beobachtungen das Vorhandensein größerer Löwenrudel bestätigen können. Seit ich

<sup>1</sup> Sibirien beherbergt prachtvolle, im Winter sehr langhaarige Tiger, wie man sich an dem schönen, Winter und Sommer im Freien lebenden, im Berliner Zoologischen Garten gepflegten Paare überzeugen kann.

<sup>2</sup> Diese Angaben verdanke ich der Freundlichkeit des erfahrenen russischen Jägers Tselav v. Wancowik.



mich ganz den photographischen Tierstudien widmete, und daher die mein Lager umschwärmende Tierwelt möglichst wenig belästigte, war ich manchmal für Tage und Wochen im Sinne des Wortes umgeben von einer größeren Anzahl nicht immer ungefährlicher Löwen! Heute, wo photographische Natururkunden meine Beobachtungen beweisen, kann ja niemand mehr an ihrer Richtigkeit zweifeln. Ich habe schon ausgeführt, wie in einer Nacht ein alter starker Löwe, die Spannleinen meines Zeltes fast streifend, zum Bache kam, an dem wir lagerten, obwohl er viele Meilen auf- und abwärts am Bachlaufe ebenso gut hätte zur Tränke ziehen können. Bei einer anderen Gelegenheit näherten sich die Löwen, wie aus den Fährten ersichtlich war, meinem Lager ebenfalls auf wenige Meter. Als ich die in „Mit Blitzlicht und Büchse“ veröffentlichten nächtlichen Löwenüberfälle auf Stiere und Esel photographierte, war ich, den Fährten nach zu urteilen, von einigen dreißig Löwen umgeben. Man wird es daher begreifen, daß ich mich gelegentlich bemühte, eine Anzahl von Exemplaren durch Fallen zu erbeuten, sei es, um der zoologischen Wissenschaft und unseren Museen wild gefangene Löwen in den so sehr erwünschten verschiedenen Altersstufen und Entwicklungsstadien aus bestimmten Gegenden zuzuwenden, sei es, daß Eingeborene, von Löwen bedroht oder ihrer Angehörigen beraubt, meinen Schutz anriefen.

Man wird um so eher zum Fange schreiten, als man tatsächlich jahrelang in Ost-Äquatorialafrika der Jagd obliegen kann, ohne auf einen Löwen zu Schuß zu kommen, es sei denn, daß man die Jagd durch den nächtlichen Ansat zu Hilfe nimmt. Sehr erklärlich, da der Löwe eine völlig nächtliche Lebensweise führt und am Tage fast stets das Weite zu suchen pflegt, bevor er von Menschen wahrgenommen werden kann.

Vor allem aber lag mir daran, ein oder mehrere alte Exemplare des Wüstenkönigs einzufangen, um sie lebend nach Europa zu bringen. Zunächst galt es, möglichst leichte und bequem tragbare eiserne Käfige herzustellen, stark genug, den verzweifeltsten Befreiungsversuchen der gewaltigen Tiere standzuhalten. Diese Aufgabe wurde in unserem Berliner Zoologischen Garten unter der Leitung Professor Hecks aufs beste gelöst. Immerhin erwies es sich als unmöglich, solche Käfige unter einhundertundfünfzig Kilo Gesamtgewicht herzustellen. Zum Transport jedes einzelnen Käfigs, auseinandergenommen, bedurfte ich also der Dienste von sechs Trägern. Ich ließ denn auch mehrere solcher eisernen Kästen über See nach Tanga schaffen und nahm sie von dort aus ins Innere mit. — So hatte ich die Möglichkeit, die Gefangenen in sicheres Gewahrſam zu bringen, — Gefangene, die freilich erst ge-



und und unverletzt in der Wildnis überwältigt werden mußten! Durch eine etwas veränderte Anwendung gewaltiger Tellereisen vermochte ich auch diese schwierige mir gestellte Aufgabe zu lösen. Wer die Schwierigkeiten des Transports in Ländern, in denen man ausschließlich auf menschliche Schultern angewiesen ist, nicht kennt, kann sich schwerlich ein Bild davon machen, in wie große Verlegenheiten man dabei geraten kann! So brachte mich denn auch gleich der erste gefangene, mit Ausnahme einiger Hautschürfungen, fast unverletzte Löwe in große Verlegenheit, weil mir wegen Hungersnot und anderer Ursachen Träger fehlten.

Ich hatte die Fährten einer Löwin mit drei ganz geringen Jungen gefunden. Die Fährten führten mich einem Wildwechsel nach, über eine Stunde durch die Steppe und verloren sich endlich im dichten Dornenpori. Da ich auch einige, bereits mehrere Tage alte Fährten desselben kleinen Löwenrudels auffand, war es anzunehmen, daß die alte Löwin sich noch in der Gegend aufhalte. So beschloß ich, zumal mir leider genug tsetsekrankes, also einem sicheren und qualvollen Tode verfallenes Rindvieh zur Verfügung stand, in der Nähe ein Lager aufzuschlagen und eine mit einem kranken Stiere beköderte Falle aufzustellen.

Wasser fand sich etwa eineinhalb Stunden weit von der Stelle, an der ich die Löwenfährte wahrgenommen hatte; ich war also gezwungen, so entfernt zu lagern. In später Abendstunde hatte ich endlich, nach angestrengter Arbeit, die Falle so gut verblendet aufgestellt, daß ich auf besten Erfolg in der Nacht hoffen durfte! Doch es sollte anders kommen! Man kann nicht oft genug betonen, wie sehr Erwartungen jeder Art im schwarzen Erdteil getäuscht werden. So auch hier.

In früher Morgenstunde brach ich auf, um erwartungsvoll meine Falle aufzusuchen. Schon von weitem mußte ich jedoch bemerken, daß mein Stier noch lebte. Enttäuscht glaubte ich bereits, die Löwenfamilie habe das Weite gesucht. Dem war jedoch nicht so, denn zu meinem größten Erstaunen fand ich nach kurzer Zeit die frische Fährte der alten Löwin und der sie begleitenden Jungen. Sie hatten zwar der Falle einen Besuch abgestattet, jedoch wieder das dicht verwachsene Dornenpori aufgesucht, anscheinend ohne Notiz von der so leicht bezwingbaren Beute zu nehmen. Die Beschaffenheit des Geländes gestattete mir, die in den Boden eingepprägten Löwenfährten gewissermaßen wie in einem Buche zu lesen. Diese Schriftsprache sagte mir u. a., daß die jungen Löwen, plötzlich nach der Seite flüchtig werdend, höchst neugierig, die weiße, jetzt hell in der Sonne leuchtende Rückenschale einer Landschildkröte aufgesucht hatten, die wohl im Mondschein ihre

Aufmerksamkeit erregt haben mochte. Sie hatten sich offenbar eine Weile mit diesem Spielzeug beschäftigt und den Schildkrötenpanzer, dessen Oberfläche bereits vollkommen verwittert war, mit ihren kleinen Krallen bearbeitet. Dann waren sie, wie die Fährte auswies, zu ihrer Mutter zurückgekehrt. Aus alledem schloß ich, daß die alte Löwin, überreich durch Wild genährt, keinen Hunger und somit auch keine Raublust verspürt haben mochte. Wieder war ich im Besitze eines Beweises, daß gesättigte Löwen nicht mordlustig sind. Schon allein diese Tatsache schien mir alle aufgewendete Mühe reich zu vergelten.

In den beiden folgenden Nächten verhielt sich meine Löwenfamilie zu meinem größten Bedauern in ähnlicher Weise; wiederum besuchten Mutter und Kinder meinen Stier, ohne gegen ihn irgendetwas zu unternehmen.

Dies Verhalten der alten Löwin war für mich insofern besonders bedauerlich, als ich durch ihre Gefangennahme wahrscheinlich auch in den Besitz der noch ganz geringen Jungen gelangt wäre.

Von großem Interesse war mir in diesem Falle, wie in vielen ähnlichen, auch das Verhalten der angebundenen Stiere. In den meisten Fällen benutzte ich, wie schon gesagt, zu diesen Löwenfängen krankes Vieh, meist an dem Stich der Tsetsefliege tödlich erkranktes. Die Tsetsefliege, deren nah verwandte Art dem Menschen die schreckliche Schlafkrankheit bringt, ist ja die Ursache, daß in vielen Gebieten Deutsch-Ostafrikas Vieh nur unter ganz bestimmten Bedingungen oder gar nicht gehalten werden kann. Wenn mein Vieh, das ich zum Löwenfang verwandte, in der Regel schon einem peinvollen Tode durch die schreckliche Tsetsekrankheit verfallen war, so erschien dagegen der Tod durch die machtvolle Umarmung eines Löwen ein gnädiger. Der Löwe tötet sein Opfer durch einen einzigen gewaltigen Biß. Aber ich fand auch, daß die angebundenen Tiere stets ruhig ihr Futter zu sich nahmen und keinerlei besondere Unruhe zeigten, solange die Löwen nur friedlich, wie in diesem Falle, in ihre Nähe kamen. Es deckt sich das mit meinen öfters angestellten Beobachtungen des Benehmens frei lebender Tiere Löwen gegenüber. So bemerkte ich, daß Antilopen anscheinend wenig Notiz von den auf der flachen Ebene sichtbaren Löwen nahmen. Allerdings hielten sie sich in einer gewissen respektvollen Entfernung vom Beherrscher des Tierreiches.

Trotz des vorläufigen Mißerfolges beschloß ich auszuharren, obwohl die Umgebung meines Lagers nur wenig Verlockendes bot, und Wild, merkwürdigerweise mit Ausnahme einiger Straußenrudel, die sich stundenlang in der Nähe meines Lagers umhertrieben, nur spärlich war. Ich hoffte, daß in der dritten Nacht die Löwin dennoch

überlistet werden würde. Diese Hoffnung war vergeblich. Ich habe weder von ihr noch von den jungen Löwen je wieder etwas wahrgenommen.



Polternd wurde der Löwe im Dickicht flüchtig und raute mit der Felle im nächsten Augenblick etwa hundert Schritte auf eine Waldlichtung hinaus. Dann blieb er, heftig mit der Rute schlagend, einen Augenblick sitzen und versuchte dann sich anzunehmen. . . (Beschrieben in „Mit Wichtigt und Büchie“.) Ähnliche Jagderfolge auf Löwen hatten in der Folge mehrere andere Herrn in derselben äußerst löwenreichen Gegend.

Dafür aber fand sich am Morgen des dritten Tages ein für die dortigen Verhältnisse gut gemählter alter männlicher Löwe in meiner Gewalt. Grimmig brüllend kündigte er sich schon bei meinem Herannahen von weitem als mein Gefangener an. Nun galt es zunächst





Da ich mich überzeugt hatte, daß der Löwe von der Falle sicher festgehalten wurde, konnte ich es wagen, auf wenige Schritt Entfernung einige Kopfstudien mittels meines 13×18 Stativapparates zu versuchen...



zu erkunden, ob er nicht nur sicher vom Eisen festgehalten, sondern auch unverletzt sei. Beides bestätigte sich nach längerer Zeit, nicht ohne Mühe und Schwierigkeiten, selbstredend auch nicht ohne beträchtliche Gefahr. Ich überlasse es der Phantasie des Lesers, sich auszumalen, in welcher Gemütsstimmung man sich dem in so verzweifelter Lage befindlichen Könige der Tiere nähert. Ich darf versichern, daß man diese Annäherung mit einer gewissen Vorsicht, um nicht zu sagen, mit einem gewissen Respekt vor Seiner Majestät vollzieht!

Das unheimlich dumpfe, in höchster Wut ertönende Brüllen und Knurren des Tieres, noch dazu eines alten herrlichen männlichen Löwen, muß man in solcher Lage vernommen, nur ein einziges Mal vernommen haben, um es nie wieder zu vergessen. Ohne Unterlaß grollt das mächtige Organ in unserer unmittelbaren Nähe, bald dumpf röchelnd, bald plötzlich wieder anschwellend. Der Gesichtsausdruck, der ausdrucksvolle Kopf zeigen höchste Wut und warnen zu größter Vorsicht! Splitternd zermalmt das furchtbare Gebiß das erreichbare Geäst oder droht mir halb geöffnet entgegen!

Wird die Falle halten? Muß sich nicht im nächsten Augenblicke ein Drama abspielen, dessen Kosten ich mit teurerem Preis bezahlen muß? Das sind herrlich spannende Augenblicke des Lebens in der Wildnis . . .

Es galt nunmehr, den Löwen aus der Falle zu befreien und in das Lager zu schaffen. Freilich, meine Transportkasten konnte ich erst in etwa einer Woche herbeischaffen! Aber ich beschloß, das Tier vorläufig mittels ausgeprobt starker Kette und mit einem eigens zu solchen Zwecken in Europa gefertigten dreifachen mächtigen Halsbande zu fesseln.

Aber auch die kühnsten meiner Leute weigerten sich zunächst energisch, meinen Befehlen zu gehorchen. Es bedurfte der größten Energie, um endlich einige der mutigsten zu bewegen, mir und meinem Begleiter Orgeich hilfsreiche Hand zu leisten. Wie stets, galt es den Schwarzen mit gutem Beispiele voranzugehen. Nach einiger Zeit hatte ich, wie die Aufnahmen Seite 319 und 329 beweisen, zunächst meinen photographischen Apparat dicht vor dem Wüstenkönige aufgestellt, um auf wenige Schritt Entfernung mehrere Aufnahmen von ihm zu machen.

Nunmehr wurden in der Nähe einige armdicke junge Bäume gefällt, mittels deren wir versuchten, den Löwen zunächst niederzudrücken, um ihn dann zu fesseln. Anfangs gelang das nicht. Ich nahm daher meine Zuflucht zu starken Stricken, die ich ähnlich einem Lasso anzuwenden suchte. Es war ein wundervoller Anblick, wie der Gefangene, als ich glücklich seinen Kopf in der Schlinge hatte, es fertig brachte,



C. G. Schilling, phot.

R. Fouglaunders Palas, Leipzig 1906.

Der Löwe, ein altes, verhältnismäßig stark gemähntes Exemplar, hatte die Falle etwa eine halbe Stunde weit fortgeschleppt. Die von mir auf etwa zwanzig Schritt Entfernung gemachte Aufnahme quittierte er mit einem unerwartet schnellen Angriff, dem aber, da er durch die Falle doch stark gehindert war, eine guttühende Kugel ein Ziel setzte. . . .







*C. G. Schillings phot.*

Der gefnebelte Löwe, den ich lebend nach Europa zu bringen hoffte, wurde ins Lager geschafft... meine Leute improvisierten während dieses ungewöhnlichen Transportes allerhand Gefänge...

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*



Ich mit den Zähnen zu fassen, und wie das dicke Tau nach kurzem wütenden Kauen wie mit einer Schere zerschnitten rechts und links vom Rachen herabfiel. Bei diesen Versuchen tat ich auf dem jedem „Afrikaner“ bekannten glatten grasbedeckten Boden der Steppe einen Fehltritt, und wäre um eines Haares Breite in die Umarmung des wütenden Gewaltigen gefallen, wenn mich mein braver Präparator nicht noch glücklich zurückgerissen hätte. Nach verschiedenen weiteren Bemühungen, während deren meine Leute zuweilen erschreckt Reißaus nahmen, gelang es mir endlich, sowohl Kopf wie Taten des Tieres



Ang einer Löwin. In der Nähe eines Majaitraals, aus dem einige Nächte vorher ein Mann von Löwen geraubt worden war und zu dem mich einige Elmoran hinführten, gelang es mir den Augenblick photographisch festzuhalten, in dem eine Löwin nachts von der von mir aufgestellten Falle gefaßt wird. Die Aufnahme erfolgte automatisch, man sieht, wie das Raubtier wütend nach der Falle schnappt . . . (Ang und photographische Aufnahme erfolgten in genau demselben Augenblick!)

zu fesseln. Mittels der Bäume wurde der Körper auf den Boden niedergedrückt, ein Knebel im Rachen angebracht, der Gefangene von der Falle befreit und an einen Baumstamm gebunden ins Lager geschafft.

Alles hier mit wenigen Worten geschilderte bedurfte der Arbeit mehrerer Stunden. Es war ein seltsamer Transport, und in der Tat kein ganz alltäglicher! In meinem früheren Werke habe ich schon beschrieben, wie wir einen halb erwachsenen Löwen in derselben Weise lebend ins Lager schafften und eine Abbildung dieses Transportes gebracht. Einige der anschaulichsten Aufnahmen des durch meine Träger fortgeschafften ausgewachsenen Löwen habe ich leider nebst manchen anderen bei der Übersehung eines angeschwollenen Flusses eingebüßt.

Schon freute ich mich auf das Schauspiel des im Lager angefesselten Königs der Tiere. Aber zu meinem größten Leidwesen verendete der Löwe dort urplötzlich, wahrscheinlich am Herzschlage. Bei der Sektion wurde wenigstens keine Verletzung irgend welcher Art gefunden.

Das war ein Bild von wildestem Reize, ein herrliches Ringen mit dem edlen Wild, das ich — List gegen Kraft — bereits in menschliche Gewalt gebracht hatte, das nun endgültig dem Menschen untertan werden sollte, dessen Herz aber darob brach . . .

Furchtbar schön war das Brüllen und Röcheln des sich gewaltig



Die tiefe grollende Stimme des gefangenen Wüstenkönigs, der mit der Felle etwa zwei Kilometer weit in die Steppe hinausgewechselt war, ertönte schon von weitem . . . Nach seiner Erlegung stellte es sich heraus, daß er sich beinahe aus der Felle befreit hätte, da die Bügel nur die Ballen einer Felle gefaßt hatten . . .

Sträubenden anzuhören. Desto größer meine Enttäuschung, als der Tod plötzlich eintrat. Ich fürchte, daß auf diese Weise es kaum je gelingen wird, den König der Tiere in die Gewalt des Menschen zu bringen. Richtiger scheint es mir, ihn in großen Gitterfallen zu fangen, in denen man ihn allmählich während mehrerer Tage an den gewaltsamen Verlust der Freiheit gewöhnen kann. Solches aber bedarf umfangreicher Vorrichtungen und liegt außerhalb des Bereiches eines mit beschränkten Hilfsmitteln reisenden Privatmannes. Meine Versuche, Löwen mit Benutzung der von Eingeborenen gegrabenen Fallgruben zu fangen, sind mißlungen, weil die in die Grube Gestürzten sich stets zu befreien vermochten.

Ein auch in der Falle gefangener, noch jüngerer, männlicher Löwe war zwar fast einen Monat in meinem Lager angekettet. Er hatte sich aber doch beim Fang die Pranke beschädigt und ging an dieser allmählich trotz aller Pflege voreitenden Verletzung ein. Übrigens hatte er einen meiner Leute, der sich ihm unvorsichtig genähert hatte, beim Knebeln in der Falle sehr erheblich durch Aufreißen der Adern eines Armes verletzt.

So endeten diesmal meine Versuche, einen alten Löwen lebend nach Europa zu bringen.

So manches da drüben dünkt ja leicht, ist aber in Wirklichkeit so mühevoll und schwierig! Es sei noch erwähnt, daß selbst bei glücklicher Eingewöhnung des Gewaltigen, der Transport bis zur Küste fast unbefiegbare Schwierigkeiten verursacht haben würde. Es will etwas heißen, Tier und Käfig, zusammen eine etwa achthundertpfündige Last, von Trägern durch die Wildnis schleppen zu lassen! Auch mit Hilfe der Ugandabahn ist es bis heute noch nicht gelungen, einen alt gefangenen Löwen nach Hause zu schaffen. — Noch mehrfach habe ich zu diesem Zwecke Löwen gefangen, aber auch Sehsfänge erlebt.

Manchmal kehrten die Tiere nicht wieder dahin zurück, wo ich sie gespürt oder gesehen hatte, oder sie verschmähten die dargebotene Lockspeise. Dieselbe Erfahrung macht man ja auch häufig in Indien mit Tigern, die man in ähnlicher Weise anzulocken und dann von einer Kanzel aus zu erlegen pflegt. Interessante Berichte über das Verhalten der Tiger in solchen Fällen findet man zuweilen in den Veröffentlichungen englischer Jäger, auch in dem sehr interessanten Buche über exotische Jagden von P. N i e d i c k, einem deutschen Jäger von großer Erfahrung. Späterhin hätte es mir vielleicht gelingen können, alt gefangene Löwen zu transportieren, aber da hatte ich die schweren Käfige nicht zur Hand und konnte sie auch nicht mehr herbeischaffen. Heute mögen sie längst verrostet und vermodert sein, gleich manchen andern Geräten, die ich aus Trägemangel irgendwo in der Steppe versteckt oder vergraben habe, um sie später vielleicht wiederzufinden. —

Ein weiteres nicht uninteressantes Löwen-Erlebnis hatte ich einst auf dem rechten Ufer des Rufusflusses.

Während mehrerer Nächte ertönte dicht in der Nähe meines Lagers andauerndes Löwengebrüll. Trotz aller Versuche, der Tiere bei Tage ansichtig zu werden, konnte ich von ihnen nicht das Geringste wahrnehmen. Zudem war der Bewuchs in der Nähe des Flusses für eine Löwenjagd äußerst ungünstig. So beschloß ich denn, mein Heil mit einer Falle zu versuchen. Ein nur noch wenig lebensfähiger, abgemagerter, sehr kranker Eselhengst wurde als Lockmittel benutzt, und





*C. G. Schillings phot.*

Der Löwe setzte mit einem so gewaltigen Sprung und in solcher Schnelligkeit über den Bach, daß die photographische Platte ihn leider nur zum Teil wiedergeben konnte (Nachtaufnahme mit Blitzlicht.)

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*





bereits in der ersten Nacht vom Löwen getötet. Zu meiner Enttäuschung jedoch, hatte das mächtige Raubtier sich des Esels offenbar mit einem einzigen Sprunge bemächtigt, die ihn fesselnden Stricke mit unglaublicher Kraft zerrissen und war dann, seine Beute mit sich schleppend, im nahen Dickicht verschwunden, ohne die Falle zu berühren. Am nächsten Morgen zu frühester Stunde nahm ich die Fährte auf, die sich deutlich in den Boden eingepreßt hatte. Mit angespanntem Atem folgte ich Schritt für Schritt der Schleifspur, inmitten dichten Bewuchses, der mir nur einige Schritte weit Umschau gewährte. Lautlos schleichend bewegte ich mich mit den mir folgenden Gewehrträgern vorwärts, wissend, daß ich mit höchster Wahrscheinlichkeit auf den Löwen stoßen würde.

Die Schleifspur geht in scharfem Bogen links, um einige dichte Büsche herum. Jetzt kommen wir an eine Stelle, wo der Räuber mit seiner Beute offenbar für Augenblicke geraftet hat; jetzt wiederum biegt sie scharf nach rechts, und so geht es eine kurze Weile atemlos vorwärts.

Und richtig: während wir wie die Katzen lautlos auf dem kahlen, grell das Sonnenlicht widerstrahlenden Sandboden vorwärtschleichen, jeder Nerv, jede Muskel angespannt, meine Leute dicht hinter mir, ich aber, die erhobene Büchse gestochen und schußbereit in der Hand, — poltert es plötzlich mit unheimlichem Knurren dicht vor uns über den harten Sandboden hinweg! Es ist erstaunlich, wie dröhnend die Flucht eines Löwen auf unmittelbare Entfernung vernommen wird! Einige eilige Schritte vorwärts, und ich stoße auf die Überreste des Esels — der Löwe hat leider das Weite gesucht!

Ich springe um den Busch herum. Zu spät! — Nichts ist von dem Raubtier mehr wahrzunehmen. Eine Verfolgung der Fährte führte mich zu keinem Ziele, da wir sie bald auf dem nunmehr steiniger werdenden Boden verlieren. Mißmutig begeben wir uns von dannen, um nach einigen Stunden abermals zurückzukehren. Mit größter Vorsicht mich abermals den Resten des Esels nähernd, finden wir sie nicht mehr vor. Der Löwe hat sie fortgeschafft. Wir folgen, aber zu meiner unaussprechlichen Enttäuschung ereignet sich genau dasselbe Schauspiel, wie am Morgen: Ich vermag mich ihm nur inmitten dichten Bewuchses zu nähern; er ergreift wiederum grollend die Flucht, wenige Meter nur von mir, gedeckt durch das Buschwerk. — Vielleicht treibt er heute noch sein Wesen in demselben Revier . . .

In mehreren Fällen töteten Löwen, meist zu mehreren vereint, die von mir angebundenen Stiere, ohne sich zu fangen. — Bei einer solchen Mahlzeit überraschte ich an den Ndjirisümpfen im Juni 1905 einen Löwen und zwei Löwinnen. Leider gewahrten mich die Raubtiere schon von weitem, und nun entspann sich wiederum ein Dauer-

auf, wie ich ihn am 25. Januar 1897 schon erfolgreich unternommen hatte.<sup>1</sup> Es gelang mir, den im Sinne des Wortes vollgefressenen Löwen allmählich Feld abzugewinnen. Eine wundervolle Erinnerung! Grelles Morgenlicht, eine scharfe Natronbrise von den Sümpfen her, gelber Steppenland mit weißlicher Salzkruete; einzelne Busch- und Baumgruppen — vor mir die sich unwillig zurückziehenden Löwen, bald mehr, bald weniger sichtbar.

Ein Versuch zu schießen! Zu weit, unmöglich! Keuchender Atem, all die Gesichte und Irbilder des angestrengtesten Laufens und höchster Anforderungen an Herz und Lunge! — Endlich verhofft die letzte Löwin und äugt nach mir. Ich schieße und glaube gefehlt zu haben. Die Löwen verschwinden in gewaltigen Gluchten im nahen Schilf. Die Nachsuche ergibt Schweiß, viel Schweiß, leider ohne Ergebnis. — Und acht Tage darauf erbeute ich die Löwin dennoch und finde, daß meine Kugel schräg hinten die Keule durchschlagen hat!

Unter Umständen kann ein im Tellerreisen gefangener Löwe weite Strecken mit der Falle zurücklegen und zwingt den folgenden Jäger zu einer höchst aufregenden Nachsuche. Geht diese im verhältnismäßig offenen Gelände vor sich, so wird sie meistens einen günstigen Ausgang haben. Ist man jedoch gezwungen, wie ich dies mehrfach erlebt habe, etwa im Röhricht oder in dicht verwachsenen Dickungeln dem Raubtiere zu folgen, so können das Stunden atemloster Spannung werden. Wer dem erzürnten Raubtiere in sein Versteck folgt, muß wissen, daß es, etwa nur an einer ungünstigen Stelle seiner mächtigen Pranken von der Falle gefaßt, sich vielleicht mit einer einzigen gewaltigen Anstrengung vom Eisen zu lösen vermag. Dann kann sich leicht das Blatt wenden, und der Löwe umklammert mit seinen Pranken den Jäger, um ihn nicht wieder loszulassen — —

In einem anderen Falle hatte ich zwei ausgewachsene Löwen in einer Nacht gefangen. Tagelang hatten sie fast allnächtlich mein Lager umbrüllt, waren auf geringe Entfernung herangeschlichen, hatten meine Leute geängstigt und waren nachts von den Posten wahrgenommen worden, ohne sich in dem unsichtigen Gelände am Tage jemals einem menschlichen Auge zu zeigen. — Die dann endlich dargebotene Lockspeise, kranke Esel, war nach längerer Zeit in einer Nacht gerissen worden. Die Schleisspur der schweren Eisen führte nach einigen Kreuz- und Quergängen in ein schilfiges Dickicht. Hier war es unmöglich, auch nur wenige Schritt weit zu sehen. Es bedurfte mehrerer Stunden,

---

<sup>1</sup> Auch Herr Niedieck erlebte ähnliches, man vergl. „Mit der Büchse in fünf Weltteilen“, von P. Niedieck und mein Buch „Mit Bliglicht und Büchse“.



C. G. Schütz, Photograph.

K. F. Schütz, Photograph, 1906.

Ein von mir gefangener und lebend ins Lager gebrachter, ausgewachsener männlicher Bär auf etwa fünf Zehntel Entfernung auf genommen. Das Bild gibt den Typus des mehr oder minder mähnenlosen Bären der Karakorum an. Sehr alte Bären bilden jedoch nach meinen Beobachtungen auch hier eine härtere Abart aus, die jedoch niemals auch nur annähernd jene gewaltige Färbung annehmen, wie wir sie in den Zoologischen Gärten, in der Gefangenschaft erkrankten, beobachtet, oder, wie sie beispielsweise den kalt ausgetrockneten Bären der Atlasländer oder Zibafilas eigentümlich war.



Wir endlich gelang, erst den einen, dann den anderen Wüsten-  
wölfe auszumachen, beides alte gemähnte Löwen! Aber sie zu erlegen,  
kostete noch große Mühe. Hörte ich auch am Klirren der Ketten, wo  
sich die mächtigen Gefangenen befanden, so mußte ich doch ihrer erst  
ansichtig werden, um eine Kugel auf den tödlichen Fleck zu setzen!  
Inzwischen machte jeder der Löwen einige heftige Versuche, sich zu  
befreien. Wehe, wenn das Eisen nachgegeben hätte! Diese Befreiungs-  
versuche wechselten aber mit völlig ruhigem, lauerndem Verhalten. Wie



Mein tapferer Präparator brachte die gefangene Hyäne unbeschädigt ins Lager, indem  
er sich dabei mit einem jungen Baume das Tier vom Leibe hielt.

furchtbar knurrten die Raubtiere! Das muß man in solchen Umständen  
vernommen haben, um seinen Eindruck verstehen zu lernen!

Ich kann versichern, daß dieses Nachfolgen in unsichtigem Gelände  
mit zu den aufregendsten Ereignissen einer afrikanischen Reise  
gehört. Wir sehen auf unseren Abbildungen einige gefangene Löwen.  
Deutlich spricht sich in ihren Mienen eine Warnung aus, die wohl  
jeder zu lesen imstande ist.

Ich kann denen nicht recht geben, die den Löwenfang ausnahmslos  
verurteilen. Freilich muß ihn ein ausreichender Zweck rechtfertigen.  
Ich hätte dem Königlichen Museum für Naturkunde in Berlin nicht so  
schöne und typische Löwenfelle zur Verfügung stellen können, wenn ich  
nicht zu diesem Mittel des Fanges gegriffen hätte.

Eine Löwengeschichte mit „tragischem“ Ausgang wurde mir einst



C. G. Schillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.

Der Transport der lebenden Hyäne bis zur Küste erfordernde zahlreiche Träger.

als Bagamono berichtet. Da hatte sich ein Löwe unliebsam bemerklich gemacht, und einige Europäer beschloßen, dem König der Tiere mittels einer Falle beizukommen. Sie war bald gestellt, und richtig, ein junger Löwe saß glücklich eines Tages darin. Mehrere bis an die Zähne bewaffnete Männer näherten sich der Fangstelle, um durch Pulver und Blei den Gefangenen vom Leben zum Tode zu bringen. Es ist mir nicht mehr genau erinnerlich, was nun geschah. Aber auf einen Versuch des Löwen hin, sich aus der Falle zu befreien, ergriffen die Schützen das Hasenpanier und stürzten sich in einen Teich. Dabei



Die „Ringugwa“ (gestreifte Hyäne, *Hyaena schillingi* Mtsch.) war völlig unverletzt in meine Gewalt geraten und wurde längere Zeit im Lager angefettet gehalten. Später brachte ich sie glücklich als erstes Exemplar, das Europa lebend erreichte, in den Berliner Zoologischen Garten.

geschah es, daß der zuerst ins Wasser gesprungene, dem ein anderer unmittelbar folgte, glaubte, vom Löwen gepackt zu sein und ein furchtbares „Brüllen“ ausstieß. Der Löwe aber soll nach anderen Berichten gar kein Löwe, sondern eine Hyäne gewesen sein. Für die Wahrheit dieser „echt afrikanischen“ Jagdgeschichte haben sich mehrere eingeborene Gewährsleute verbürgt, nehmen wir daher an, sie sei — immerhin gut — erfunden!

Im Gegensatz zu dieser harmlosen Löwengeschichte steht aber wieder die Tatsache, daß, in früheren Jahren wenigstens, aus einzelnen Küstenplätzen, von einer förmlichen Löwenplage berichtet ward, so z. B. aus Mikindani! Die hungrigen Löwen raubten zahlreiche Eingeborene und stießen sogar zuweilen mit dem Kopf die Türen der Behausungen auf.





*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Mafaitrieger verpöten eine auf ihre Bitten von mir gefangene Hyäne, die ihren Aal beraubt hatte und töten sie mit einem einzigen geschickten Speerwurf ins Herz.



Die Ausrottung des Wildes macht den Löwen zunächst so gut zur Ennoplege wie den Buschmann Südafrikas. Dann aber verfielen und verfallen beide auch noch heute bald dem Tode -- wenn auch nicht immer durch Hunger . . .

Glücklicher als mit den Löwen war ich in dem Versuch, die von mir entdeckte und mich besonders interessierende gestreifte Hyaäne (*Hyaena schillingsi* Mtsch.), in einem schönen alten Exemplare nach Deutschland zu bringen, wo ich sie dem Berliner Zoologischen Garten schenkte. Wir sehen Seite 350 eine solche Hyaäne der Falle entnommen. Mein tapferer Präparator hat sich, einen jungen Baum als Keule gegen etwaige Angriffe des von den Eingeborenen „Kingugwa“ getauften und sehr gefürchteten Raubtieres benutzend, einigermaßen gesichert, ohne jedoch seinen Gleichmut zu verlieren und die ihm unentbehrliche und von ihm untrennbare Tabakspfeife einen Augenblick unbenuzt zu lassen. Eine andere Hyaäne sehen wir im Lager angebunden. Dieses schöne Tier, ein altes Weibchen, an die Küste zu schaffen, war allerdings auch nicht leicht. Etwa vierzig Träger wurden dazu bestimmt, den schweren eisernen Transportbehälter mit seiner Insassin nach Tanga zu schleppen. Diese Vertreterin einer zum ersten Male lebend nach Europa gelangenden Hyaänenart hat dann auch mehrere Jahre im Zoologischen Garten zu Berlin das Raubtierhaus bewohnt.

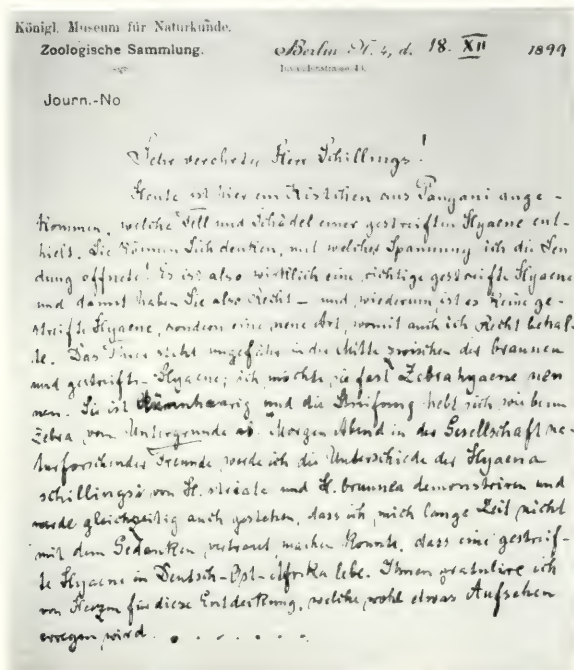
Leichter und müheloser ist es, sich in den Besitz kleinerer Raubtiere zu setzen. So hielt ich drei von mir gefangene Schakale (*Thos. schmidtii* Noack.) in meinem Lager, die sich nach einiger Zeit mit ihrem Schicksale abzufinden wußten. Es ist interessant, dabei den verschiedenen Charakter der einzelnen Tiere zu studieren. Einige ergeben sich schnell und leicht in ihr Schicksal, andere, obwohl sie derselben Art angehören, nur schwierig und mit Widerstreben. Das Studium aber dieser Tiercharaktere gewährt begreiflicherweise eine erwünschte Abwechslung in dem einförmigen Lagerleben der Wildnis.

Während Schakale, erwachsen der Wildnis entnommen, unschwer nach Europa gebracht werden können, stoßen wir bei den viel edleren Katzenarten, ähnlich wie beim König der Tiere, auf große Schwierigkeiten. Ich machte die Erfahrung, daß beispielsweise Servallkätzchen und wilde Katzen der Zähmung großen Widerstand entgegensetzen, und erlebte es denn auch, daß ein Luchs trotz aller Sorgfalt während seiner Gefangennahme urplötzlich tot war.

Man sieht, alle diese Dinge sind nicht so einfach. So kommt es, daß, wie schon oft erwähnt, eine Anzahl der reizvollsten und interessantesten Mitglieder der afrikanischen Tierwelt bis zum heutigen Tage lebend nicht nach Europa gelangen konnten. Ich möchte wünschen, daß

es wenigstens gelänge, alt eingefangene Löwen herüberzubringen. Der Anblick eines oder mehrerer solcher Tierkönige in ihrer ganzen Wildheit und Majestät würde mir persönlich den Anblick ganzer Rudel aufgezogener und fast zu Haustieren gewordener Löwen reichlich aufwiegen!

Die Stunden aber, in denen ich mich manches Mal im Sinne des Wortes mit Löwen „herumbalgte“ und, sie knebelnd, den leider vergeblichen Versuch machte, die gewaltigen Raubtiere lebend nach Europa zu schaffen, habe ich gewiß nicht umsonst durchlebt. Sie waren schön, spannungsvoll und ereignisreich ohnegleichen! —



Wenn die Post Nachrichten aus Europa bringt, ist stets ein Festtag! Dies ist namentlich dann der Fall, wenn man erfährt, daß jeßnlichst erwünschte zoologische Seltenheiten glücklich zu Hause angelangt sind. Der vorstehende Brief beweist, mit wie unendlichen Schwierigkeiten zoologische Forschungen im weiten Afrika verknüpft sind . . .



Zur Elefantenvernichtung durch gewerbmäßige Schüssen: Ankunft einer Elfenbein-Karawane der Faktorei V. Deutz & Co. in Portugiesisch-Elisafrita.

## XII.

### Von aussterbenden Riesen.

Jeder Kenner Äquatorial-Ostafrikas wird mir darin recht geben, daß es heute leichter ist, fünfzig Nashörner zu erlegen, wie einen einzigen Elefantenbullen von hundert oder mehr Kilo Sahngewicht.

Die meisten dieser gewaltigen Urtiere<sup>1</sup> haben nur verschwindende Überreste als Urkunden ihres einstigen Daseins zurückgelassen. Viele Arten aber mögen spurlos verschwunden sein, ohne daß wir von ihnen irgend ein Überbleibsel besitzen. Aus historischer Zeit sind wohl die schwarzen Granitsarkophage auf dem Totenfelde von Sakkarah in Ägypten, die die heiligen Apisstiere vor dreieinhalb Jahrtausenden aufnahmen, mit ihrem Gewicht von 65000 Kilo jeder einzelne, die mächtigsten Denkmäler, die je von Menschen einem Tiere geweiht wurden! Dem Ptah, dem Gott von Memphis, waren Stiere geheiligt, und ihre Grabdenkmäler, — die Mariette im Jahre 1851 wieder ans Tageslicht brachte, — künden in eindrucksvoller Sprache von dem einstigen pomposen Tierkult in alter Zeit.

Dem afrikanischen Elefanten, der in den letzten hundert Jahren zu Millionen von Menschenhand getötet worden ist, werden keine Denkmäler erbaut. Kaum die geringsten Überreste, außer einigen der gewaltigen Zähne, derentwegen der Mensch ihn tötete, werden in künftige Zeiten hinübergerettet werden, in Zeiten, in denen sein indischer Vetter,

<sup>1</sup> Einst wurden weite Gebiete der Erdoberfläche tatsächlich von den verschiedenen, teilweise eine riesige Größe erreichenden Ur-Elefanten im Sinne des Wortes beherrscht.

in den heiligen weißen Exemplaren, vielleicht noch immer verehrt werden wird . . .

John Hanning Speke, der mit seinem Landsmanne Grant vor wenigen Jahrzehnten den Viktoria-Njanza entdeckte, fand die Elefantenherden an seinen Ufern noch ganz harmlos. Die heute so scheuen Tiere kümmerten sich kaum darum, wenn einige getötet oder verwundet wurden: „die anderen liefen nur ein Stück fort und fingen wieder an, ihrer Nahrung nachzugehen.“

Ähnliches wird noch heutigentags berichtet aus den oberen Nil-  
sümpfen, dem Lande der Dinkas im englischen Territorium, wo sich die Engländer in letzter Zeit, begünstigt durch die eigenartigen Ortsverhältnisse, erfolgreich bemühen, die Elefanten zu schützen. Ferner ist es seit etwa achtzig Jahren gelungen, in der Kapkolonie innerhalb der Knysnawälder einige Elefantenherden eines bestimmten Reviers unter strengstem Schutze zu erhalten. Die Erfahrungen mit indischen Elefanten haben gezeigt, daß sich das kluge Riesentier, wenn es auch nur einigen Schutz genießt, durchaus nicht so wild und scheu verhält, wie der heute lebende afrikanische Elefant im allgemeinen. Denn dieser ist heutigentags eins der scheuesten und — namentlich in ausgewachsenen gewöhnlichen Exemplaren — am schwierigsten zu beobachtenden Tiere.

Wer etwa anderer Ansicht sein sollte, den bitte ich seine abweichende Ansicht durch in der Wildnis aufgenommene Photogramme von unverletzten und nicht angeschossenen Elefanten erhärten zu wollen, Photogramme, welche uns den afrikanischen Elefanten in seiner Freiheit, in seinem Leben und Treiben zeigen! Mit Freuden würde ich mich dann eines Besseren belehren lassen. Bis dahin wird jedermann mir recht geben, wenn ich diese Natururkunden als Belege verlange zu den Erzählungen von Berichterstatlern, die in Afrika Elefanten oft und nahe beobachtet haben wollen. In ursprünglicher Häufigkeit kommt der afrikanische Elefant innerhalb des gesamten, gewaltigen schwarzen Erdteils wohl nicht mehr vor. Am häufigsten ist er noch in den menschenleeren Einöden zwischen Abessinien, dem Nil und den Gallaländern zu finden, ferner in den unzugänglichsten Teilen des Kongostaates, am Albert-Njanza und den Hinterländern von Nigeria und der Goldküste. Dort aber, wo die Entdecker des Viktoria-Njanza Elefanten noch zu-  
traulich fanden, haben sich inzwischen die Verhältnisse erheblich geändert; Richard Kandt berichtet uns, daß allein ein einziger Elefantenjäger, ein später dem Klima erlegener Däne, im Russiisigraben, im Laufe der Jahre Hekatomben hingeschlachtet habe.

Unsere Spezialforscher glauben annehmen zu dürfen, daß einige der gewaltigsten Tierriesen der Urzeiten unserer Erdgeschichte plötzlich



verschwunden sind. Aber wir können uns nicht erklären, warum so gewaltig zum Kampf ums Dasein gerüstete Riesen so schnell verschwinden müssen. Wie dem auch sei, von höchster Tragik erscheint mir das Schicksal des heute noch lebenden afrikanischen Elefanten, eines von seinen indischen Vettern so wesentlich verschiedenen Tieres. Einst belebte auch unser Vaterland der Elefant in mehreren Arten.<sup>1</sup> Das verwandte riesige Mammut wird, mit langem dem nordischen Klima angepassten Haarwuchs bedeckt, heute noch zuweilen wohl erhalten aus dem sibirischen Eis ausgegraben. So erhalten wir Kunde sogar über die Art seiner Nahrung. Zwischen den Kauzähnen der vor grauer Zeit dort in die Gletscherpalte gefallen und getreulich durch die Eiskälte frisch erhaltenen Exemplare finden wir noch die Nahrungsreste, die ebenso wie den Mageninhalt der Botaniker zu bestimmen vermag!

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen werden diese vom Eise konservierten Giganten zu einer Zeit aufgefunden, in der die Vernichtungswut gegen den verwandten Afrikaner ihren Höhepunkt erreicht hat, in der der Mensch über so unheimliche Waffen gebietet, den Tod auf so weite Entfernungen mit Sicherheit schleudert, daß dies Vernichtungswerk mit Rieseneile vor sich geht. Daneben sind die geistigen Waffen desselben Menschen so ausgebildet, daß er das aus dem Eisgrabe geholte Mammut, das vielleicht dort schon Jahrtausende ruht, deutlich reden zu lassen vermag. Kann man doch mittels der sogenannten „physiologischen Blutprobe“ feststellen, daß heute noch das eisgefrorene Blut des sibirischen Mammuts auf das Blut des indischen und afrikanischen Elefanten als nah verwandt in bestimmter Weise reagiert!

Und seltsam! Dieser so weit vorgeschrittene Mensch mordet um des wenigen Elfenbeins halber erbarmungslos die letzten Reste des eigentlichen und wahren Beherrschers des afrikanischen Urwaldes und der afrikanischen Steppe. Er mordet ihn hauptsächlich eines Spieles halber! Man bedarf nämlich des Elfenbeins hauptsächlich, um daraus Billardkugeln herzustellen! Ist denn für diesen Zweck nicht ein dem Elfenbein gleichwertiger Ersatz herzustellen, von einer Technik, der fast nichts mehr als unmöglich gilt?

A. H. Neumann, ein bekannter englischer Elefantenjäger sagt, daß er bereits vor einigen Jahrzehnten im äquatorialen Afrika zu spät gekommen, zu spät in Mombas gelandet sei, um ohne große Mühe in Küstennähe reiche Elfenbeernte zu halten. Er mußte be-

<sup>1</sup> Als Gegenstück zu einem früher auf der Insel Malta lebenden Elefanten, der nur eine Höhe von etwa 1 Meter erreichte, lebt nach Ansicht des erfahrenen Tierkenners Hagenbeck in Hamburg noch heute eine ähnliche Zwergform des Elefanten in noch unerforschten Gegenden Westafrikas.

reits die fern gelegenen Gegenden zwischen dem Indischen Ozean und dem oberen Nil Laufe aufsuchen, und erbeutete dort allerdings für etwa hunderttausend Mark Elfenbein während eines einzigen Jagduges.

Pulver und Blei arbeiteten inzwischen im schwarzen Erdteil Tag und Nacht. Es ist nicht der Weiße, der das Hauptvernichtungswerk vollbringt; nein, der Eingeborene erjagt den größten Teil des in den Handel gelangenden Elfenbeins. Zwei „Jäger“, Untertanen des Manga Bell, erlegten kürzlich in eineinhalb Jahren so viel Elefanten, daß sie einhundertundneununddreißig große Zähne ihrem Häuptling abliefern konnten! Man begreift, mit welcher Schnelligkeit da die Ausrottung fortschreiten muß! Da ist nicht anders Wandel zu schaffen, als durch völlige Entwaffnung der afrikanischen Eingeborenen, sonst wird der Elefant in kurzer Zeit nur noch in sehr schwer erreichbaren ungesunden Gegenden zu finden sein. Es ist dabei gleichgültig, ob dieser Zeitraum ein oder einige Jahrzehnte beansprucht. Was will das sagen im Vergleich zu den unendlich langen Zeitläufen, in denen unser Riesentier sich langsam herangebildet hat. Es ist bemerkenswert, daß in dieser Zeit der Vernichtung des afrikanischen Elefanten noch kein einziges Museum, keine Schausammlung in der ganzen Welt in den Besitz eines der riesigen männlichen Elefanten gelangt ist, wie sie einst zahlreich waren, heute aber nur noch in beschränkter Anzahl hier und dort gefunden werden. Ich kann es mir nicht versagen, auch in diesem Werke wiederum eine Abbildung der schwersten Elefantenzähne zu bringen, die jemals aus dem Innern an die Küste gelangt sind. Die beiden Zähne wogen zusammen gegen vierhundertundfünfzig Pfund. Man kann sich danach einen Begriff von dem gigantischen Träger machen. Ich vermag mein Bedauern nicht zu unterdrücken, daß es mir nicht gelang, diese Zähne für Deutschland zu retten, zumal sie im deutschen Afrika erjagt sind. Sie wurden für einen Preis von gegen zwanzigtausend Mark nach Amerika entführt.

Ich möchte dem Leser noch ein anderes Bild zeigen, eine Abbildung der gewaltigen Elfenbeinvorräte, die in einer einzigen, allerdings sehr bedeutenden deutschen Elfenbeinfabrik zur Verarbeitung stets bereit liegen. An der Anzahl der da aufgestapelten Elefantenzähne wird man sich einen annähernden Begriff machen können von den Hekatomben der zur Gewinnung dieser Vorräte hingeschlachteten Zahnträger!

Schon seit geraumer Zeit steigen die Elfenbeinpreise stark und erreichen heute schon das Sehnfache von dem, was nach Brehms Angaben vor vierzig Jahren im Sudan gültig war. Zu Morgans Zeiten konnte man in Kamerun noch einen fünfzigpfündigen Elfenbeinzahn für drei Saden Zeug im Werte von sieben Pfennigen erstehen. In hun-



*Die beiden schwersten Elfenbeinzähne.*

Die beiden schwersten Elfenbeinzähne, die seit Menichengedenken in den Handel an der ostafrikanischen Küste gelangten, im Gewichte von gegen 450 Pfund (engl.). Meine Bemühungen, sie für ein deutsches Museum zu retten, waren vergeblich. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß diese beiden Zähne nach Amerika wanderten, da sie aus Deutsch Ostafrika stammten, dort nach meinen Erkundigungen im Jahre 1898 von farbigen Elfenbeinjägern erbeutet wurden und die schwersten Zähne darstellen, die überhaupt bekannt geworden sind!

## ELFENBEIN.

Das Angebot in den Auktionen betrug:

London.						Liverpool.					
	1901	1902	1903	1904	1905	1901	1902	1903	1904	1905	
	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	
Januar.	250000	240000	250000	260000	270000	280000	290000	300000	310000	320000	
April	710000	720000	730000	740000	750000	760000	770000	780000	790000	800000	
Juli	820000	830000	840000	850000	860000	870000	880000	890000	900000	910000	
Oktober	920000	930000	940000	950000	960000	970000	980000	990000	1000000	1010000	
	2600000	2700000	2800000	2900000	3000000	3100000	3200000	3300000	3400000	3500000	

Antwerpen.						Total Angebot					
	1901	1902	1903	1904	1905	1901	1902	1903	1904	1905	
	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	
Januar.	880000	890000	900000	910000	920000	930000	940000	950000	960000	970000	
April	700000	710000	720000	730000	740000	750000	760000	770000	780000	790000	
Juli	750000	760000	770000	780000	790000	800000	810000	820000	830000	840000	
Oktober	820000	830000	840000	850000	860000	870000	880000	890000	900000	910000	
	3120000	3220000	3320000	3420000	3520000	3620000	3720000	3820000	3920000	4020000	

### In London, Liverpool und Antwerpen

Wert (Holl. Mark)						Quantität (Antwerpen)					
	1901	1902	1903	1904	1905	1901	1902	1903	1904	1905	
	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	Kos.	
Januar	1500000	1550000	1600000	1650000	1700000	200000	210000	220000	230000	240000	
April	1300000	1350000	1400000	1450000	1500000	150000	160000	170000	180000	190000	
Juli	1520000	1570000	1620000	1670000	1720000	220000	230000	240000	250000	260000	
Oktober	1420000	1470000	1520000	1570000	1620000	200000	210000	220000	230000	240000	
	5740000	5940000	6140000	6340000	6540000	770000	790000	810000	830000	850000	

### Londoner Mammuth Verkäufe:

1899	1100000
1900	1200000
1901	1300000
1902	1400000

Westendarp & Co.  
LONDON  
E C

Heinr. Ad. Meyer  
HAMBURG

Obige Tabelle wie auch das die Elfenbeinvorräte darstellende Bild verdanke ich der Liebenswürdigkeit der Herren Westendarp in Hamburg.





Die Abbildung zeigt einen Vorrat von Elefantenzähnen in einem einzigen Arbeitssaal der bedeutenden Hamburger Elfenbeinfabrik von Geirr. Ad. Meyer.  
(Esien bedeuie, daß eine Anzahl weiterer ähnlicher Fabriken auf dem Kontinente und in Ameria jähren, jährens sich in Tätigkeit befinden)

dert oder zweihundert Jahren werden Elefantenzähne zu Preisen gehandelt werden, die den Sätzen unserer Tage für ähnliche ausgestorbene Seltenheiten entsprechen! Hat doch heute ein Ei des vor kaum einem halben Jahrhundert ausgestorbenen Riesenalken, wie es unsere Abbildung zeigt, einen Wert von sechs- bis achttausend Mark. Ein Exemplar des Vogels selbst wertet mindestens zwanzigtausend Mark. Wie hoch werden in absehbarer Zeit ähnliche Gegenstände, werden Elefanten, Giraffen und andere naturhistorische Reliquien bezahlt werden?

Nach dem Gesagten wird der Leser es begreiflich finden, daß ich hohen Wert auf die mir gelungenen Abbildungen zweier riesiger alter Elefantenbullen in Gesellschaft eines ihnen befreundeten Giraffenbullen lege, und auch in dem vorliegenden Werke einige Aufnahmen veröffentliche, die die verschiedenen Bewegungsbilder der Tiere zeigen. Schwerlich, oder vielmehr niemals wird es wieder gelingen, die gewaltigen Rüsselträger zusammen mit Giraffen zu photographieren.

Im Jahre 1863 schrieb Brehm, es existiere keine einzige getreue Abbildung des wirklichen afrikanischen Elefanten in seinem Revier, inmitten des dieses kennzeichnenden Pflanzenwuchses. Auch war die Tatsache, die hier durch Lichtbilder bewiesen wurde, völlig neu und im höchsten Grade überraschend, namentlich für den Sachmann, der bis dahin wohl immer der Annahme zuneigte, daß die Giraffe, als Steppentier im eigentlichen Sinne, den regenfeuchten Urwald im allgemeinen ängstlich zu meiden pflegt. Daß sie aber in Gesellschaft der Elefanten sich wochenlang dort aufhält, das war ganz neu und eigentlich unerhört! Ich weiß nicht, wie ich meine Freude schildern soll, als ich nach Stunden geduldigen Harrens diese seltsame Tiergemeinschaft von meinem Beobachtungshügel herab entweder mit bloßem Auge wahrnahm, oder sie mit dem Goerz-Trizeder irgendwo fassen konnte, oft nur für Sekunden, wenn nämlich die regenschwangeren Wolken sich auch nur auf Augenblicke vor einer frischeren Brise zerteilten. Welche Enttäuschung und welcher Ärger, gerade hier unterm Äquator, wo man gewissermaßen ein Recht auf kräftiges Sonnenlicht zu haben glaubt, gerade hier von der Sonne immer wieder im Stich gelassen zu werden! Was ich schon so oft bei meinen photographischen Versuchen, namentlich auch in den Galerie- und Buschwäldern am Rufuflusse erfahren hatte, das oft tagelange Fehlen des Sonnenlichts, brachte mich hier beinahe zur Verzweiflung. Wie leicht konnte sich die seltsame Gesellschaft dort unten in Unfrieden oder aus anderen Gründen auflösen. Dann hätte ich niemals eine photographische Natururkunde gewonnen jener Freundschaft zwischen dem an Masse gewaltigsten Geschöpf, welches heute das Festland lebend beherbergt, und zwischen der „allerhöchsten“

Erhellung unserer Erde. Von vielen Seiten bin ich nach der Ver-  
 muthung der Bilder meines vorigen Buches um nähere Angabe  
 meiner Beobachtungen dieser seltsamen Tiergenossenschaft gebeten wor-  
 den. So wird es nicht unwillkommen sein, wenn ich hier das Nähere  
 sage, besonders weil eine solche Beobachtung, unterstützt von photogra-  
 phischen Aufnahmen, wie schon gesagt, wohl nicht wieder gemacht  
 werden kann.

Es sei offen zugestanden: wären diese riesigen Elefantenbullen in  
 früheren Jahren vor mir plötzlich im Dickicht aufgetaucht, ich hätte der  
 Versuchung, sie zu erlegen, wohl nicht widerstanden. Allmählich aber  
 hatte ich gelernt, mich in dieser Beziehung zu beherrschen. Denn wenn  
 auch dieses Jagderlebnis für den Schützen von größtem Werte gewesen  
 wäre und ihm eine lebenslängliche schöne Erinnerung geboten hätte;  
 wenn ihm auch ferner an den gewaltigen Zähnen ein Gewinn zuge-  
 flossen wäre, der sich in der runden Summe von vielleicht zehntausend  
 Mark ausdrücken läßt, was will das alles besagen gegen die Er-  
 langung einer einzigen authentischen Photographie, die der Mit-  
 und Nachwelt eine so überraschende Tatsache bewahrt! —

Die westlichen Ausläufer des gewaltigen Kilimandscharo-Massivs  
 fallen ziemlich plötzlich gegen die Steppe hin ab, eine grasbestandene  
 Hochsteppe, die auf große Strecken hin mit dürftigen Flötenakazien  
 bewachsen ist. Diese wellenförmige Ebene, die sich ins Unendliche aus-  
 dehnt, senkt sich zu einer Niederung hinab, die an ihrer tiefsten Stelle  
 die Wasseransammlungen der je nach der Jahreszeit ziemlich bedeuten-  
 den oder auch fast trocknen westlichen Ndjirisümpfe enthält. In der  
 Ebene erheben sich hier und da vulkanische Hügel, von deren Gipfel  
 und Kuppen man eine weite Aussicht gewinnen kann. Einer der  
 bedeutendsten dieser Hügel enthält auf seinem Gipfel eine Mulde, wohl  
 einen alten eingebrochenen Krater, ähnlich den Maaren meiner heimi-  
 schen Eifel, jetzt von einem sumpfigen kleinen See ausgefüllt. Unfern  
 jenes Hügels nimmt ein Buschwald seinen Anfang und geht, allmählich  
 aufwärtssteigend, in den eigentlichen Urwald über. Bis zum Wald-  
 rande hat die sengende Sonnenhitze den kurzlebigen Graswuchs ver-  
 nichtet. Es gibt dort so wenig Niederschläge, daß mit Ausnahme dürf-  
 tiger Xerophyten weder Baum noch Strauch die Trockenzeit überleben  
 kann. Nur auf den inneren Wänden des Kraters, der mit Ausnahme  
 der Mittagsstunden infolge seiner Steilheit die Sonnenstrahlen kaum  
 empfängt, hält sich Busch- und Baumwuchs . . .

So herrscht mit Ausnahme der allerheißesten Jahreszeit in diesem  
 stillen Talkessel, inmitten dieses Buschwaldes eine feuchte Kühle. Zum  
 Wasserspiegel des Seeleins hinunter führen uralte Pfade und Wechsel.







malen mögen diese Wechsel nur von der Menge des Wildes ausgetreten worden sein. Doch bildete damals wohl schon dieser Talkessel eine Mordstätte, wo große Raubtiere ergiebige Beute zu machen pflegten. Leichtfüßiges Wild mochte wohl lieber meilenweit entfernt gelegene Tränkstellen aufsuchen, als diesen unheimlichen Talkessel. Jedoch führt zum Gipfel des Hügels eine anfänglich breite, dann immer schmaler werdende, zu meiner Zeit von hohem Gras und Gebüsch sehr unwegsam gemachte Miniaturstraße. Ich glaube, daß diese Straße von den tausendköpfigen Viehherden der Masai ausgetreten worden ist. Möglich auch, daß die wehrhaften und keine Raubtiere scheuenden Nashörner und Elefanten diesen Weg schon lange hergestellt und benutzt hatten, ehe die kriegerischen Hirten anfangen, ihre durstigen Herden zu jenem Talkessel zu treiben. Wie dem auch sei, — meine Masai-freunde berichteten mir, daß diese Wasserstelle des „Kilepohügels“ seit undenklichen Zeiten von ihren Herden aufgesucht worden sei, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Rinderpest die Herden vernichtet hat.

Wochenlang hatte ich meine Späher ausgesandt, um Elefanten zu erkunden. Sie berichteten mir aber nur von der Anwesenheit kleinerer Rudel, die, aus Kühen und jüngeren Bullen bestehend, weit umher zu schweifen pflegten, und weder mein jagdliches, noch auch tierbildnerisches Verlangen besonders reizen konnten. Dennoch war ich ihr ethalben mehrmals von meinem Lager aus in die Nähe des „Kilepohügels“ gezogen, immer mit nur wenigen Mann. Man kann bei der Verfolgung von Elefanten nie zu vorsichtig sein. Jeder Begleiter zu viel kann die Jagd stören oder vollkommen vereiteln. Das ist eine uralte Erfahrung der Eingeborenen und gewerbsmäßigen Elefantenjäger.

So hatte ich auf dem Kilepohügel bereits Bekanntschaft mit dem Reviere, mit seinen Gelände- und Bewuchsverhältnissen gemacht. Ich war viele Stunden in kaum durchdringlichem Dickicht den verschlungenen Pfaden der Nashörner und Elefanten gefolgt, hatte mit jenen einige unangenehme Begegnungen erlebt und wußte, daß die Umgebung des Hügels in ihrem üppigen undurchdringlichen Bewuchs einen beliebten Aufenthalt selbst für die äußerst vorsichtigen alten und gewitzigten Elefantenbullen abgeben könnte.

Mit nur wenigen Begleitern tagelang der Elefantenfährte zu folgen, hat einen eigenen urwüchsigsten Reiz. Da kann es vorkommen, daß man irgendwo im Urwald nächtigen muß, unter freiem Himmel, als Zelt einen der Urwaldriesen benutzend. Der matte Schein des Lagerfeuers verliert sich gespenstisch in dem nächtlichen Blattwerk der Bäume, und ungewisse Schatten, trügerische Lichtschimmer tanzen abenteuerlich rings um uns ihre Reigen. Wie schnell da wieder die ererbte



C. G. Schillings phot.

Das laniendurchflochtene Dickicht, der Lieblingsaufenthalt des Elefanten, ist von einer solchen Höhe und Andurchdringlichkeit, daß ein Eindringen in dasselbe oft vollkommen unmöglich wird...

K. Fongstlanders Feltis, Leipzig, 1900.

...st vor den Schrecken der Nacht auftaucht! Aber welcher Art ist dieser Schrecken? Ist es die Angst vor dem „pepo na miti“, dem Baumgeist, oder einem andern dräuenden gespenstigen Unhold? Nein, die Angst vor dem *Tiere* bricht machtvoll hervor, dieselbe Angst, die Kinder der Kulturvölker im Dunklen und vor dem Dunkel der Nacht empfinden, vor einem ungewissen gefährlich dräuenden Etwas. — Meine Begleiter dagegen strecken sich gleichmütig zum Schlummer hin, weil sie die Gefahr eines Überfalls viel geringer einschätzen. Der Europäer aber sieht in seiner regen Einbildungskraft deutlich die vermeinte Gefahr; sie bedrängt ihn und reizt, lockt, schreckt und gefällt ihm dennoch. Irgendwo in der Ferne leuchtet vielleicht der Himmel dennoch in überraschender Helle: ein ferner, ferner *Steppenbrand* wüthet, Quadratmeilen der *Njika* durchheilend, weit, weit unten im Tale. Wie der Himmel den Lichtschein wiedergibt, wie purpurn und grellrot es da manchmal aufflammt, wie es leuchtet in der Weite! Selbst bis zu meinem versteckten einsamen Lager dringen die Strahlen jener fernen Brände, die oft Tage und Nächte, ja, wochenlang anhaltend, zuweilen das lastende Dunkel mondloser Nächte mit ihrem Schein erfüllen. Auf unglaublich weite Entfernung aber sind diese Naturfackeln sichtbar, wenn ganze Berggelände in Flammen stehend, gleich riesigen Naturfackeln durch die Lande leuchten! So mögen einst, in alten Zeiten, auch in den heimatlichen Gauen Brände weithin Kunde gegeben haben, daß irgend etwas Besonderes, die Allgemeinheit Bewegendes, sich ereignet habe. Gerne versenkte ich mich beim Anblick des leuchtenden Scheins in den Glauben, ein riesiges Feuerzeichen künde da der atemlos lauschenden Weite die Bestattung eines Urwaldfürsten! Denn wie einst so riesige Feuerzeichen ein Fürstenbegräbniß im germanischen Urwald verkündet haben mochten, so fluten hier zuweilen die Flammen prasselnd durch das Berggelände, um Kunde von einem Begräbniß zu geben, eines Fürsten des Tierreiches! Die gewaltige Schädelstätte eines riesigen Elefanten fand ich einst von dem heranprasselnden Feuermeer bedroht und konnte sie im Bilde festhalten . . . Bald darauf erreichte sie das vernichtende Feuermeer. Wie groß ist der Reiz dieses ursprünglichen, wilden Lebens in Busch und Urwald!

Endlich ward mir gute Kunde, nämlich die Nachricht ausgesandter zuverlässiger Eingeborener, es hätten sich in der Nähe des Hügels in früher Morgenstunde, allerdings wenige Augenblicke nur, einige besonders starke Elefantenbullen gezeigt, inmitten haushohen Dickichts. Diese Kunde erfüllte mich mit großer Freude, denn ich hegte eine gewisse Zuversicht, die so heiß begehrten auch in den nächsten Tagen noch dort am „Kilepo“ anzutreffen.







*C. G. Schilling, 1904.*

Bereits mehrere Tage lang hatten uns nächtlicherweile aus der Kerne glührote Steppenbrände gelehrt; in der Tat bildete denn auch die ganze Umgebung des Geyser-Gebirges ein Flammenmeer.



*C. G. Schilling's phot.*

### Begräbnis eines Urwaldfürsten:

Der herannde Steppenbrand näherte sich immer mehr den von der Sonne bereits schonenweils gebleichten Knochen eines vor Jahren vermutlich von Eingeborenen erlegten Elefanten So verchwanden selbst die Knochen der gewaltigen Zügel in kurzer Zeit spurlos vom Erdboden . . .

*K. Vogtlanders 1 ellag, Leipzig 1900.*





C. G. Schillings phot.

### Ein schlafender Steppenwald:

Ausgedehnte Strecken in der Nähe der westlichen Abirümpfe fand ich mit schlaffen alten Akazien (*Acacia* sp.?) bedeckt, die im Verein mit der übrigen, jetzt in der Trockenzeit völlig ruhenden Vegetation der Gegend einen fast unmerklichen Ziemtel aufstücken.

R. Forglunders Velas, Lupaig 1906.





Der sicheren Obhut meiner Hauptkarawane überließ ich das befestigte Lager. Doch benutzte ich die Gelegenheit, um einen großen Teil meiner Leute in die bewohnten Gegenden des nördlichen Kilimandscharo zurückzusenden, um in der Landschaft Usérie neue Nahrungsmittel zu erstehen. Ich selbst begab mich mit einem Teil meiner Leute etwa eine Tagereise weit zum Kilepohügel, um dort ein Bild der Bullen zu erlangen, koste es, was es wolle . . .

Bezeichnenderweise war von meinen ausgesandten Spähern nur nähere Nachricht in bezug auf Elefanten zu erlangen. So oft ich sie auch nach weiterem Wilde fragte, so wenig konnte ich etwas von ihnen erfahren; denn was waren ihnen Giraffen, Büffel und Nashörner, und welches Interesse konnten ihnen diese für sie wertlosen Tierarten einflößen! Sinn und Verlangen der Eingeborenen ist eben seit Jahrzehnten von uns Europäern auf Elfenbein abgerichtet worden. So dreht sich das ganze Denken und Trachten eingeborener Jäger in nicht bevölkerten Gegenden um „pembe“, um Elfenbein und immer wieder Elfenbein, wie das des Eskimo um Robbenspeck und Tran, und das des Europäers um Gold und wieder Gold. Im Vergleiche zu Elefanten spielen dort drüben die übrigen Mitglieder der Tierwelt, spielen Giraffen, Nashörner und die übrigen hervorragenden Erscheinungen der Sauna nur die Rolle, wie etwa ein Kaninchen, bestenfalls ein Hase dem heimischen Hochwildjäger. Man muß an sich selbst erfahren haben, wie schnell man sich in dieser Beziehung verwöhnen kann! An der wildleeren und stark bevölkerten Küste kann die Erscheinung einer Trappe oder einer Zwergantilope für den Jäger von Bedeutung sein, da vermag eine stärkere Antilope, etwa ein Wasserbock ihn in Verzückung zu bringen. Ich habe bezeichnenderweise in einer an der Küste erscheinenden Zeitung die interessante Nachricht gelesen, daß Herr Sundso, vom Jagdglücke begünstigt, neulich eine Trappe und eine Antilope erlegt habe. Dies war als Weidmannsheil sondergleichen bezeichnet und mit vollem Recht. Denn der Jäger kann in bevölkerten Gegenden lange suchen, ehe ihm solches widerfährt. Mit dem Eindringen in wildreichere Gegenden ändern sich diese Verhältnisse überraschend schnell, und wenn man nach wochen- oder monatelangem Marsche im Herzen abgelegener Länder angelangt ist, wertet man nur noch das stärkste und majestätischste Wild. Die übrigen Tiere verursachen einem infolge ihres überaus zahlreichen Vorkommens kein Herzklopfen mehr. Jedem guten deutschen Jäger ist das sogenannte Hirschfieber bekannt. Ich kann aus eigenster Erfahrung versichern, daß jede der imposanten tropischen Wildarten imstande ist, dem Jäger ein besonderes Fieber zu erregen. Das muß er erst mehrmals am eigenen Leibe erlitten

haben, um allmählich eine gewisse Sieberfestigkeit zu erlangen, die jedoch nur sehr bedingt ist und unter Umständen jeden Augenblick wieder einer starken Anfechtung gegenüber nicht standhält.

Ich habe schon ausgeführt, daß zur Nachtzeit die Elefanten weniger vorsichtig als am Tage zu sein pflegen. Darum ist die allerfrüheste Morgenstunde am geeignetsten, Elefanten zu sichten, ehe sie sich mit dem Morgengrauen in dichtere Stellen des Waldes zurückziehen und noch später innerhalb dichter Vegetation „einstellen“, aus Vorsicht und um sich vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Da um diese Jahreszeit die Sonne nur selten den Wolkennebel zu durchdringen vermag, bestand eine gewisse Aussicht, die Elefanten auch noch in den späteren Morgenstunden innerhalb des Buschwaldes zu finden. Gleichwohl befanden sich meine Späher oder ich selbst meist schon im Morgengrauen auf einem der umliegenden Hügel, insbesondere auf dem Kilepo, um vorsichtig Umschau zu halten. Der Weg zum Hügel allein beanspruchte in der Dunkelheit gegen drei, am Tage zwei Stunden, seine Besteigung ferner die Hälfte jener Zeit. Das Erklettern des Hügels war nicht angenehm. Jedesmal wurden wir im Busch und Gras bis auf die Haut durchnäßt, aber ein wärmendes Feuer anzuzünden, war nicht angängig, da der Rauch unfehlbar von dem gesuchten Wilde wahrgenommen worden wäre. So galt es, dort oben in nasser Kleidung Stunden und aber Stunden auszuharren, dabei mit angestrengtester Aufmerksamkeit die wenigen und kurzen Augenblicke wahrzunehmen, in denen die wallenden und wogenden Nebelgebilde sich teilten und einen Ausblick in die grünen feuchtigkeitstriefenden Pflanzenkulissen des Dickichts gewährten. Es mag überraschend klingen, daß unsere Riesentiere so außerordentlich schwierig wahrzunehmen sind. Wenn man aber daran denkt, daß sie, ihren Schlammbaden entstiegen, sich der Landschaft und den Baumstämmen vollkommen erdfarben außerordentlich gut anpassen, so klingt meine Behauptung wahrscheinlicher. Außerdem handelt es sich überall in den Tropen um viel bedeutendere Entfernungen, als in der Regel unser im Norden geschultes Schätzungsvermögen zugeben will, das durch die ganz anderen Lichtverhältnisse immer wieder getäuscht wird!

Wollte mir das Glück besonders wohl, so tauchte dann und wann während eines Sonnenblicks tief unter mir im Tale die gigantische Erscheinung eines riesigen Elefanten auf. Für Augenblicke vielleicht nur. Dann wieder nichts wie das Wirrsal saftig-grüner feuchtigkeitstriefender Pflanzenkulissen und Pflanzenmauern. Die tiefen Regenschluchten im Gelände dort unten erscheinen von meinem Standort aus unbedeutend und klein. Die riesigsten Bäume gleichen Sträuchern; die abgestor-

benen an dreißig Meter hohen Baumleichen aber, die hier und da aus dem Dickicht auftauchen, erscheinen wie kleine Pfähle. Man verliert im Spiele der wechselnden Lichter jede Schätzung der Größenverhältnisse und Entfernungen.

Einmal teilen sich die Nebel besonders schnell; ein Windstoß treibt die Wolken vor sich her. Die Sonne bricht durch ein sich öffnendes Wolkentor. Und siehe da: eine ganze Herde Elefanten vor mir im Tale! Aber auch nicht einen Augenblick ist sie inmitten des undurchdringlichen Bewuchses da unten in den Urwaldschluchten der Einsen erreichbar. Als sie endlich deutlich sichtbar werden, kann ich auf weite Entfernung zwei, eine Lichtung passierende Kühe im Bilde festhalten. Deutlich zeigt sie unser Bild. Die Sonne verschwindet wieder, und nach einer Stunde habe ich sie endlich alle, die ganze Herde, deutlich erkennbar im Tale vor mir. Wie die kleinen winzigen Kälber von den riesigen Müttern abstechen! Wie die massigen Tiere sich lautlos vorwärtschieben, in den Schluchten untertauchen, dann wieder erscheinen, sich auf den abschüssigen Kanten der Hügel mit einer Sicherheit bewegen, als wären es Automaten und keine Tiere! Immer wieder tauchen die braunen erdfarbenen Rücken aus dem Dickicht auf. Ein gewaltiges Bild, das mich entzückt und tief bewegt. Weiß ich doch, daß die gigantischen Mütter dort um ihre Kinder sorgen, und vor menschlichen Feinden auf der Hut sind, die ihnen mit Fallgruben, Giftpfeilen und einer unheimlichen, feuerpeienden, dumpf dröhnenden Waffe nachstellen. Wie vorsichtig sich darum alle bewegen, den Wind mit hoch aufgehobenen Rüsseln prüfen und auf ihre Sicherheit bedacht sind, auch in bezug auf die vielerorten drohenden Fallgruben der Eingeborenen. Jede Bewegung verrät scheue Vorsicht: die alten riesigen Leittiere haben gewiß schon die eine oder andere böse Erfahrung machen müssen!

Plötzlich ertönt da unten ein Warnungszeichen. Sofort verschwinden alle die Gewaltigen stumm und geräuschlos in den höheren Schluchten des Bergwaldes, dem eigentlichen regennassen „Subúgowald“ der Wandorobojäger.

Stünden den Elefanten nicht derartige Subúgozufluchtsorte zur Verfügung, längst wären sie ausgerottet! Nur so erklärt es sich, daß heutigentags überhaupt noch Elefanten in Afrika leben. Ich fühle, wie schwierig es ist, ein Bild von diesem täglichen und nächtlichen Ringen, diesem gewaltigen Kampfe zwischen Mensch und Tier in Worte zu formen, den Fernstehenden auch nur einigermaßen über diesen Vernichtungsgang zu orientieren! Mit dem letzten gewerbsmäßigen Elefantenjäger wird manches Geheimnis über Leben und Treiben und die schnelle Ausrottung des afrikanischen Elefanten ins Grab gelenkt wer-



ten. Der Kulturmensch hat dann wieder einmal, im Laufe nur eines einzigen Jahrhunderts, eine Lebenswelle vernichtet. Spätere Zeiten werden reichlichen Stoff zu zweifelnden Betrachtungen und Abhandlungen über die Notwendigkeit solchen Tuns haben.

Kennt man aber den „Subúgo“, so begreift man, aus welchen Gründen, selbst im heute so wildarmen Südafrika Elefanten sich so lange in den Knysna- und Sižikamawäldern halten konnten, bis man sie endlich tatkräftig und erfolgreich zu schützen begann. Fritsch erzählt uns über den Charakter des von ihm im Jahre 1863 besuchten Knysnawaldes folgendes: „Leicht begreift es sich, wie Elefanten ungestört in diesem Walde haufen und, obwohl durch Hunderte von Personen befehlet, sich wochenlang halten, ehe einer den Verfolgern zum Opfer fällt. Es sind gewisse Plätze bekannt, von flachem Wasser eingeschlossene Inseln, wo sie sich regelmäßig aufhalten; aber niemand kann ihnen hier nachkommen und sie in diesem letzten Zufluchtsorte stören.“

Freilich spricht Fritsch von Zeiten, in denen die Schießtechnik erst in den Kinderschuhen steckte. Heutigentages sind die riesigen Tiere — man vergesse das nicht — für gewissenlose Schützen auch an solchen Zufluchten vogelfrei, Schützen, die einfach mit kleinkalibrigen Büchsen überallhin knallen, und dann später vielleicht doch das erlegte „Elfenbein“ zufällig irgendwo in der Nähe finden, geführt durch die Geier, die sich, weit sichtbar, auf den Kadaver der eingegangenen Elefanten niederlassen.<sup>1</sup> —

Nun kann ich vielleicht wieder stunden-, tage-, wochenlang vergeblich nach Elefanten ausschauen! An manchem Morgen wurde überhaupt nichts von ihnen bemerkt; dann wieder waren sie plötzlich in die Tiefe des Talkessels zur Tränke niedergestiegen oder hatten eine der beiden noch wasserhaltigen kleinen Sumpfstümpel am Fuße des Hügels aufgesucht. Aber aus ihrem nächtlichen Verhalten ging hervor, daß auch in der Nähe noch andere ihnen erreichbare Wasserstellen vorhanden sein mußten. Eine Suche nach diesen Wasserstellen aber war nicht erlaubt. Wäre ich in dies Standquartier der Elefanten eingedrungen, so hätten sie am selben Tage meine Fährte aufgefunden, und dann wäre das langersehnte Wild zweifellos für Monate verschwunden gewesen, Meilen zwischen sich und den sie suchenden Photographen legend.

Also, heute war es aus. Die Sonne durchbrach nur während kurzer Augenblicke die Wolkenkulisse, die mäßig und schwer die Ur-

---

<sup>1</sup> Ein sehr erfahrener Jäger, Hauptmann Roth, plädiert neuerdings für die Anwendung stärkerer Kaliber. Viele englische Jäger sind derselben Ansicht. —

wälder bedeckte und in phantastischem, stets wechselndem Zuge immerfort Formen und Gestalten änderte.

Eine Aufnahme mit dem Teleapparat schien fast undenkbar! Aber riesige Elefantenbullen zusammen mit einer Giraffe auf die Platte zu bringen, — durfte ich angesichts dieser Möglichkeit in meiner Ausdauer nachlassen? Das kam so leicht nicht wieder — es mußte gelingen! Durchnäht und frierend wanderte ich also allmorgendlich durch das Hochgras zum Hügel hinauf und wartete und wartete . . .

Die Elefanten waren und blieben verschwunden; so weit ich auch meine tagelangen Streifereien ausdehnte, vermochte ich sie nirgends zu entdecken. Endlich gelang es mir eine größere Herde anzutreffen; sie hatte aber ihren Standort in so undurchdringlichem Dickicht genommen, daß es unmöglich war, der Tiere ansichtig zu werden. Nach langem vergeblichen Kriechen und Durchwinden auf den Elefanten- und Nashornwechseln der Dickung, gelang es mir, für einige Augenblicke die unsicheren Konturen einzelner Tiere zu erblicken; es war jedoch vollkommen unmöglich, über Alter, Größe oder Geschlecht irgend welche sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. In den allermeisten Fällen wird man in Ostafrika die Elefanten unter ähnlichen unbeschreiblich schwierigen Umständen antreffen. Man kann daher nur selten bestimmte Tiere, etwa nur männliche Exemplare oder starke Stoßzahenträger ausfinden, wie wohlmeinende, aber unerfahrene Theoretiker, zu denen ich früher selbst gehörte, es verlangen. —

Es hat etwas außerordentlich Aufregendes und Bedrückendes, sich in unwegsamem Dickicht den riesigen und wehrhaften Tieren unmittelbar zu nähern. Aufs äußerste sind die Sinne gespannt, um durch Auge und Ohr den Standort des Wildes zu erkunden; die schwüle Luft, der undurchdringliche Bewuchs beängstigt uns. Die unwegsame Masse der grünen lebenden Mauern, die uns umgeben und tausend Sangarme nach uns ausstrecken, hindert Schritt und Tritt. Wir können nur wenige Fuß weit Umschau halten. Der starke Geruch nach Elefant wirkt suggestiv. Kurz, es hat einen eigenen wilden, schwer beschreiblichen Reiz, so den gewaltigsten Dickhäuter, den die Erde trägt, in seinem ureigenen Heim aufzusuchen. Die Erregung steigern noch die hier und da ausgestoßenen Töne der Gewaltigen, das Brechen und Knicken von Ästen und Zweigen, die dumpf kollernden Laute, die die Tiere von sich geben, und ganz besonders ein plötzlich von einem Mitgließe der Herde gegebenes schrilles Warnungszeichen. Dieser schmetternde, drommetenartige Ton hat etwas unsagbar Wildes im stillen Urwald! Auf ein solches Zeichen hin setzt sich die ganze Herde in Bewegung, heute geräuschlos, morgen polternd in wilder Flucht. Sehr selten und erst nach

Stundenlangem Folgen kann man am selben Tage die Flüchtigen wieder erreichen. So gewählte Aufenthaltsorte, solche Vorsicht, schützen den Elefanten noch eine Reihe von Jahrzehnten vor völliger Ausrottung besser als einstweilen irgend welche Gesetze.

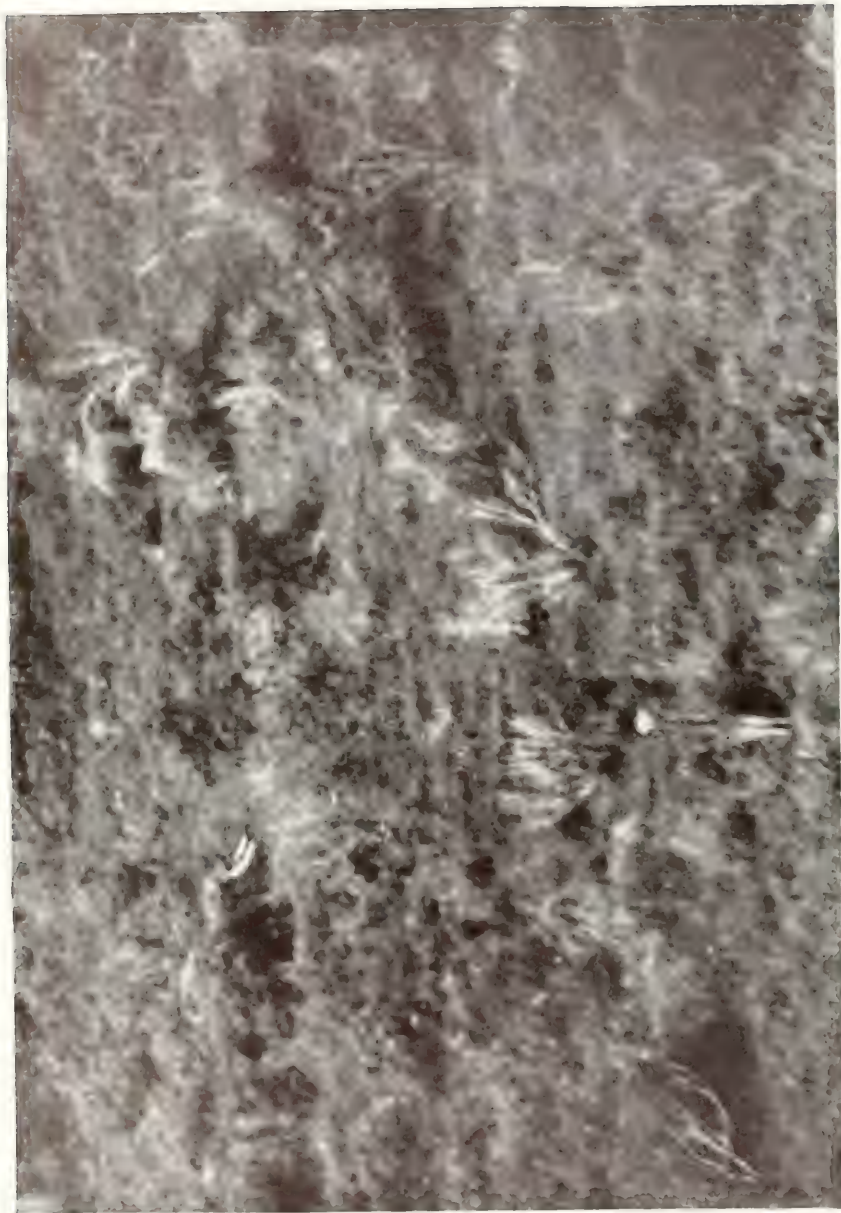
Bei der Unmöglichkeit, auf diese Weise und bei fehlendem Sonnenlicht ein Bild zu erlangen, verließ ich mich auf einen glücklichen Zufall und nahm wieder allmorgendlich meinen Beobachtungsposten auf dem Kilepohügel ein. Wohl hätte ich das eine oder das andere Exemplar dieser Herde erlegen können. Ich wollte jedoch die Elefanten nicht stören, glaubte auch annehmen zu dürfen, daß es innerhalb dieses Verbandes keine besonders starken Stoßzahenträger gebe. Aber Morgen um Morgen zog ich enttäuscht immer wieder zu meinem Hauptlager zurück, um am nächsten Tage von neuem in das Grenzgebiet des Urwaldes zu dem Beobachtungsposten auf dem Hügel zurückzukehren. Tage vergingen, und nichts zeigte sich als der gelegentlich auftauchende Kopf oder Rücken eines Elefanten innerhalb der dicht verwachsenen Vegetation des Regenwaldes, dem „*subúgo*“ der Wandorobo. Und dieser „*subúgo*“ versteht es, seine Bewohner treu zu schützen. —

Allmorgendlich dasselbe Schauspiel! Zu meinen Füßen schlafender nebeldurchwallter Urwald, und in meiner Gesellschaft drei oder vier Schwarze, denen mein Verzicht auf Erlegung von Elefanten und meine Vorkehrungen mit den photographischen Apparaten unerklärlich waren. Teilten sich die Wolken über dem Urwalde und seinen Tälern einen Augenblick, so galt es angestrengteste Umschau. Dann entdeckten wir auch gelegentlich kleinere Giraffenrudel, und in ihrer Gesellschaft ab und zu einen Elefanten, aber nur undeutlich und für wenige Sekunden sichtbar. Wieder schlossen sich die Nebelmassen. Eine große schöne Taube (*Columba aquatrix*), führte laut klatschenden Fluges, ähnlich unserem Ringeltauber, ihren Balzflug rings um den Hügel aus und ließ ihr tiefes gutturales Rucksen in der Nähe ertönen. Tief unten im Tale erklang der schöne und klangvolle, unsäglich melancholische Ruf des Orgelwürgers; Männchen und Weibchen antworteten sich wie immer so ineinander verschmolzen, daß der Ruf einem einzigen Vogel zu entstammen schien. Nichts anderes ließ sich hören und sehen. Was weiß diese Wildnis von dem Getriebe der Welt dort draußen? Tiefer Friede liegt über jenen weltfremden Tälern, nur gigantisch und wuchtig hoben sich ab und zu die Formen des gewaltigen den Urwald beherrschenden Riesentieres aus den Nebelmassen heraus . . .

Aber nun! Endlich! Ich werde es nie vergessen, wie da plötzlich, in einem der wenigen Augenblicke sieghaft durchbrechenden Sonnenlichts, die mächtigen weißen Stoßzähne zweier Elefantenbullen im Tale auf-







6. H. Schmitts. 1908.  
 Die Flecken der beiden Bullen erreichen manchmal die Million demoliert zimmerhöhen. Es ist fast nicht aus, als wenn  
 kleine Sommer hat unter tief im Tale in der rezenten Klimatis herunföhen, so unproportioniert können mit die demoliert (Feld)  
 Höhe im Verhältnis zu den doch nach 12 Zug hohen Zielentfernen. Die Zerstörung der Gänge verhält danach beschaffen im Fels  
 Grunde dieser Felskuppe.



*C. G. Scullings, phot.*

*R. Vogtlanders Felda, Leipzig 1906.*

Näher und näher kamen die beiden Urwaldbriesen, und nur mit Mühe widerstand ich der Versuchung sie zu erlegen, immer noch hoffte ich, sie auch auf nächste Entfernung im Bilde festhalten zu können . . .



tauchten, so blendend weiß, so hell im Lichte leuchtend, daß man sie geschaut haben müßte, um den mächtigen Eindruck zu begreifen und verstehen, den sie fast stets mit einem Giraffenbullen vereinigt, auf jenem gewaltigen Hintergrunde erzeugten. Eindrucksvoller und lebhafter von der Landschaft sich abhebend, hätte kein Maler sie auf die Leinwand bringen können. Ich begriff, warum A. H. Neumann, einer der kundigsten englischen Elefantenjäger, so oft hervorhob, daß er immer wieder einen ganz überwältigenden Eindruck von diesen schnee-weißen, weithin leuchtenden Elfenbeinzähnen erhalten habe. So starke Leuchtkraft haben sie, daß ich es verstehe, wenn meine Lichtbilder hier und dort für -- ohne mein Wissen -- retouchiert gehalten wurden. So wenig aber an irgend einer meiner Tieraufnahmen eine Retouche angebracht worden ist, so wenig an diesen in ihrer Wirkung überraschenden Bildern! Auch eine schwierige Frage, diese riesigen Waffen des afrikanischen Elefanten! Warum trug das ausgestorbene Mammut so ganz andere, nach aufwärts gebogene Stoßzähne? Warum entwickelt der indische Elefant so wenig, der ceylonische fast gar kein Elfenbein, und warum der afrikanische Zähne von so gewaltiger Schwere und Größe? Man stelle sich vor: ein Zahn über hundert Kilogramm! Das sind Naturwaffen!

Bevor mir die Aufnahmen gelangen, die das gelegentliche Zusammenleben von Elefant und Giraffe unwiderleglich verbürgen, wurde ich immer wieder in die größte Versuchung geführt, die beiden mächtigen Elefantenbullen zu erlegen. Sie näherten sich öfters dem Fuße meines Hügels so sehr, daß ich viel Aussicht gehabt hätte, beide zu erbeuten, noch dazu ohne allzu große Gefahr für mich und meine Leute. Als ich jenes seltsame Trio erblickte, hatte ich — ehrlich gestanden — zwar den heißen Wunsch, die beiden Riesen zu erlegen. Aber dieser Wunsch trat doch erheblich zurück vor meiner Begierde, sie auf die photographische Platte zu bringen. Wenn mein Sinn so sehr nach ihrer Erlegung stand, so veranlaßte mich hierzu vor allem der Gedanke, sie in einem Museum wieder zum Leben erstehen zu sehen. Hier an dieser Lagerstelle wäre es vielleicht möglich gewesen, die Häute zu präparieren. Kurz, — ich hatte einen harten Kampf mit mir selbst zu bestehen! —

Aber der Wunsch nach einem Bilde siegte ob. Kein Museum der Welt hat bis heute etwas Ähnliches aufzuweisen. Das war mir ausschlaggebend. —

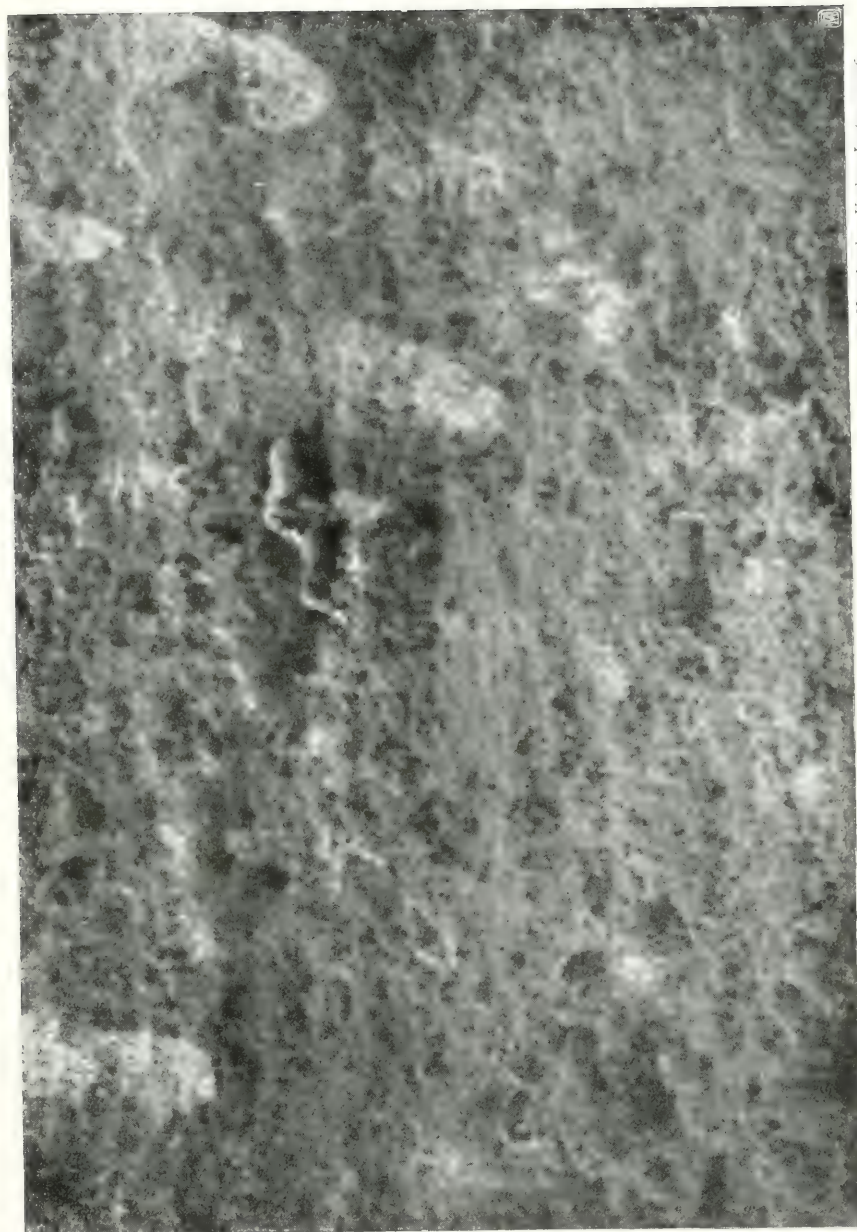
Die vorliegenden Bilder zeigen uns die beiden Kolosse in verschiedenen Formen der Bewegung, teils von den Büschen und Bäumen verdeckt, teils mehr oder weniger vollkommen sichtbar. Die Giraffe verharret, auf ihre Sicherung bedacht, meistens bewegungslos oder äugt





L. G. Williams pub.

Zuweilen waren beide Elefantenbullen mit der Straffe satanamen, manchmal aber auch nur das eine oder andere der Mitglieder dieses Trios sichtbar. Auf unserem Stbde leben wir einen Elefantenbullen und weiter unten die Grotte...



C. G. Schillings phot.

R. Fonglandens Verlag, Leipzig 1906.

Lage vergingen und nichts zeigte sich, als der nur gelegentlich für kurze Augenblicke auftauchende Kopf oder Rücken eines oder mehrerer Elefanten innerhalb der haushohen Vegetation des „Eubigo“ der Wandorobo im Urwaldtal . .

neugierig zu ihren Genossen herüber. Das waren Gegensätze! Hier die massigen Kolosse in ihrem erdfarbenen Gewande, dort das schlanke turmhohe Geschöpf, in seiner Färbung ganz der Umgebung angepaßt. Wo und wann auch Giraffen sichtbar werden, immer verschwimmen sie für das Auge mit der Umgebung. Es walten bei ihnen dieselben Gesetze ob, wie bei dem Leoparden, dem besten Beispiel von Schutzfärbung eines Raubtier-Mimeten. Wie lange Hungerzeiten müssen, ganz allmählich, diesen Giraffenhals erzeugt haben!

Am Wendepunkt der Existenz ihres Geschlechts haben sich noch einmal Vertreter dreier uralter Arten ein Stellbildlein gegeben, das im Bilde alsdann zum ersten Male Millionen von Menschen zugänglich wurde. Einem ganz außerordentlich glücklichen Zufalle habe ich es zuzuschreiben, daß sie bei einer anderen Gelegenheit, wiederum während eines Sonnenblicks, auf der Waldlichtung in den Wirkungskreis meines Apparates kamen . . .

Meine Freude kann nur der ermessen, der mit mir weiß, welch großem Zufalle man es zu verdanken hat, wenn man heutzutage zwei Elefanten zusammen antrifft, welche, jeder einzelne für sich, mehr denn dreihundert Pfund Elfenbein tragen. Die Beobachtung gar einer so seltsamen, bis dahin nicht bekannten Freundschaft zweier so verschiedener Tierarten, wie Elefant und Giraffe, bildet für mich im Sinne des Wortes ein Lebensereignis. Wenn man bedenkt, daß schon vor mehr als siebenzig Jahren der namhafte französische Reisende Le Vaillant jahrelang den Wunsch hegte, nur einmal im Leben Giraffen in ihrer Heimat zu beobachten; daß er dann hauptsächlich darum eine große Reise nach Südafrika unternahm, und daß er, als endlich sein Wunsch erfüllt war, sich in höchster Freude in seinem Werke ausführlich über diese Beobachtungen des seltsamen Geschöpfes ausläßt, wird man mich verstehen. Hatte ich auch schon lange wahrgenommen, daß die Giraffenrudel dieser Gegend die Elefanten durchaus nicht scheuen, so war es mir doch vollkommen neu und überraschend, daß ein alter Giraffenbulle mit zwei uralten Elefantenbullen tagelang an einer bestimmten Stelle zu gegenseitigem Schutze in völliger Symbiose zusammenlebte. Wenigstens kann ich diese Freundschaft nur auf das Bedürfnis nach gegenseitiger Sicherung zurückführen. Die Giraffe vermag aus weiter Entfernung vermittelt ihrer Augen den Sicherheitsdienst zu übernehmen, die Elefanten aber prüfen mittels ihrer Rüssel jeden leisen Windzug. Die Windrichtung wechselt innerhalb der Bergtäler sehr oft. Man muß es beobachtet haben, wie sorgfältig die in S-Form hoch über die Köpfe erhobenen Rüssel nach einem Feinde wittern! Schärfer kann sich der Kampf ums Dasein in dieser Art kaum ausdrücken und uns vor Augen



Die Einfuhr von Elfenbein betrug:

1900	1901	1902	1903	1904
Menge in Pfund				
215 592	275 816	228 116	159 882	112 991
Wert in Rupien				
1 422 257	1 703 209	1 117 844	1 060 937	724 290

Hieran waren beteiligt:

	1900	1901	1902	1903	1904
Menge in Pfund					
Britisch-Ostafrika . . . . .	92 921	112 712	133 611	105 099	56 996
Deutsch-Ostafrika . . . . .	133 610	112 997	73 761	43 199	45 664
Benadir-Küste . . . . .	11 140	9 481	10 642	7 780	8 127
Portugiesisch-Ostafrika . . . . .	1 921	10 605	10 132	3 531	2 204

Durch die Ausfuhr aus dem Innern über Mombassa und von da direkt über See hat der Handel in Zanzibar bedeutend abgenommen.

Die Ausfuhr von Elfenbein betrug:

1900	1901	1902	1903	1904
Menge in Pfund				
278 072	264 781	246 532	174 751	117 988
Wert in Rupien				
1 730 309	1 717 995	1 583 461	1 166 314	789 774

Davon gingen nach:

	1900	1901	1902	1903	1904
Menge in Pfund					
Großbritannien . . . . .	106 951	67 610	58 731	52 702	41 416
dem europäischen Festlande (Hamburg) . . . . .	3 173	13 244	23 996	10 093	1 444
Amerika . . . . .	86 064	134 234	95 760	66 579	35 319
Indien . . . . .	70 319	39 899	59 459	40 017	39 695
Wert in Rupien					
Großbritannien . . . . .	634 251	376 837	334 900	300 279	262 892
dem europäischen Festlande (Hamburg) . . . . .	19 600	94 344	190 932	87 114	13 012
Amerika . . . . .	603 584	956 773	653 929	512 222	272 014
Indien . . . . .	418 349	243 596	361 690	240 349	233 931

Die Preise sind gestiegen und noch im Steigen begriffen. Sie betrugen für das Brasilah je nach Art:

	1902	Dezember 1903	Juli 1904	Dezember 1904
1. Bab Mapa (Kammzähne mit geringer Höhlung, Durchschnittsgewicht, nach dem gehandelt wird, 70 englische Pfund, für Mehr- oder Mindergewicht Auf- oder Abschläge)	120—123	130	130	140
2. Gutch (Mittelzähne, weich, mit großer Höhlung, kleiner als Kammzähne)	106—114	120	115	125
3. Kalaleia (Ballzähne, ihrer Größe nach für Billardbälle passend, so daß kein wesentlicher Verlust an Elfenbein stattfindet. Vier Größen, Nr. Ia, Ib, II, III)	I. 131—139 II. 121—125 III. 100—106	Ia 140 Ib 135 115	160 155 135	180 175 150
4. Gendai (großes, hartes Bein)	94—96	94	105	115

(Bericht des Kaiserlichen Konsulats in Zanzibar.)

Ein urkundlicher Beitrag zur Vernichtung des afrikanischen Elefanten.

(Die Preise für Elfenbein haben mittlerweile eine nie gekannte Höhe erreicht und steigen andauernd.)



geführt werden. Wie oft mag sich Ähnliches im Laufe der Jahrtausende abgespielt haben, in anderen Weltteilen und im schwarzen Kontinente, ehe ich es zum ersten Male beobachten konnte. Die Aufnahmen beweisen jedenfalls den Wert photographischer Tierbildnisse in bezug auf ihre urkundliche Beweiskraft gewisser Gewohnheiten der einzelnen Arten.

Mir aber wird der „Kilepohügel“ stets in der Erinnerung bleiben. Oftmals mögen noch Elefanten zu dem kleinen stillen See, den seine wallförmigen Hügel umschließen, niedergestiegen sein, um, wie in uralten Zeiten, sich an dem erquickenden Naß zu laben. Jahrhunderte lang hatten ihnen die Masai mit ihren Viehherden diese altangestammte Tränke streitig gemacht. Der weiße Mann kam ins Land und die Masai verschwanden. Wiederum stiegen die Elefanten ungestört zum Kilepotale nieder. Jetzt hat der weiße Mann Hunderte andere Europäer, buriſche, nichts verschonende Ansiedler zum Kilimandscharo gerufen. Und damit dürfte der Tag nicht fern sein, wo der letzte Sproß jenes uralten Riesengeschlechtes, der letzte gewaltige Stoßzahnträger mit weithin leuchtendem, im Mondschein glitzernden Elfenbein zum Kilepohügel und seinem stillen See im Herzen des Hügels niedersteigt. Im Bilde aber werden einige von ihnen — die hier zur Anschauung gebracht —, die wohl heute schon ihrem Schicksale erlegen sind, vielleicht noch lange Jahre weiterleben . . .



Obwohl der Löwe erst etwa die Hälfte seiner Größe erreicht hatte, war es nicht ganz leicht, ihn lebend ins Lager zu schaffen, und einer meiner Masai wurde von ihm ernstlich verletzt . . .



Ein Beispiel von Mimitry: Die Giraffe, welche bisher bewegungslos neben einem Strauchbaume gestanden hatte, setzte sich langsam in Bewegung. Sowohl ihre Färbung, wie ihre Gestalt hatten es bewirkt, daß ich sie, da sie diesem Baume so sehr ähnelte, eine ganze Weile übersehen hatte.

### XIII.

## Ein verschwindendes Wahrzeichen der Steppe.

„Als Menschen und Tiere vom Baume ‚Omumborombongo‘ einst ihren Ursprung nahmen, war alles dunkel. Da machte ein Damara Feuer an, und Zebra, Gnu und Giraffe sprangen erschreckt weg, während Ochse, Schaf und Hund sich furchtlos sammelten.“ So berichtete Gritsch vor vierzig Jahren, aus den Urmythen der Ova-Herero, jener uns heute ganz besonders interessierenden südwestafrikanischen Stämme.

Wenn die schwierige photographische Beurkundung des Tierlebens überhaupt nur zur guten Stunde gelingt, im äquatorialen Afrika aber und in der Wildnis begreiflicherweise besonders schwierig ist, so könnte man wenigstens annehmen, daß es noch am leichtesten sein müsse, die großen Geschöpfe auf die Platte zu zwingen, wie Elefant, Nashorn und Giraffe. Aber „sie springen erschreckt weg“. Die Klugheit, Scheu und Vorsicht dieser Tiere tritt photographischen Versuchen sehr hinderlich in den Weg. Dann aber gehören zu einer gelungenen Aufnahme gutes Sonnenlicht und die Abwesenheit hindernden Baumwuchses zwischen uns und den erwünschten Objekten! Und trifft alles günstig zusammen, wäre gerade eine wundervolle Aufnahme möglich, so gebriecht es oft am Notwendigsten: an dem gebrauchsfertigen, gespannten und geladenen Apparate! Das Glück erscheint oft dem Photographen höchst überraschend und ist von erstaunlich kurzer Dauer! Ein Augenblick der Verspätung aber kann uns über Wochen, Monate und Jahre den nächsten günstigen Augenblick erwarten lassen.

Wern gäbe ich neun Zehntel aller von mir gemachter Aufnahmen aus dem Tierleben für ein halbes Dutzend anderer hin, die ich nie habe machen können, die aber vielleicht gelungen wären, wenn ich im geeigneten Zeitpunkt meinen Apparat zur Hand gehabt hätte. So die Aufnahmen der drei von mir erlegten Löwen und ihrer vier entkommenen Gefährten am 25. Januar 1897 auf den damals noch fast unbekannten Athi-Ebenen im Lande der Wakikuyu. Die Aufnahme ferner der anstürmenden Elefantenherde, die mich gelegentlich meiner letzten Reise um ein Haar erreicht hat. Mancher andere Anblick, der mir geworden, wäre ebenfalls von nicht geringem Werte, wenn im Lichtbild für alle Zeiten festgehalten. So erinnere ich mich ganz besonders der Beobachtung einer Giraffenherde von fünfundvierzig Köpfen. Dieser seltene Anblick wurde mir am 4. November 1899<sup>1</sup> etwa zwei Tagereisen nordwestlich vom Kilimandscharo. Lange Zeit könnte der heutige Jäger vielleicht alle Steppen Afrikas durchstreifen, bis ihm ein Gleiches zuteil würde. Einst war es anders. Es gab auch Zeiten, in denen langgehaßte, giraffenähnliche, heute längst ausgestorbene Tiere die Steppen in großen Mengen belebten. Besonders das seltsame Okapi, das vor kurzer Zeit in den zentralafrikanischen Urwäldern entdeckt wurde, hat als Verwandter jener ausgestorbenen Wesen das Interesse der Zoologen wachgerufen!

Unsere heute lebenden Giraffenarten heimateten noch vor hundert, noch vor fünfzig Jahren zweifellos in vielköpfigen Herden in großen Teilen Afrikas. Einst mögen sie auch im Norden des Erdteils häufig gewesen sein, wie Abbildungen, die uns von den alten Ägyptern hinterlassen worden sind, vermuten lassen. Die erste Giraffe, von der uns Kunde geworden, erschien in der römischen Arena. Dann wieder wird uns berichtet, daß einige Exemplare vor etwa zweihundert Jahren nach Europa gebracht und bestaunt worden sind. Die nubischen Tierkawanen brachten vor einigen Jahrzehnten noch eine erhebliche Anzahl der seltsamen Riesentiere in unsere zoologischen Gärten.<sup>2</sup> Wer aber konnte und kann sich des Anblicks wild lebender Giraffen in ihren Heimatländern erfreuen? Als ich zuerst im Jahre 1896 die seltsamen Geschöpfe beobachten konnte, wurde es mir klar, daß alle unsere in Gefangenschaft gehaltenen Giraffen abgemagert und kränkelnd seien, nicht die prächtigen wohlgenährten Tiere der Freiheit. Le Vaillant

<sup>1</sup> Damals standen mir noch keine genügend weit reichenden Apparate zur Verfügung. —

<sup>2</sup> Der weltbekannte Altmeister des Tierhandels, Hagened, kann sich erinnern, welche Mengen von Giraffen noch vor 50 Jahren im Sudan erbeutet wurden!







Die mächtige Gestalt des alten Giraffenbullen ist erheblich von den übrigen Mitglie-  
 dern des Rudels ab. . .  
 Er verhoffte noch eine Gele, das Rudel aber wurde flüchtig.



C. G. Schellings, phot.

auf dem Rücken zum Kilimandscharo gelang mir die Zela-Aufnahme eines kleinen Giraffenrudels, das ich unweit der Muiui-Ansiedlung „Kiaragwa“ in einer Gegend, in der heute dem Vernehmen nach durch verführte Guren-Ansiedlung alles Wild vernichtet wurde, noch antraf. Es zeigt uns die Tiere in ihrer überaus typischen Umgebung, die durch weite Flächen von Zantibieren (im Vordergrund) unterbrochen werden.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.





*C. G. Schäfer* hat.  
Nach stundenlanger Verfolgung dauerte es eine ganze Weile, bis ich inmitten der zahlreichsten, fahlen, durch einen  
Steppenbrand schwarz verfohlen Stängentamme die Giraffen wieder ausgemacht hatte, ich richtete mich nunmehr  
heran, um nach mehrfachen Mißerfolg diese Aufnahme zu erzielen.



erzählt in seinen Reiseberichten über das Kapland und einen Teil der Länder, die wir heute mit Deutsch-Südwestafrika bezeichnen, mit begeisterten Worten über die Eigenart und Schönheit dieser Tiere in Freiheit, berichtet uns, wie er nach mannigfacher Mühsal eine sorgsam präparierte Haut an die Küste und in sein Vaterland schaffte. Das war vor über siebenzig Jahren. Inzwischen ist mancher Europäer der immer schneller aussterbenden Riesentiere ansichtig geworden, aber wenig zuverlässige Kunde ist uns über sie geworden. Wundervoll wahrheitsgetreu hat der deutsche Forscher Richard Böhm über die Giraffe und ihr Leben berichtet. Die schönen Aquarelle aber, die seine leider so früh im dunklen Afrika erlahmte Hand meisterhaft gezeichnet hat, dazu den größten Teil seiner Tagebücher zerstörte jener unheilvolle Steppenbrand, der des Reisenden Jagdhütte „Weidmannsheil“ am stillen Walafusse so tragisch vernichtete. Mit dem frühen Tode des Forschers verlor die afrikanische Tierwelt einen ihrer liebevollsten und meistertätigsten Beobachter. — Dr. Richard Kandt fand noch auf seinem Entdeckungszuge zu den Nilquellen die verkohlten Reste der Hütte. „Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere?“

Die zoologische Wissenschaft spaltet neuerdings viele Arten aus dem heute noch lebenden Bestande der Giraffe ab; verschiedene Arten bewohnen, wie sich erweist, verschiedene zoogeographische Regionen. In den von mir durchreisten Gebieten fand ich eine bis dahin unbekannte Art. Ihr Leben und Treiben hat mein Interesse auf das höchste erregt. Wenn ich der wild lebenden Giraffe gedenke, tauchen mir wie Schatten die seltsam hin- und herwogenden Riesengestalten unseres Tieres im dornigen Pori auf, im sonnendurchglühten Buschwalde oder auf freier Boga weit hinten am Horizonte. Sie verschwinden zwischen Bäumen und Buschwerk oder gehen vollkommen in ihrer Umgebung auf. Sie schwanken über die busch- und baumlosen Ebenen dahin und scheinen wie so manches unerreichbar . . .

Aber, nun innig vertraut mit der ostafrikanischen Sauna, kommen mir Tage und Stunden, wo ich mich plötzlich und unerwartet im Geiste in unmittelbarer Nähe der gewaltigen, dabei so friedfertigen und ungefährlichen Geschöpfe befinde. Nichts als ob die Giraffe wehrlos wäre: ein einziges Ausholen ihrer gewaltigen Läufe, auch ein seitwärts gerichteter Schlag des langgehälften Hauptes eines alten Bullen würde ein schwaches Menschein leicht töten! Aber unser Riesentier, das ein dem mordlustigen Tiger, dem Leoparden und Jaguar so ähnliches Haar- kleid trägt, würde niemals angreifen, und nur zur Verteidigung von seinen Kräften Gebrauch machen. Aber gerade darum ist es zu beklagen, daß ein so gewaltiges Tier, das anspruchslos, keinen Menschen

schädigend, in den entlegensten Einöden sein Wesen treibt und seit Urzeiten trieb, jetzt so plötzlich und schnell verschwindet.

Vor zweihundert Jahren noch, in den Abbildungen jener Zeit, waren Giraffen mehr oder minder geheimnisvolle Sabelwesen; aus Sabeln und Sagen bestand die damalige Kenntnis des schönen Geschöpfes. Sieht man hinaus in unbekannte Länder, die eine fremdartige Tierwelt beherbergen, so gestaltet unsere Einbildungskraft die Erscheinung ihrer hauptsächlichsten Vertreter unwillkürlich um, ganz anders vielfach als die Wirklichkeit. Welch spannende Augenblicke, wenn man, meist höchst überraschend, eine neue Erscheinung der Tierwelt zum ersten Male frei in der freien Wildnis sieht, und nun gar erst so seltsame Geschöpfe wie Giraffen!

Die Giraffe in ihrer heimischen Landschaft gemahnt zweifellos den tierverständigen Menschen an eine längst vergangene Zeit, in der tatsächlich seltsame Wesen aller Art, in unschätzbarer Zahl, Ebenen und Wälder belebten, inmitten einer ebenso seltsamen heute untergegangenen Pflanzenwelt. Wie ein Mahnzeichen, ein Überbleibsel aus alter Zeit ragt der Giraffe gewaltige Erscheinung in unsere Tage hinein; ihr Anblick in der Wildnis ist schon aus diesem Grunde von eigenartigstem Reiz. So glaube ich, vielfach geäußertem Wunsche folgend, jedes meiner Bildchen der Vergessenheit entreißen zu sollen, die die Eigenart der seltsamen Tiere wiedergeben können.

Ich habe schon mehrmals darauf hingewiesen, wie sehr Giraffen und andere afrikanische Säugetiere sich in der Färbung der Landschaft anpassen. Professor V. Schmeil hat bereits ausgeführt, wie sehr ich mich in dieser Hinsicht mit den Berichten älterer Beobachter in Übereinstimmung befinde.<sup>1</sup> Es ist geradezu erstaulich<sup>2</sup> wie sehr Giraffen mit der Landschaft verschwimmen, und zwar nicht nur in der Färbung, sondern auch in ihrer Gestalt. Die Abbildung Seite 367 gibt uns davon einem treffenden Beweis und zeigt uns, wie die Gestalt der Giraffe in ihren Umrissen der Gestalt des Baumstrauches in ihrer Nähe sehr nahekommt.

Tage- und wochenlang kann der Versuch, Giraffen auf die Platte zu bannen, vergeblich sein. Fern am Horizonte mag die riesige „Twigga“ der Waswahili auftauchen, aber jeder Versuch einer Annäherung wird vereitelt. Stundenlanges Nachfolgen weit hinaus in die glühende Steppe ist und bleibt vergeblich. Dann wieder ereignet es sich plötzlich, so

<sup>1</sup> Von späteren Beobachtern war diese Tatsache in Abrede gestellt worden.

<sup>2</sup> Den Begriff der Mimikry möchte ich, wie Schmeil schon ausgeführt hat, hier nicht im ursprünglichen Sinne von Bates und Wallace, sondern als auffallende Übereinstimmung eines Tieres mit der Landschaft verstanden wissen.



*Ge. giraffa* (Linn.).  
K. F. Giraffe im Inneren eines Gebietes von Zibonafazien . . .





*C. G. Schillings phot.*

*K. Vogtlanders Fotog. Leipzig 1906.*

An dem Weiteren, die Bewegungen flüchtiger Giraffen im Gebirge feltschaffen, pirschte ich mich um die Mittagsstunde an eine einzelne Giraffe heran und es glückte mir endlich, sie dann, hinter einem Strauche hervorbringend, in voller Flucht auf eine Entfernung von etwa fünfzig Meter auf die Platte zu bringen. Bisher war ich nur im dichten Gebirge so nahe an Giraffen herangekommen. (Ich gelangte bis auf etwa zwanzig Meter an das Tier, bevor ich aber die Giraffe schon bedeckenden Strauch hervorbringen und den Apparat richten konnte, war die Giraffe schon weiter entfernt.)



einst am 29. November 1899 in der Nähe der westlichen Adjiri-Sümpfe, daß ein Giraffenrudel eine halbe Stunde lang vor mir herzog, fast ohne Scheu, auf ganz geringe Entfernung. Aber, wie natürlich immer in solchen Fällen, hatte ich keinen gebrauchsfähigen Apparat zur Hand, wäre aber damals imstande gewesen, auch mit einer ganz gewöhnlichen Kamera wundervolle Aufnahmen zu erzielen. Neugierig ließen mich die Giraffen bis auf hundert, ja selbst bis auf nur sechzig Schritte heran. Erst dann suchten sie in einigen polternden Fluchten das Weite, und das Spiel begann von neuem. Das kleine Rudel bestand aus neun Köpfen: einem alten, sehr dunkel gefleckten Bullen, einer hellgefleckten Kuh, aus drei weiteren Weibchen mit je einem Jungen und endlich einem jüngeren auch dunkel gefärbten Bullen. In allen Stellungen konnte ich die Tiere mit meinem Präparator in größter Muße beobachten, mit neugierig vorgestreckten und seitwärts gedrehten Hälsen, wie angewurzelt stehen bleibend und uns dicht heranlassend!<sup>1</sup> Das war eines jener Erlebnisse, zu dem man als zu einer Vorstellung auf einer großartigen und wilden Naturbühne alle seine Freunde und Bekannte einladen möchte und des begeisterten Applauses sicher sein dürfte! Ich kann mir heute noch nicht erklären, aus welchem Grunde jene Giraffen damals, in Jahre 1900, so wenig scheu und furchtlos waren! Jedenfalls bilden solche Vorfälle eine Ausnahme; im allgemeinen wissen sich die verfolgte Tiere rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Dann aber wieder kann es sich ereignen, namentlich um die Mittagsstunden, daß der Jäger sich an einzelne oder selbst in Rudeln stehende Giraffen auf unmittelbare Entfernung heranzupirschen vermag. Das habe ich mehr wie einmal erfahren. Man kann die Tiere unter solchen Umständen ohne allzu große Schwierigkeiten „anlaufen“. Wer mit guten Lungen und in guter Kondition so einen Dauerlauf zu leisten vermag, wird sich den neugierigen und überraschten Tieren oft bis auf unmittelbare Entfernung nähern können. Schweifwedelnd und in ihren bizarren eigenartigen Bewegungen, polternd und schaukelnd, ergreifen sie dann erst die Flucht. Auf ganz freier Ebene aber, in der offenen Boga, werden wir uns freilich nicht so leicht dem riesigen Wilde nähern können. Photographische Aufnahmen sind daher meist höchst schwierig, weil man stets durch Büsche und Bäume von dem eigenartigen Bilde getrennt sein wird.

---

<sup>1</sup> Einer unserer besten Zoologen bezeichnete wenige Jahre vorher die Giraffe für die Majai-Hochländer nach langem Aufenthalte dortselbst als „sehr selten, fast ausgestorben“: ein treffender Beweis für die ungemeine Schwierigkeit der Tierbeobachtung in der Wildnis! —



*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.*

Telephotographische Studien der Giraffa schillingsi Mtsch. bei verschiedener Beleuchtung und in verschiedener Umgebung. Jeder Besucher des Berliner Zoologischen Gartens kann sich im Sommer ohne Mühe überzeugen, wie wenig die scheinbar so auffällig gefärbten Tiere in ihrem Augenfällig ins Auge stechen! Ihre protektive Mimikry tritt auch hier in Gefangenschaft vorzüglich in Erscheinung.

Inmitten der einsamen, mehr oder weniger hochstämmigen Akazienwälder, die im ostäquatorialen Afrika oft ungeheure Strecken einnehmen, kann es sich leicht ereignen, daß man um die Mittagsstunde einzelner oder mehrerer — unter freilich nur dürftigen Schattenbäumen — eingestellter Giraffen ansichtig wird. Ich erinnere mich besonders einer Gelegenheit, in der Nähe des Geleï-Vulkans, bei der ich auf höchstens einhundertundzwanzig Schritt im Akazienwalde urplötzlich die säulengleichen Unterkörper mehrerer riesiger Giraffen erblickte. Der Wind war günstig; die Köpfe der Tiere waren in den Kronen der Mimosen verborgen. So konnte ich, die Tiere anlaufend, wenige Augenblicke später im Sinne des Wortes inmitten des Giraffenrudels sein! Jetzt freilich dröhnte der Boden, und die riesigen, stahlharten Hufe dröhnten klappernd über den rissigen, von den Sonnenstrahlen ausgedörrten tennenartig harten Boden dahin. Krachend prasselten die langgehälsten Tiere durch das verschlungene Astwerk der nächststehenden Mimosengruppen hindurch. So leicht eine Erlegung eines oder einiger Tiere mir gewesen wäre, so unmöglich war eine photographische Aufnahme. — Glücklicher war ich beim Anpirschen einzelner Tiere. Unter sorgfältiger Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln schob ich mich katzentartig schnell — selbstverständlich allein, meine Leute zurücklassend — den erkundeten Tieren näher, brachte Bäume oder Baumgruppen zwischen sie und mich und gelangte so in einigen Fällen tatsächlich bis auf zwanzig Schritte an die Giraffen heran. Um das Buschwerk oder den Baum herumspringend, hinter dem sie sich befanden, gelang es mir, einigemal von den Davonpolternden brauchbare Bilder zu erzielen. Freilich bedurfte dies ganz besonderer Vorsichtsmaßregeln. Ich hatte nicht nur den Standort der Tiere, sondern auch die Stellung der Sonne auf das sorgfältigste zu berücksichtigen. Die Möglichkeit, unter solchen Umständen brauchbare Augenblicksbilder der sich schnell bewegenden und in größter Eile davonpolternden Giraffen mittels des lichtschwachen Teleapparates zu erzielen, ist freilich recht beschränkt. Solche seltenen Gelegenheiten wären vielleicht durch die geschickte Benutzung gewöhnlicher Handapparate vorteilhafter auszunutzen.

Immerhin gelang es mir auf diese Weise, auch die Art der Fortbewegung hochflüchtiger Giraffen photographisch festzulegen. Zugleich bildet mein Verfahren einen Beweis für die relative Leichtigkeit der Giraffenjagd durch eingeborene Jäger mit Giftpfeilen! Öfters habe ich Eingeborene im Besitz frisch erlegten Giraffenwildbretes angetroffen.

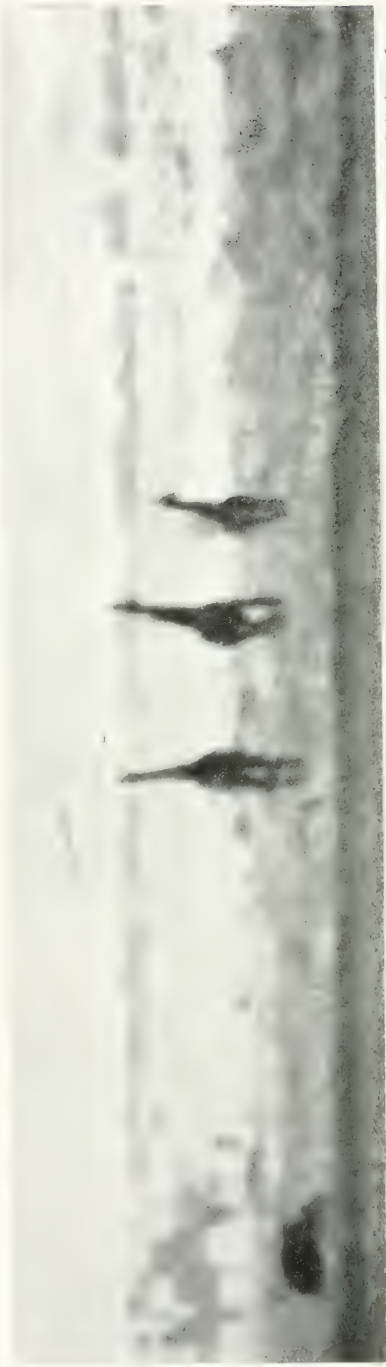
In den allermeisten Fällen also verhindern Büsche und Baumwerk photographische Aufnahmen, namentlich größerer Rudel. Das kann dann oft ein sich in der weiten Steppe abspielendes Schachspiel zwischen







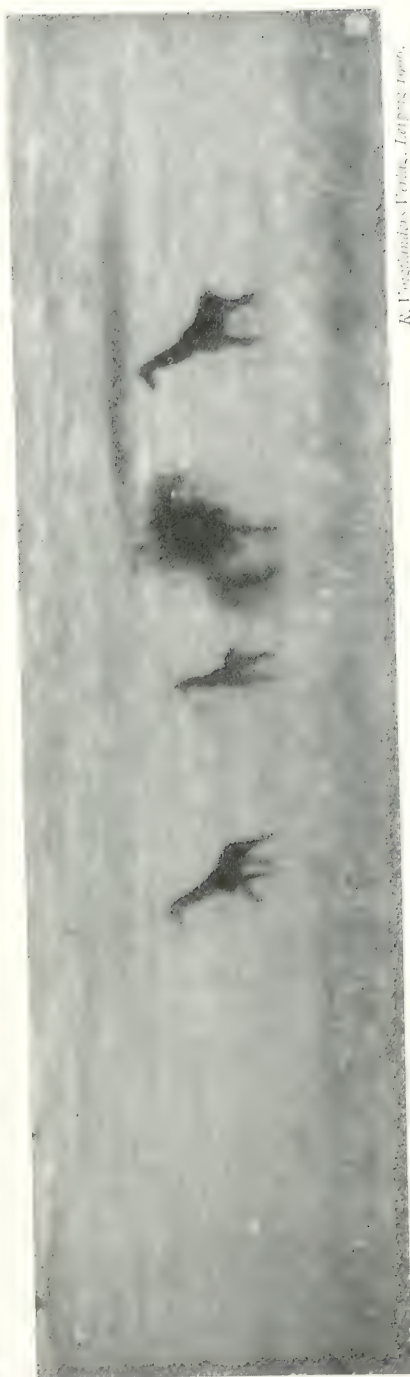
Die turmhohen Gestalten der Giraffen wirken auf den Betrachter in der freien, gewaltigen Steppe ein . . . Dort allein heben sie sich zuweilen scharf von der Umgebung ab. In unerm Berlin „Zoo“ kann man leicht beobachten, wie wenig sich das dort verhältnismäßig gepflegte prachtholle Giraffenpaar im allgemeinen von der Umgebung im Hintergrund abhebt . . .



C. G. Schillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.

Die schwanförmigen Gestalten dreier in die offene Steppe flüchtig werdender Giraffen verschwimmen, auch für das Auge außerordentlich mit ihrer sonnengeglänzten Umgebung.



Hauptmann Meiser phot.

R. Vogelwaides Photo. Leipzig 1900.

Verhoffende und flüchtige Giraffen in der offenen Boga; das mittlere Tier des unteren Bildes muß man wegen seiner starren Haltung als jungen Bullen anprechen.



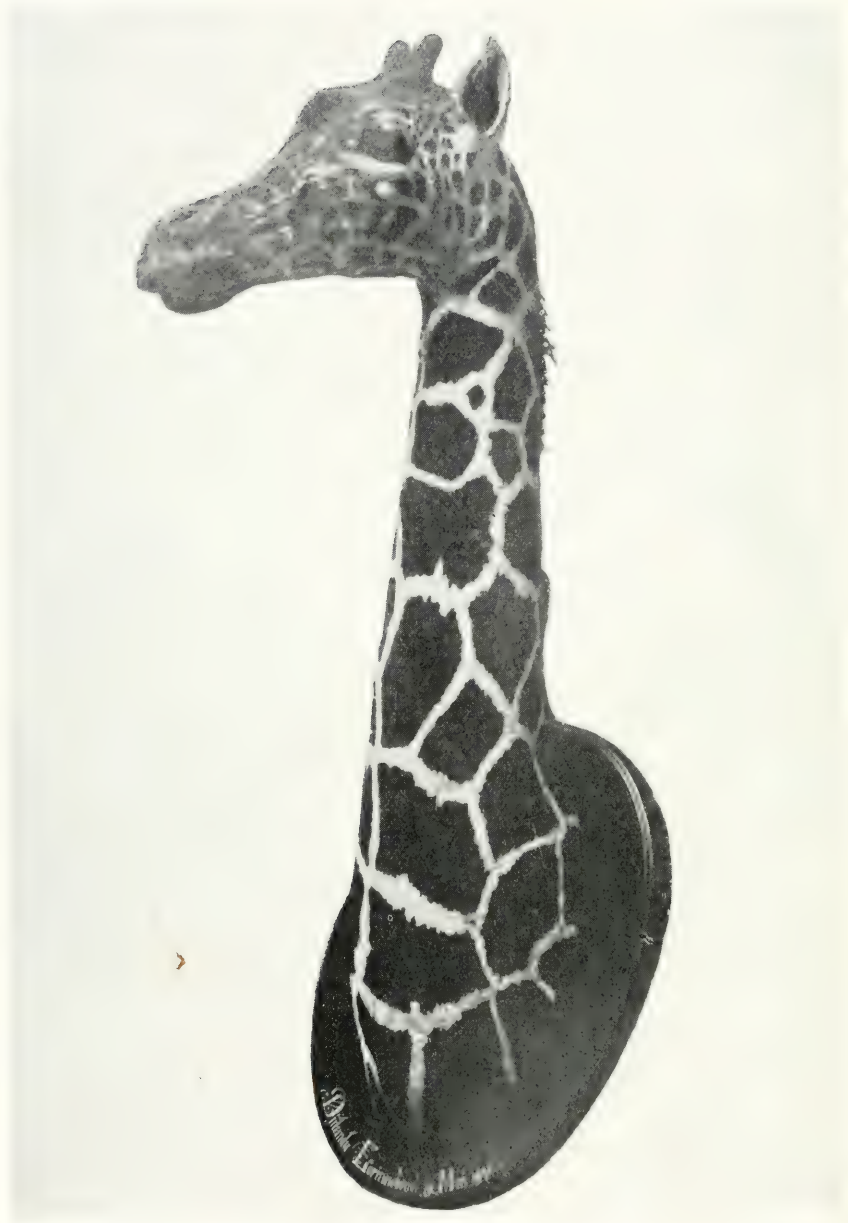
dem photographierenden Jäger und den buntgefleckten Riesentieren werden. Stundenlang bin ich ihnen nachgefolgt, mit schußbereiter Kamera: immer wußten die Weitsichtigen meine Absicht zu vereiteln. So erging es mir stunden-, tage-, selbst wochenlang. Dann aber kamen wieder günstige Augenblicke, und ich konnte hier und da eine wohlgelungene Platte im moskitodurchschwärmten Zelte entwickeln . . .

Wie sehr aber verschwimmen, je nach der Beleuchtung, Giraffen mit ihrer Umgebung namentlich auch innerhalb üppiger Vegetation zur Regenzeit! Nur wenn die turmgleichen Gestalten sich gegen den Horizont abheben, erscheinen sie deutlicher. Auf freier Steppe, aber vom ansteigenden Hintergrunde gedeckt, gleichen sie alten trockenen Baumstämmen, auch dann mit ihrer Umgebung verschwimmend. Stehen Giraffen gar in der Nähe solcher alter abgestorbener Baumstämme, so sind sie kaum von diesen zu unterscheiden. Überhaupt, wenn um die Mittagzeit die Steppe von tausend Lichtwellen widerstrahlt, wenn alles weit umher von blendendem Licht übergossen erscheint, vermag auch das geübteste Auge die Konturen der einzelnen Erscheinungen aus dem Reiche der Natur kaum auseinanderzuhalten. Bei solcher Beleuchtung können die alten unter einem Schattenbaume stehenden sandfarbigen Oryxantilopen, kann der hirschartig gefärbte Wasserbock kohlraben-schwarz erscheinen; Zebras werden von Unkundigen für wilde Esel — grau in grau — gehalten, in freier Steppe ruhende Nashörner für Termitenhügel. Giraffen aber verschwimmen in dieser Stunde mit dem umgebenden Mimosenwalde in einer Weise, daß man es gesehen haben muß, um diese Tatsache für möglich zu halten.

Freilich gehen wir, beim Anblick oder in der Erwartung des Anblickes dieser Tiere, — so in der Phantasie wie in der Wirklichkeit — immer wieder unwillkürlich vom Anblick der eingepferchten zahmen Exemplare in zoologischen Gärten, der konservierten Stücke in Museen aus. — Weiß ich mich doch zu erinnern, daß meine zuerst geschauten wilden Zebras mir unbedingt als „Tabu“ erschienen, als zahme eingehetzte Exemplare. Erst langsam muß sich der Fremdling in die wilde Sauna, ihr Leben und Treiben hineinversetzen. Das macht freilich anfänglich auch dem Wohlmeinendsten das Befolgen etwaiger Schon-geheße, — die doch unbedingt ein An s p r e c h e n des Wildes bedingen, — recht schwer.

Je weniger sich Tiere aus der Landschaft abheben, einen um so seltsameren Eindruck erhält der Beschauer. Aber in der Mehrzahl der Fälle erscheint das Tierleben so und nicht anders, insofern es sich um wirklich wilde, der Freiheit noch nicht entrissene Tiere handelt. Unser heimisches Wild befindet sich ja gewissermaßen im Zustande einer be-





Kopf einer von dem bekannten Forschungsreisenden Carlo von Erlanger (\*) im Süd-Somalilande erlegten Giraffe. (*Giraffa reticulata* de Winton). (Diese Abbildung wie auch die Blätter des Tagebuchs verdanke ich der Liebenswürdigkeit der Baronin C. von Erlanger in Nieder-Ingelheim.)



dingten Domestikation und ist daher unserem Auge schon aus diesem Grunde vertraut.

Wie dem aber auch sei: der mit der Kamera auf Giraffen jagende Jäger wird sich des Gefühles bewußt sein, daß er mit seiner ungefährlichen, aber in der Handhabung so mühevollen Waffe eines der merkwürdigsten und eigenartigsten Geschöpfe verfolgt, das er in unserer Zeit überhaupt auf der ganzen Welt verfolgen kann. Einzelnen Giraffen oder Rudeln weit in die Steppe hinaus nachstellend, wird er nach glücklich gelungener Aufnahme eine seltene Genugtuung empfinden. Wie riesige Bäume am Horizont aufragend, in Herden den Buschwald oder das dornige Pori durchpolternd, zur guten Stunde neugierig und in ungeschlachten Bewegungen sich in Herden dem Lager nähernd, umspielt von der wundersamen Äquatorsonne, schemenhaft in der sonnendurchfluteten Steppe weit am Horizont verschwindend, unerwartet und plötzlich mitten im Buschwalde in einzelnen alten, einsiedlerisch lebenden Bullen auftauchend: — stets werden auf solche Weise dem afrikanischen Jäger unvergeßliche Eindrücke zuteil. — —

Die Stunde der Giraffe hat geschlagen. Undenkbar lange Zeiten ist sie mit dem Bestehen der unermesslichen Mimosenwälder des schwarzen Kontinents verknüpft, hat sie in ihren verschiedenen Arten jene Wälder durchwandert, und einst in längst vergangenen Epochen unserer Erde haben ähnliche gewaltige Erscheinungen in großen Gebieten auch unseres Kontinents ihr Wesen getrieben. Giraffenähnliche Tiere waren tatsächlich damals auch Europa nicht fremd; heute aber sterben die letzten ihres Geschlechts selbst innerhalb ihrer menschenentrückten letzten Zufluchtsstätte des äquatorialen Afrika aus. Was nützt ihre Schutzfärbung gegen die neuen weittragenden Gewehre? Was ihre absolute Unschädlichkeit für den Menschen?<sup>1</sup> So auffallende gewaltige Erscheinungen sind eben heutzutage der Vernichtung verfallen! Der Zufall hat es gewollt, daß eine nicht allzu entfernt verwandte Erscheinung, das erst in wenigen Exemplaren bekannte Okapi der zentralafrikanischen Urwälder erst in unseren Tagen entdeckt worden ist. Man kann mit Sicherheit voraussagen, daß nach dem völligen Verschwinden der wirklichen Giraffen dies eigenartige Tier noch lange Zeit fortleben wird. Die Giraffenart aber, die im Norden und Süden des afrika-

---

<sup>1</sup> Der Verfasser hat mehrfach die Ansicht äußern hören, daß die Giraffen Schädiger der afrikanischen Wildnis seien und als solche ausgerottet werden müßten. Auf solche Ansichten sollte frühzeitig in der Öffentlichkeit hingewiesen werden. Sie stehen auf derselben Stufe ödesten modernsten Radikalismus, wie das allen Ernstes geäußerte Verlangen alles afrikanische Wild überhaupt auszurotten, um so der Tsetsefliege Herr werden zu können!



C. G. Schillings, phot.

R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.

Die Giraffe, deren Haut ich für das Museum zu präparieren wünschte, zeigt auf das deutlichste, wie sehr die in Ostafrika häufige Art der Giraffe (*Giraffa schillingsi* Mtsch.) von der im Südsomalilande lebenden, von Baron Carlo Erlanger eingesammelten Art (*Giraffa reticulata* de Winton), abweicht.





nischen Kontinents schon lange ausgerottet worden ist, sollte in jedem einzelnen erreichbaren Stück für eine künftige Zeit erhalten werden. Jede Beobachtung über ihre Lebensweise, jede Herstellung eines genauen Bildes, jede Aufbewahrung eines Exemplares für Schauzwecke ist hoch erwünscht. Das möchte ich jedem Einsichtigen zurufen, der Gelegenheit hat, dort in der Wildnis derartiges zu vollführen.

In Südafrika hat Professor Fritsch noch im Jahre 1863 die Giraffe mit eigenen Augen erschaut. Kurz vor dem Druck dieser Zeilen hat er mir mit Begeisterung von dem großen Eindruck erzählt, den ihm damals diese Beobachtungen, später die Betrachtung meiner Giraffenbilder, gewährt haben. Siebzig Jahre vor ihm schon war es, wie bereits erwähnt, der sehnlichste Wunsch Le Vaillants, Giraffen im Freileben zu beobachten; die Erfüllung dieses Wunsches war ihm damals noch reichlich im heutigen Deutsch-Südwestafrika möglich. Doch das alles gehört zum Versunkenen und Verklungenen.

Noch treiben große Herden von Giraffen in abgelegenen Gegenden ihr Wesen. Mein leider so früh verstorbener Freund Carlo von Erlanger fand das Tier in dem von ihm zum erstenmal durchquerten Süd-Somalände äußerst scheu und schwer erreichbar. Ich habe geglaubt, in der Abbildung der mir freundlichst zur Verfügung gestellten Tagebuchblätter, — den einzigen, die die Giraffe während der langen zweijährigen Forschungsreise überhaupt erwähnen, — sowohl meinem Freunde als auch den schönen Geschöpfen im Süd-Somalände ein Erinnerungsblatt widmen zu dürfen. In knapper, frischer Weise sagen die Blätter, mit welchen Mühen einige Häute der schön gefärbten Giraffe des Süd-Somalandes erbeutet worden sind. Ein prachtvolles ausgestopftes Stück befindet sich heute im Sendenbergschen Museum zu Frankfurt a. M. Eine Abbildung zeigt uns den Kopf eines von meinem verewigten Freunde erlegten Giraffenbullen und beweist dem Leser, wie sehr die beiden Arten voneinander abweichen, die hier abgebildete Giraffe des Süd-Somalandes<sup>1</sup> und diejenige, welche ich zuerst im Masailande fand. Gleichzeitig sehen wir in den Tagebuchblättern und jener Abbildung das einzige urkundliche Material, das uns bis heute über das Vorkommen der Giraffe im gewaltig ausgedehnten Süd-Somalände ward; niemand als mein wagemutiger und verdienstvoller Freund und seine Begleiter haben es bis heute durchquert. —

Hilgert, der Begleiter Carlo von Erlangers, erwähnt ein häufiges Vorkommen der Süd-Somalgiraffe, sagt aber, sie habe sich so scheu gezeigt, daß die Expeditionsmitglieder sich meist mit dem Anblick der

<sup>1</sup> Giraffa reticulata de Winton und Giraffa schillingsi Mtsch.





R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1900.

Giraffen in der offenen Boga.

Hauptmann Merker phot.

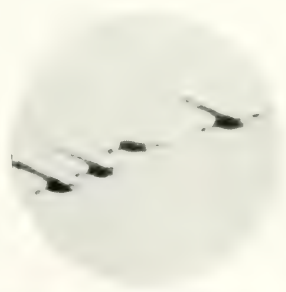


zahlreichen Fährten und der Tiere in weiter Entfernung begnügen mußten. —

Mittlerweile sucht man vielerorten in Afrika vom Giraffenbestande zu retten und zu schützen, was zu schützen und zu retten ist. Aber solch gewaltige Erscheinungen tierischen Lebens in freier Steppe sind eben auf die Dauer nicht zu erhalten! Wir wollen hoffen, daß ein reichliches Material an Beobachtungen, an Abbildungen und Exemplaren für unsere Museen gerettet wird, ehe es zu spät ist. So kann das riesige Tier wenigstens in dieser Art noch lange Zeit heranwachsenden Geschlechtern zur Freude und Belehrung dienen, und wird nicht das Schicksal manch anderer seltsamer Geschöpfe teilen, die kein Gold der Welt mehr herbeischaffen kann, die unerwartet schnell aus der Liste der Lebendigen vollkommen ausgestrichen worden sind.

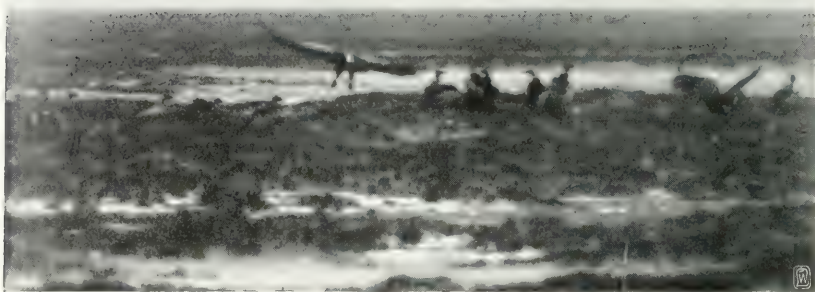
Mit seltsam melancholischem, wundervollem Auge schauen die Giraffen in die heutige Welt, in der für sie kein Platz mehr zu sein scheint. Wer den Ausdruck dieser schönen Augen geschaut, einen Ausdruck, der die orientalischen Dichter seit Jahrtausenden begeistert hat, der in Sage und Lied verewigt ist — wird ihn nicht leicht vergessen, so wenig wie derjenige den großen Eindruck vergessen kann, der ihm wurde, als er in der Wildnis die „serafa“ der Araber schauen durfte.

Die Stunde kann nicht mehr fern sein, in der sich die schönen Augen der letzten „Twigga“ in der Einöde schließen. Das kann keine menschliche Klugheit verhindern, trotz aller Fortschritte menschlichen Wissens und menschlicher Technik, vermag kein menschlicher Wille zu vereiteln. In den kleinen Kreis der Haustiere wird die Giraffe niemals eintreten; folglich muß sie verschwinden. Vielleicht schließen sich ihre Augen inmitten eines Elelescho-Hains, dessen Zauber damit wieder um vieles sich vermindert, — als ein untergehendes Wahrzeichen alter Zeit. —



Mit Inzurrendem, eigentümlichem Ruf verschwanden die Kronentraniche in der Ferne, als sie der Tele Apparat noch einmal festhielt . . .





Hungrige Geier in der Nähe meines Lagers.

#### XIV.

### Im Steppenlager.

Zu den glücklichsten Stunden meines Lebens rechne ich die Tage, in denen ich mit meiner Karawane weit draußen in der afrikanischen Nyika lagerte.

Saß stündlich waren da neue Beobachtungen zu machen, oft sogar unmittelbar von meinem Zelte aus, nicht nur an der Tierwelt überhaupt, sondern auch an jenen seltenen Tieren der Wildnis, die ich gefangen oder durch Eingeborene erhalten hatte, und die nun mein Lager durch ihr Tun und Treiben belebten. Wenn selbst unseren hervorragendsten Museen noch viele der auffallendsten Vertreter der afrikanischen Fauna in ausgesuchten Stücken oder überhaupt fehlen, so gelangten lebend viele höchst interessante afrikanische Tiere selbstredend bis zum heutigen Tage niemals nach Europa. Wer sie kennen lernen will, muß in die Wildnis hinausziehen, um sie in ihrer eigenen Heimat zu beobachten.

Mein Lager war zuzeiten ein eigenes kleines Reich. Ein großer Teil meiner Leute zog fortgesetzt aus, um in oft wochenlanger Abwesenheit von ackerbautreibenden Stämmen Früchte des Bodens einzutauschen und herbeizuschaffen. Mit den übrigen blieb ich allein in der Wildnis, jagend, sammelnd und beobachtend. Da mehrten sich meine Sammlungen täglich; die Zeit verfloß wie im Fluge unter all den mannigfaltigen Präparationsarbeiten, all den Maßnahmen zur zweckmäßigen Aufbewahrung und Versendung der gesammelten Naturalien. Das urpatriarchalische Getriebe des Lagerlebens brachte dem Beobachter trotz



*C. G. Schillings phot.*

*R. Vogellanders Verlag, Leipzig 1906.*

Getriebe in meinem Lager bei dessen Einrichtung für längere Zeit.



seiner scheinbaren Eintönigkeit viel Interessantes. Einen kleinen Staat gab es da zu beherrschen und in Ordnung zu halten. Ich vermochte das beglückende Gefühl auszukosten, im Verkehr mit einfachen Naturmenschen all die verwickelten Sorgen des Kulturlebens zu vergessen, all die vielen, ich möchte sagen, persönlichen Beziehungen zur Natur zu pflegen, die ich mir schon in früheren Jahren hatte erwerben können.

Da habe ich den eingeborenen Menschen schätzen gelernt. Freilich nicht nach dem Maßstabe europäischer Kultur gemessen, nicht von einem einseitigen Standpunkte aus beurteilt, aber braver Charaktere unter



Mein Präparator Orgeich bei der Herstellung ornithologischer Präparate.

meinen ständigen Begleitern werde ich mich stets mit Genugtuung erinnern.

Flüchtige scheue Jagdnomaden, seltenem Wilde vergleichbar, tauchten zuweilen im Lager auf, — das Tierleben aber umbrandete und umflutete nicht selten in ursprünglichem Reichtum diese in der Einöde so plötzlich entstandene „Kulturinsel“ . . .

Meine Kasten, meine Habseligkeiten wurden in einem selbsterbauten, mit Rohr oder Steppengras bedeckten „Hause“, vor Regen und namentlich vor den Sonnenstrahlen einigermaßen geschützt. Allerdings war das „Haus“ einfachster Bauart, auf die ich aber sehr stolz war. Solch eine einfache Behausung schützt nicht nur die zoologischen Sammlungen gegen die dörrenden, alles versengenden Sonnenstrahlen, gegen



C. G. Schilling's phot.

Die Bauten der Termiten erreichen oft mehrere Meter Höhe, im Vorbergrunde dieser Aufnahme befindet sich ein verdickter und im Verfall begriffener Termitenhügel. Andere Hügel zeigen die verschiedensten unregelmäßigen Formen und verzweigen sich weit im Boden der Umgebung.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1909.

Regen und Kälte, sondern auch gegen die mannigfachen kleinen Feinde aus dem Tierreich, gegen die ein fortwährender Kampf geführt werden muß. Vor allem ist es die verderbliche Tätigkeit der



Im Verhältnis zu ihrer Größe führen die Termiten — die häufig fälschlich wegen ihres Namens: „Weiße Ameisen“ für solche gehalten werden — wohl die höchsten und gewaltigsten Bauwerke auf, die irgend ein Tier errichtet. Im Innern der Burgen findet man die „Königin“ eingemauert in einer kleinen Zelle. Sie übertrifft die übrigen Termiten um ein Vielfaches an Größe und beschäftigt sich nur mit Eierlegen, der König hingegen übertrifft die „Arbeiter“ und „Soldaten“ nur um ein Geringes an Größe.

Termiten, die dem Reisenden und dem Sammler höchst unangelegentlich kommt. Ich erinnere mich noch, wie mein zeitweiliger Reisegefährte, Prinz Johannes Löwenstein, die Fahne seines Zeltes in



einer einzigen Nacht von Termiten zerstört sah. Mir zerbißen in einer einzigen Nacht Termiten sämtliche Fäden der Etiketten, durch die ein Teil meiner soeben verstauten Naturalien gezeichnet worden war



Mein Reisegefährte Prinz Löwenstein machte zu seinem Erstaunen schnell Bekanntschaft mit den Termiten, die ihm die Fahne seines Zeltes in einer Nacht vollkommen zerstört hatten!

. . . in einer Nacht zerstörten die winzigen Feinde mir die Böden mehrerer Kisten, die unvorsichtig gelagert worden waren . . .

So gilt es, einen fortwährenden Kampf gegen Schädlinge aller Art zu führen . . .

Mein Vieh, von dem ich meist eine größere Auswahl sowohl zur



Ernährung meiner Leute, als auch zur Aufzucht junger wilder Tiere mitführen mußte, wurde zur Nachtzeit in einem Dornenverhau untergebracht, meine Leute aber bauten sich unter Büschen und Bäumen mehr oder minder geschickt hergestellte Behausungen. So entstand eine Miniaturstadt, deren uneingeschränkter Herrscher ich war. Die Besuche der weit umherschweifenden jagenden Eingeborenen, jener Naturkenner sondergleichen, gaben mir Gelegenheit, Freunde unter ihnen zu werben, die mich unter Umständen auch längere Zeit auf meinen Zügen begleiteten.



Die Bauten der Termiten sind so hart, daß sie den Versuchen, sie mit Hade und Spaten zu öffnen, außerordentlichen Widerstand entgegen setzen. Neuerdings wurden wiederum sehr interessante Beobachtungen über die Kultivierung gewisser Pilze, seitens der Termiten gemacht...

Vergl. Doflein, „Ostasienfahrt“ 1906.

Für mich gibt es keine „Wilden“! —

Wo auch der einsichtsvolle Mensch auf ihm unbekannte Völkerstämme stößt, so wird er, wenn er überhaupt fähig ist, sich einen tieferen Einblick in ihre ihm so anders und fremd erscheinenden Verhältnisse zu verschaffen, erkennen, daß sie ihre eigenen Gesetze, ihre eigenen ganz bestimmten Sitten haben, und daß sie diesen für sie feststehenden und ihnen heiligen Einrichtungen gemäß ihr Dasein regeln und den Kampf mit dem Leben bestehen. Er wird nicht verlangen, daß die Eingeborenen sich von heute auf morgen den ihnen völlig fremden und unverständlichen Anordnungen der Weißen ohne weiteres fügen und deren Sitten und Gewohnheiten annehmen.



„Pojcho! Pojcho!“ — Der Führer der Karawane teilt Proviant aus.



Lageridyll. Frau eines Trägers, vor dessen Hütte im Lager das Essen bereitend.

So schnell jene meine Freundschaften mit Eingeborenen oft geschlossen waren, so schnell lösten sie sich wieder. Es widerstrebt dem Wesen dieser Nomaden, längere Zeit an einem Orte zu weilen; auch treten sie nicht gern in irgend ein abhängiges Verhältnis zu einem Europäer oder zu irgend jemand anderem. Eines schönen Morgens finden wir ihre Schlafplätze plötzlich leer; sie selbst sind auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Irgend welchen Zwang hier anzuwenden, selbst wenn er uns zu Gebote stände, wäre vergeblich; diese „Wilden“ sind eben nicht seßhaft zu machen. Kinder des Augenblicks, Kinder der Wildnis, müssen sie innerhalb letzterer schweifend ihr Leben verbringen.

Ich war nicht so frei wie jene, höchstens einmal auf einige Tage, denn mancherlei gab es in meinem Lager anzuordnen und zu befehlen! Ich hatte vielerlei Funktionen: ich war mein eigener Sicherheitskommissar, leitete das Verpflegungsamt, war Arzt und Richter, versah auch alle anderen nötigen Ämter und übte außerdem eine Reihe von Handwerken aus. Mit Stolz nannte ich mich gleich Hans Sachs zuzeiten einen Schuster; dann wieder war ich Schneider, Tischler oder Schmied — kurz, mein ach so bescheidenes Wissen und Können auf all diesen so weiten Gebieten, auf denen der Lehrling, der Einäugige unter Blinden, sich hier in der Wildnis Meister nennen durfte, fand erstaunlich vielseitige Verwendung!

Welch salomonische Urteile habe ich unter anderm da gefällt! Einmal nachts brach zwischen einem meiner besten Leute, einem Askari, und seiner Gattin Streit aus! Lärm und das Geräusch fallender Schläge in ihrem Zelte, ließen über den ernststen Charakter der Zwistigkeit keinen Zweifel aufkommen. Der Mann wollte sich von seiner besseren Hälfte trennen.

„Warum schlugst du deine Frau heute nacht?“ — Der früher als deutscher und englischer Askari „gediente“ Mann steht stramm.

„Weil sie böse war — ich mag sie nicht mehr — ich schicke sie fort!“ —

„Aber, warum — rafiki nangu — mein Freund? Das kommt zuweilen vor, sieh, das ist nicht so schlimm! Wer soll für dich sorgen, wer dir dein Essen bereiten? Und sieh sie dir noch einmal an, sie ist doch sehr hübsch, meinst du nicht auch? Und sie kocht gewiß gut.“ (Schon lächeln beide Parteien und die Umstehenden.) — „Geht, vertragt euch wieder!“

Und sie gingen und vertrugen sich. —

Eine Abordnung der Wapare erscheint im Lager. Sie kauern neben meinem Zelte nieder und bitten um einen „Regenzauber“, da ihre Felder verdursten. Ihnen ist schwer zu helfen. Aber, obwohl ich ihre Geschenke, die Gegengabe für den „Zauber“, durch wertvollere Gegen-





Meine jungen Paviane vor meinem Zelt.



Junge Strauße — hier innerhalb einer primitiven Umzäunung in meinem Lager sichtbar — sind höchst unterhaltende Lagergenossen.



geschenke aufwiege, gelingt es mir doch, durch den Barometer orientiert, ihnen Regen richtig vorauszusagen. Mit Bewunderung betrachten sie später den Zauberer und sein Zaubermittel, kommen von weitem wieder her, um beide ihren Freunden zu zeigen . . .

So ketten sich zahllose ähnliche Ereignisse aneinander, und auch die Alltagschönheit des einfachen Lagerlebens hat, wie man sieht, ihre Reize. —

Von Tag zu Tag mehrt sich die Tierwelt in meinem Lager. Heute sind es junge Löwen, morgen eine Hyäne, ein Schakal, ein Pavian,



Die jungen Marabus hatten bereits die Horste verlassen, deren viele in den Kronen der gewaltigen Bäume am Flußufer sichtbar waren.

dann wieder Marabus, Geier und andere Bewohner der Steppe, die ich in meine Lagergemeinschaft aufnehme und mit denen ich mich anzufreunden versuche. Und meine Bemühungen haben manchmal überraschend günstige Erfolge. In früher Morgenstunde entdeckten wir eine große Herde Paviane, die auf hohen Bäumen die Nacht zugebracht hatten. Es war kühl; der kaltfeuchte Morgennebel entwickelte sich zu einem leichten staubartigen Regen; die Tiere drängten sich noch frierend aneinander. Erst später werden sie ihrer Nahrung auf dem Erdboden nachgehen. Vorsichtig stellen wir uns, als hätten wir die Affen nicht bemerkt. Aber außerhalb ihrer Sehweite organisiere ich ein „Kesseltreiben“, das glücklich verläuft und mehrere Junge verschiedenen Alters in meine Gewalt bringt. Anfänglich setzen die drol-

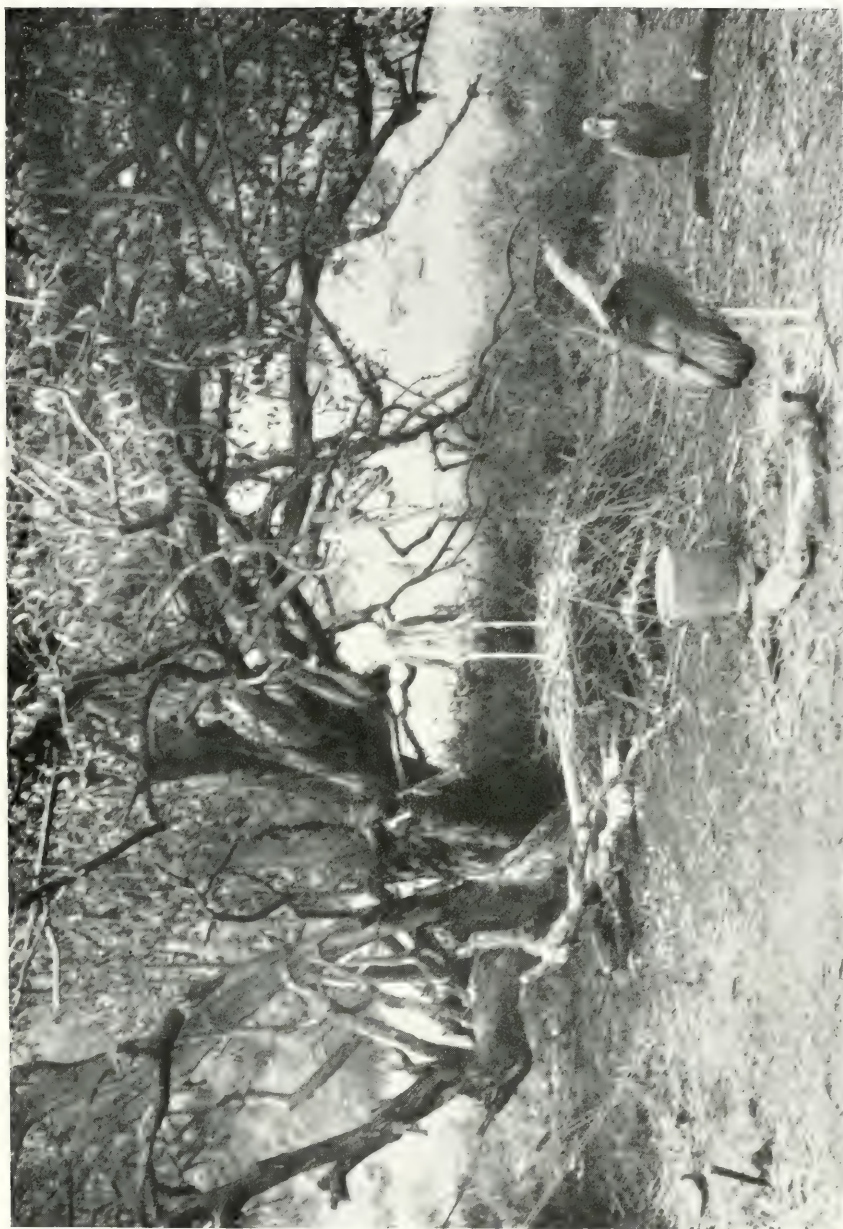




*C. G. Schäfer 1917.*

„Jahne Steppenbewohner in meinem Lager, die sich nunmehr beide im Berliner Zoologischen Garten befinden.“

*R. Fingler's Forst, Leipzig 1906.*



*C. G. Schillings phot.*

Einer meiner Marabus, der sich heute im Berliner Zoologischen Garten befindet, hatte sich in meinem Lager ein großes Nest erbaut.

*R. Tünglanders Fotolag, Leipzig 1906.*





ligen Geschöpfe allen Zähmungsversuchen eigensinnigen Widerstand entgegen; bald aber gewinnen sie ihren Pfleger lieb und schließen sich ihm innig an. Alle Paviane der verschiedenen Arten sind, im Gegensatz zu anderen Affenarten, höchst charaktervoll. Nach Art mancher Hunde nur ihrem Herrn ergeben, sind sie böse und abweisend gegen andere Menschen. Deutlich geben sie manchen Fremden gegenüber ausgesprochener Abneigung Ausdruck. Es berührte mich stets seltsam, wenn ich nach ermüdendem Schweifen in der Steppe in das Lager zurückkehrend, jedesmal von den in der Nähe meines Zeltes angeketteten Pavianen mit Ausbrüchen der Freude empfangen wurde. Schon aus weiter Entfernung vermögen sie ihren in der Steppe auftauchenden Herrn zu erkennen, richten sich auf den Hinterbeinen auf, geben Laute der Freude von sich und bekunden diese Freude auch auf mannigfaltige andere ausdrucksvolle Weise.

Unter Umständen aber schlossen sich auch noch andere Bewohner meines Lagers diesen Ausbrüchen der Freude bei meinem Erscheinen an. In der überraschendsten Weise war dies namentlich der Fall bei einem Marabu, den ich als altes erwachsenes Exemplar in meine Gewalt gebracht hatte. Da er beim Fang ein wenig beschädigt worden war, ich selbst mich aber längere Zeit verschiedener Umstände halber ans Lager gefesselt sah, pflegte ich ihn selbst aufs sorgfältigste und erlebte zu meiner großen Genugtuung seine völlige Wiederherstellung. Von der Genesung an war der Vogel mir offenbar treu ergeben, verließ das Lager nicht mehr, obwohl er sich darin in voller Freiheit bewegen durfte und wurde nur zur Nachtzeit gefesselt! Bald hatte er sich zum Herrscher des Lagers aufgeschwungen, traktierte ihm mißliebige Menschen und Tiere mit Schnabelhieben, saß fast stets gravitatisch in der Nähe meines Zeltes und begrüßte mich bei meiner Heimkehr durch Kopfnicken und Flügel schlagen. Das war ein Schnabelklappern, ein gravitatisches Hin- und Herschreiten! Erst wenn ich ihn geliebkost hatte, gab er sich zufrieden. Nach einiger Zeit begann er sich dicht bei meinem Zelte, unter einem großen Schattenstrauche, ein Nest zu erbauen, das allmählich recht erheblichen Umfang annahm. Diesen Horst verteidigte er auf das energischste und duldete weder die Annäherung meiner Schwarzen, noch auch die irgend welcher tierischer Lagergenossen. Da gab es oft Kämpfe, aber stets schlug er seine Gegner in die Flucht, selbst zufällig in die Nähe seines Nestes geratene dickfellige Lastesel. Dagegen hielt er mit meinem jungen Nashorn gute Gemeinschaft. Ein höchst eigentümlicher Anblick: das Nashorn mit den ihm befreundeten beiden Ziegen und dem gravitatischen Vogel! — Zwei der schönen Kolobusaffen, drei junge Löwen, junge Strauße, Geier und verschiedene andere Ge-

schöpfe vervollständigten zuzeiten meinen kleinen zoologischen Garten. Alle bewegten sich friedlich durcheinander und hielten gute Gemeinschaft mit meinen zahmen Hühnern, die mit Vorliebe in meinem eigenen Zelt und in denen der Träger ihre Eier abzulegen pflegten. Zuweilen pflegte ich meinen Hühnern Eier von Frankolin anzuvertrauen. (Fast keine der vielen schönen ostafrikanischen Frankolinarten sind bisher lebend nach Europa gelangt.) So hatte ich einmal wochenlang den Genuß, das sonst so scheue schöne gelbkehlige Frankolin (*Pternistes leucosepus infuscatus* Cab.), völlig zahm unter den übrigen Tieren des Lagers umherlaufen zu sehen.

Idyllische Szenen aus dem Leben meiner seltsamen Tiergesellschaft konnte ich oft beobachten! Namentlich das Gebaren meiner jungen „Rarität“, meines „Nashörchens“ interessierte mich auf das höchste. Es war das meist gehätschelte Sorgenkind meiner Karawane, und ich war auf seine erfolgreiche Aufzucht sehr stolz, zumal ich zwei Jahre vergeblich auf solch ein junges Tier gehofft und, um eines habhaft zu werden, manches vergebliche materielle Opfer gebracht hatte. Seiner Freundschaft mit zwei Siegen habe ich schon in meinem früheren Buche gedacht. Durch die Geburt eines Sickleins entstand ein Trio, das sich äußerst zugetan war. Oft benutzte der junge Siegenbock das Nashorn als Ruheplatz, und alle drei Tiere waren unzertrennlich. So große Mühe mir auch die Aufzucht meines Sorgenkindes machte, so entschädigt sah ich mich durch diese eigenartigen Szenen, namentlich während der ersten Wochen seiner Gefangenschaft. Sorgfältig gehütet machte das Tier mit seinen Siegen und zwei meiner besten, zuverlässigsten Leute häufig kleine Ausflüge in die unmittelbare Umgebung des Lagers. Dabei gelang es mir ganz allmählich, seine bevorzugten Futterpflanzen zu ermitteln. War das kleine Tier gut gelaunt, so pflegte es in der Art eines Hundes mit mir zu spielen und unter possierlichen, gewandten Sprüngen im Lager umherzurennen, wobei es häufig sein charakteristisches Schnauben hören ließ. Solche fröhlichen Spiele wechselten dann wieder mit Stunden der Sorge, in denen ich mich nicht nur gezwungen sah, allerhand Medikamente bei meinem Pflegekinde anzuwenden, sondern auch einen nachdrücklichen Kampf gegen seine Sandflöhe (*Sarcopsylla penetrans* L.) führen mußte, jene schlimmen, einst aus Amerika nach Afrika übertragenen Plagegeister.

Abends kam dann die Schar meines Rindviehes, meiner Schafe und Siegen nach Hause, unter denen auch einst mehrere Gnus friedlich weideten, die ich durch die freundliche Vermittlung des Hauptmanns Merker von einem Araber hatte erstehen können. Begrüßten die Tiere die ihrer harrenden Kälber und Sicklein, so bot sich ein wunder-



C. G. Schilling's phot.

R. Finglanders i' ölas, Leipzig 1900.

Die Freundschaft zu ihren jungen Dashorn und seinen Ziegen war eine so innige, daß das junge Ziegen  
lich häufig auf dem Dackhäuter zur Ruhe niederließ...





Ein junges Nashorn (siehe ausgezeichnet und befindet sich heute in seinem Wohnbureau) als einziges seiner Art in Europa — immer noch in Gemeinschaft der mittleren der mittleren Gattung — im Berliner Zoologischen Garten.

H. Vogelstein, Leipzig, 1901

C. G. Schöner, 1901



C. G. Schüttlings phot.

... das Gebaren meiner jungen „Maritai“, meines „Mashörnchen“, interessierte mich auf das höchste. Es war das weit gebärdichste Zöglingkind meiner Sarawane... Der Zufall wollte es, daß einer meiner Malai-pfeger später um ein Haar von einem alten Mashorn getötet wurde. Hier eine vom Verfasser zusammengestellte Probe der außerordentlich schwierigen Malai-sprache mit Benutzung des vorzüglichsten Wertes

M-e—lätu e—munj n—e—itritit—a ol—morant ol—titot—tunganj n—ö—jo ti nēng te—une—wiji e muni. Und es kommt das Mashorn und er zittert (er selbst) der Krieger der große Mann und er sagt: Wir töten an dieser Stelle das Mashorn.

R. Fonglankers Verlag, Leipzig 1906.

volles Bild patriarchalischen Lagerlebens. Da war es denn immer wieder interessant, die Geschicklichkeit der Masaihirten in der Behandlung des Viehs zu bewundern. Die afrikanischen, ausnahmslos ursprünglich aus Asien stammenden, der Seburasse angehörigen Kühe geben Milch meist nur wenn man zuerst ihr Kalb eine Weile trinken läßt. Dann erst kann die Kuh mit Mühe gemolken werden, während ein zweiter Hirte das Kalb eine Weile festhält. So gewann ich, immerhin spärlich genug, die nötige Milch für mein junges Nashorn. — Auch unter Tages bot sich da manchmal ein Bild reich gemischten Tierlebens. Kühe, Rinder, Schafe und Ziegen, mein Nashorn, junge Löwen, Hnanen, Schakale, Servale und Affen, Hühner, Frankoline und Marabus, Geier und andere Tiere der Steppe liefen im Lager teils frei, teils angefesselt umher, und da gab es mancherlei kleine Zwißtigkeit und manches Interessante zu sehen.

Meine Feldküche war von zahmen Geiern und Kropfstörchen umgeben, die mit dem Koch im besten Einvernehmen lebten. Es gewährte einen grotesken Anblick, die klugen Marabus gewissermaßen als Gehilfen des Kochs walten zu sehen, gravitatisch neben ihm hockend und jede seiner Bewegungen beobachtend. Oftmals wiederum lockten die in meinem Lager befindlichen zahmen Tiere wild lebende Genossen an: Kropfstörche und Geier ließen sich in der Nähe nieder, und manchmal war es da kaum zu unterscheiden, was zahme und was wilde Tiere seien. Nicht selten konnten wir vom Lager aus Wild verschiedener Art beobachten, oft ganz nahe; selbst Nashörnern habe ich so mit dem Glase lange Zeit folgen können.

Zuweilen jedoch setzten einige der Gefangenen anfänglich meinen Zähmungsversuchen erheblichen Widerstand entgegen. So hatten wir eine junge Hnäne, die sich eigensinnig gegen die fesselnde Kette sträubte. Sonst werden, nebenbei bemerkt, Hnanen, namentlich gefleckte, so außerordentlich zahm, daß sie sich, ähnlich wie Hunde gegen ihren Herrn, ungemein anhänglich erweisen.

Ein schon beträchtlich herangewachsener Löwe, den ich längere Zeit in meinem Lager beherbergte, machte sich namentlich zur Nachtzeit häufig so bemerkbar, daß die Wache mich mit der Angabe weckte, es sei ihm aus der Wildnis von anderen Löwen Antwort geworden. Da mußten freilich für die Nacht tunlichste Vorichtsmaßregeln getroffen werden, und meine Menagerie wurde im Innern des Lagers, umgeben von den Zelten meiner Leute, so gut wie möglich in Sicherheit gebracht.

Manche der freundschaftlichen Beziehungen zu meinen damaligen Pfleglingen haben sich erhalten. So erkennt und begrüßt mich auch heute noch mein Marabu im Berliner Zoologischen Garten mit größter



Freude, sehr zum Ärger seines weder mir noch sonst jemanden wohlwollenden, gleichartigen Nachbars im Nebenkäfig. Ohne Bedenken kann ich mich den Angriffen seines gewaltigen Schnabels aussetzen, die der Wärter zu fürchten gelernt hat. Er wird niemals mir gegenüber von dieser gefährlichen Waffe Gebrauch machen. In welcher Kleidung und wie auch immer ich mich ihm nähern mag, er wird mich stets sofort erkennen und mit allen Zeichen der Freude begrüßen. Auch das Nashorn scheint sich noch seines einstigen Pflegers zu erinnern, wiewohl das bei diesem ungeschlachteten Tiere nicht mit Sicherheit behauptet werden darf.<sup>1</sup> Die Behandlung derartiger seltener und eigenartiger Tiere ist so wenig leicht, wie die richtige Einschätzung ihrer Eigenart. Es dauerte schon geraume Zeit, bis ich es einigermaßen „futterfest“ gemacht hatte. Daß fast alle in Gefangenschaft geratenen Stücke eingehen, beweist die ungemeine Schwierigkeit der Eingewöhnung dieser anscheinend so robusten Steppentiere. Vergessen wir nicht, daß es leider noch nicht gelungen ist, einen Elefanten aus Deutsch- oder Britisch-Ostafrika, eine Giraffe, einen Büffel und viele andere Tiere, die im gleichen Gebiete leben, nach Europa zu bringen! Dasselbe gilt von den meisten hervorragend schönen Vertretern auch der Antilopen. Es scheint, daß gerade diese hochinteressanten Wildarten außergewöhnlich schwer einzugewöhnen und am Leben zu erhalten sind. Der Versuch, beispielsweise einen zweiten der herrlichen Kilimandscharo-Seidenaffen (*Colobus caudatus* Thos.) lebend nach Hause zu bringen, ist mir auch gelegentlich meiner letzten Reise nur insofern geglückt, als eines der mitgebrachten Tiere die weite Reise um wenige Tage überlebt hat; dagegen

<sup>1</sup> Wie vorsichtig man in seinen Ansichten über die Betätigung der Intelligenz von Tieren sein muß, hat mich vor kurzem das einem Teil der Leser wohl nicht unbekannte „fluge Pferd“ gelehrt. Bei ihm hat sich die Betätigung scheinbar außergewöhnlicher Intelligenz, die eine Anzahl Gelehrter von Ruf und mich täuschte, auf bisher ganz unbekannte, dem Menschenauge nicht wahrnehmbare, unbewußte Bewegungen zurückführen lassen. Diese minimalen und unbewußten Zuckungen sind nur durch einen elektrischen Registrierapparat nachweisbar. — Aber in seinen Untersuchungen über diesen so hochinteressanten Fall sagt der betreffende Gelehrte mit Recht, daß wir die Tiere, als Schmerz und Freude empfindende Wesen, auf alle Fälle tunlichst unter unseren Schutz nehmen müßten, und diesen schönen Worten möchte ich mich rückhaltslos anschließen. Da der Besitzer des Pferdes, Herr von Osten, Griebenowstraße in Berlin, nach wie vor das Tier in der entgegenkommendsten Weise Besuchern zugänglich macht, kann nur empfohlen werden durch selbstangestellte Versuche und Beobachtungen zu überzeugen, daß es sich hier um ein bisher noch niemals beobachtetes Phänomen handelt. Die neuerdings soviel angewandte „Wünschelrute“ dürfte vielleicht auf eine ähnliche, durch unwillkürliche Bewegungen hervorgerufene Selbsttäuschung zurückzuführen sein. Über das Zustandekommen dieser Zuckungen erlaubt sich allerdings der Verfasser kein Urteil.





Transport des im Mai 1903 von mir gefangenen jungen, heute im Berliner „Zoo“ zu etwa  $\frac{1}{2}$  seiner Größe entwickelten Nashorns ins Lager.



Unter improvisierten Geisängen wurde der von mir erlegte Leopard ins Lager geschafft. Meine Wanyamweii beitätigten mir, daß jedermann, der in früheren Jahren den mit Leopardenfell geschmückten Thronstuhl ihres Häuptlings berührte, dessen Sklave wurde . . .



Datuma, mein kleines Nashorn, mit seinen Ziegen auf dem weiten Weg  
zur Küfte...



Die jungen Hyänen, die ich aus einem Baue ausgegraben hatte, widerlegten sich  
anfangs jeglichen Zähmungsversuchen...

hat ein früher von mir eingewöhntes altes Exemplar, als erstes und bis jetzt einziges seiner Art zwei Jahre in der Gefangenschaft in Europa ausgedauert. Jedem Tierfreund und Tierpfleger, der Gelegenheit hat, in die deutschen Kolonien hinauszuziehen, eröffnet sich hier ein weites Feld höchst ersprießlicher Tätigkeit. Gelingt es weitere Kreise für diese Dinge zu interessieren, so dürfen wir vielleicht hoffen, neben den bereits erwähnten Tieren auch einmal einen der in Gefangenschaft bisher noch niemals erschaute gewaltigen ausgewachsenen Gorilla der Westküste Afrikas in Europa zu sehen . . . oder gar ein Okapi.

Meine kleinen Tieransammlungen konnte ich bei der Art meiner Reise immer nur wenige Wochen beherbergen.zog ich weiter, so pflegte ich die Tiere irgendwo in bevölkerter Gegend unter der Bewachung zuverlässiger Schwarzer aufzubewahren, um sie später, bei meinem Rückmarsch zur Küste, wieder meiner Karawane einzuverleiben. Das Getriebe der Tierwelt im Lager hat mir während solcher Wochen und Monate stets den höchsten Genuß bereitet. Nachts stellten sich sogar einige Male Nashörner und Flußpferde zum Besuche ein, deren mächtige Sährten sich am nächsten Morgen sogar innerhalb des Lagers deutlich wahrnehmen ließen.<sup>1</sup> Hyänen und Schakale kamen recht häufig, in einzelnen Fällen auch Löwen bis auf geringe Entfernung zu dem nachtschlafenden Lager. So durfte mein „Zoologischer Garten“ trotz seiner Kleinheit wohl mit Recht vor allen anderen Tieransammlungen der Welt eine Eigenschaft beanspruchen: die der Ursprünglichkeit. —

Ernstere Stunden freilich gab es auch und nicht selten. Der Tod forderte unter meinen Leuten seine Opfer, und die nie ruhenden Gerüchte von Aufständen und Überfällen bildeten häufig sowohl das Tagesgespräch, als auch den Stoff zu den weit bis in die Nacht ausgedehnten Unterhaltungen am Lagerfeuer. — Wenn aber eine jener zauberhaften afrikanischen Mondnächte sich auf mein Lager herabgesehnt hatte, wenn das abendliche Lärmen der Träger, ihr geschäftiges Treiben, ihr Hin und Her im Lager verstummt, meine Arbeiten erledigt waren, dann pflegte ich, meiner Gewohnheit gemäß, noch eine ganze Weile am flackernden Lagerfeuer zu sitzen. Häufig auch wanderte ich von Feuer zu Feuer, um mit den einzelnen Gruppen meiner Leute einige Worte zu wechseln, um ihre Stimmung zu erkunden, ihre Wünsche kennen zu lernen und um manches, das ich gerne erfahren hätte, zu erfragen. Um diese Stunde sind die Menschen auch in der Wildnis am mitteilksamsten. Wird nicht Ruhe geboten, so spinnt sich die Unterhaltung noch lange aus, in die Nacht hinein . . .

---

<sup>1</sup> Vergl. „Mit Blitzlicht und Büchse“.



*C. G. Schillings phot.*

Die Luft war erfüllt mit einer großen Anzahl freifliegender Gier. Die Abbildung zeigt die verschiedenartigen Flugbewegungen.

*R. Tonglanders Verlag, Leipzig 1906.*





R. Puschkin's Park, Leningrad  
 Zahlreiche freilebende Geyer führten mich zu einem Punkt in der Steppe, wo Gänzen in der Nacht einen 6m  
 gerissen hatten . . . Bei meinem Erdbenen erhoben sich andere mit lautemem Flügelchlag . . .



C. G. Schillings phot.  
 Sie am Tage verammelten Geier ließen ein scharfes Zischen laut werden, wenn sie sich um die Beute streiten. Aufmerksam geworden, pflügen sie erst einige Schritte weit sich von ihrem Kampfplatz zu entfernen, und suchten dann erst fliegend das Weite.  
 R. Vogelländers Verlag, Leipzig 1906.

Es ist etwas seltsam Schönes um diese Karawanennächte in der Wildnis. Da entsinne ich mich eines Lagers am Fuße des Geleiz-Vulkans, in der Nähe einer malerischen felsigen Schlucht. Steil sich erhebend, barg sie an ihrem Fuße eine, wenn auch zur heißen Jahreszeit nur in Tropfen rin- nende Wasserader. Die Quelle befand sich inmitten eines ausgedehnten Akazienwaldes, der auf der einen Seite sich in die öde offene Boga ver- lor, auf der andern von dicht bebuschten, mit Elelescho bestandenen und von dornigen, euphorbienbewachsenen Berghängen begrenzt wurde, die für Menschen beinahe undurchdringlich, dem Wild, selbst Elefanten er- wünschte Aufenthaltsorte boten. Am Tage vorher hatte ich bei einem Streifzuge bemerkt, daß vor kurzem Majaikrieger in der Nähe gelagert, das auf einem Raubzuge erbeutete Rindvieh teilweise geschlachtet und dann ihren Beutezug über die englische Grenze weiter fortgesetzt hatten. Ein Überfall durch schweifende junge Majaikrieger war also keinen Augenblick unwahrscheinlich und namentlich zur Nachtzeit möglich. Auf viele Tagereisen weit wohnen dort keine Menschen. Wochenlang würde man in den meisten Himmelsrichtungen keine menschliche Seele finden, außer vielleicht wenigen schweifenden Jagdnomaden. —

Die große Öde der Wildnis, die damals in der trockenen Jahres- zeit fast keinen grünen Baum, kein grünes Blatt zeigte, ausgenommen die der öden Steppe so trefflich angepaßten immergrünen Hunger- pflanzen, — mein malerisches und romantisch gelegenes Lager, eine herrliche, nur zeitweise durch drohende, die bald herannahende Regen- zeit ankündende Wolkenbänke verdunkelte Vollmondnacht, — die Un- sicherheit der Lage, — alles das vereinte sich zu einer nächtlichen Lagerscenerie von stimmungsvollem Reiz. Tiefschwarz, schweigend und geheimnisvoll war die Nacht hereingebrochen. Die nicht rastende Ein- bildungskraft wünschte aus dem lastenden Dunkel, aus der großen Stille, dem ahnungs schweren Schweigen heraus beinahe eigensinnig ein plötzliches Ereignis, eine Unterbrechung des unheimlich großen, schweren, die Seele bedrückenden und umstrickenden Schweigens. Diese fast unnatürliche Ruhe erscheint wie die Stille vor dem Sturme, als ob jeden Augenblick mit elementarster Gewalt etwas unheimlich Gewal- tiges, feindlich Drohendes losbrechen wollte. Jedes Knistern, jedes Rascheln wird dem lauschenden Ohre vernehmbar, Stimmen, die am Tage schweigen, sprechen jetzt laut. Die Welt der Kleinen tritt in ihr Recht; überall raschelt und knistert es im Grase, im Ried und Gezweig. Sind es Käfer, sind es Mäuse oder ist es der Schritt eines schleichen- den Feindes? Selbst in meinem Zelte wird es nun lebendig. Ratten treiben ihr verwegenes Spiel, dem meine Fallen hier und da ein Ziel setzen. Ein merkwürdiges Getriebe kleinen Tierlebens umgibt mich so





*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtlanders Verlag, Leipzig 1906.*

Meine jungen Rimmerfalte (*Tantalus ibis* L.) wurden bald außerordentlich zahm und zutraulich und bewegten sich frei im Lager... Sie gelangten später wohlbehalten in den Berliner Zoologischen Garten.





auch zur Nachtzeit. Auch Emin Pascha berichtet Ähnliches, wie nämlich kleine Siebenschläfer, die auf den schönen Sterkulien an seinem Lager hausten, ganz vergnügt an seiner Zeltleinwand nächtlicherweile auf und ab kletterten: da mögen sie denn, wie das auch mir geschah, mit ihren großen schwarzen Augen erstaunt den seltsamen weißen Mann betrachtet haben. — Die gesamte gewaltige Natur rings umher scheint nun wieder in geheimnisvolles Brüten versunken. Nur der Sang der Nachtschwalben raunt und klingt rings umher; leisen unhörbar-gespen-



Zielta eines Teiles meiner kleinen Viehherde um die Mittagsstunde.

stischen Fluges, flatternd und schwebend, durchschneidet der Vogel die Luft und den Feuerschein des Lagers; von allen Seiten erklingt sein melancholisch-einförmig Lied.

Über den Glutschein aber des Lagerfeuers hinaus versagt unser Auge; keine Umschau ist möglich. Das erhöht das spannende Gefühl der Ungewißheit über das, was sich, selbst in unserer unmittelbaren Nähe, außerhalb des Lagers ereignet. Das Gefühl der Unsicherheit ist um so größer, als ich sehr wohl weiß, mit welcher Schnelligkeit, wie unerwartet die großen Katzen oft ihre Überfälle bewerkstelligen! So erklären sich die vielfachen Verluste an Menschenleben durch Löwen und Leoparden. Man muß hören, wie höchstwahrscheinlich ein und derselbe Leopard am ersten Abend den kleinen Hund zu den Füßen seines Herrn, am nächsten eine farbige Frau aus dem Lager raubte, — beides,



Ein junges Glasborn pflegte tagsüber völlig frei im Lager umherzulaufen und hielt mit den übrigen Zieren, namentlich den Arabas, gute Gemeinschaft.

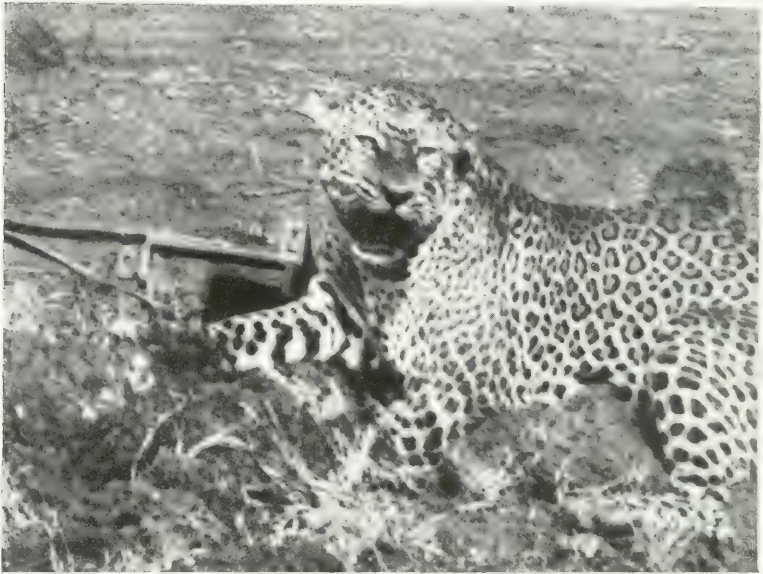


*C. G. Schilling phot.*  
 Eine merkwürdige Zierfreundschaft konnte ich auch in früheren Jahren in Gambia beobachten, nämlich zwischen einem kleinen Affen (Pithecia) und einem von mir abgetragenen Schuhmacherstuhl. Beide Tiere verhielten sich außerordentlich artig; der Affe nutzte den Stuhl nicht selten, und ein weißer Zierd wie auch ein goldener pflegten oft lange Zeit in der Nähe jener beiden anderen zu verweilen...



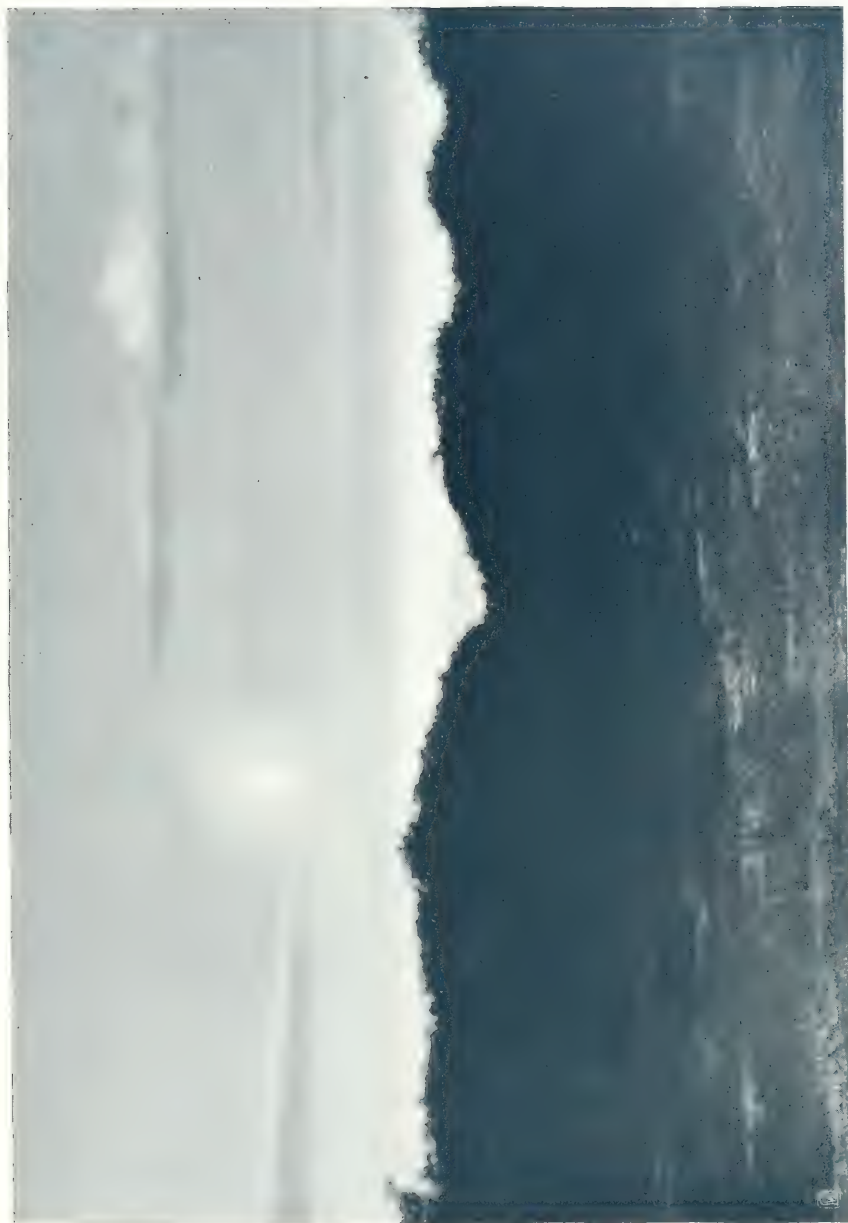
ohne daß die zahlreichen Lagerinsassen es verhindern konnten — um zu begreifen, mit welcher unheimlichen Geschwindigkeit diese gewandten Raubtiere ihre Überfälle ausführen. Habe ich doch selbst erlebt, daß in unmittelbarer Nähe meines Lagers Eingeborene auf diese Weise von Löwen zur Nachtzeit geraubt worden sind. — —

Ein paar alte Bäume unweit meines Zeltcs sind reich mit Lianen bewachsen; jetzt scheint es mir, als ob deren lang herabhängende Zweige sich geheimnisvoll regen. Es ist, als ob die Bäume, als ob die Lianen erhöhtes Leben gewinnen. Die Gestalten der uralten Stämme ver-



Dem Kamerajäger rate ich nur dann die Aufnahme eines gefangenen Leoparden auf wenige Schritte zu machen, wenn er sich überzeugt hat, daß das Tier von der Falle sicher festgehalten wird! Das dürfte aber nicht immer der Fall sein.

schwimmen im phantastischen Schein der Flammen und werfen gespenstische Schatten. Nur der leise Schritt der Wache ruft uns ins prosaische Dasein zurück. Jetzt entschleiert sich der Mond, und mit einem Schlage ergießt sich sein blendendes Licht weit über die Steppe. Es ist, als sei ein schwerer Mantel von uns fortgezogen. Mit den Silberstrahlen des Mondlichtes wandern die Gedanken weit hinaus in die Steppe, suchen auch jetzt ihr nächtliches Geheimnis zu ergründen und verlieren sich endlich in der Weite. Sie wandern hinaus mit der silbernen Scheibe des Mondes, zum nächsten prächtig flimmernden Sternbilde, und flattern von dort aus über Länder und Meere, dem Zugvogel gleich in die Heimat.



*C. G. Schilling, phot.*

*R. Forstländer's Felles, Leipzig 1906.*

Durch einen glücklichen Zufall gelang mir die schwierige Aufnahme der noch schlafenden Wälder mit dem ich über den Rand der Steppe erhebenden Mond. Die mondlichübergelbte Fläche im Vordergrund kontrastiert auf das verheerende mit den schwarzen Schatten undurchdringlichen Tiefs im Hintergrunde.



Ist es nicht seltsam, daß die Gedanken heimwärtswandern wollen, hier inmitten all dieser wunderbaren Schönheit und Einsamkeit der Nacht? Aber nirgend empfindet man den Zwiespalt der menschlichen Natur stärker, als im Augenblicke des hohen und lange Jahre vielleicht erwünschten Genusses. Doch niemand wird ganz sich diesem großen, herrlichen und doch mit so einfachen Mitteln wirkenden Zauber verschließen können; man muß sich nur ihm hingeben und hingeben wollen. Wen meine Schilderung lockt, sich noch mehr in ihn zu versenken, der greife zu meines Freundes Richard Kandt herrlichem Werke „Caput Nili“. Da findet er Naturschilderungen, künstlerische Stimmungsmalerei von fast unübertrefflicher, unmittelbar packender Eigenart. Man ahnt, welch ein wundervoller Zauber in der Einsamkeit immer und immer wieder zu diesem Manne sprach, der sowohl eines der gewaltigsten Probleme der Welt, das Jahrtausend alte Problem der Nilquellen, erfolgreich lösen, als auch in so schönen und poetischen Worten die Stimmung der afrikanischen Wildnis wiedergeben konnte. Diese Schilderungen sind ein Kunstwerk. Für den mit der Natur auf vertrautem Fuße stehenden Menschen ist es leichter, sich ihrer heimlichen Reize zu erfreuen, ihre stets wechselnde Stimmung zu empfinden, als in Worten auch nur andeutungsweise die mächtigen Eindrücke auszumalen, die dem einsamen Wanderer werden.

Ja, wunderbar schön sind diese hell leuchtenden afrikanischen Lager Nächte! Ihr Glanz und Schimmer hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Das ist ein Schimmern, ein Glimmern, ein Leuchten von Reflektieren, ein Spielen und Weben der ungewiß hin und her huschenden Lichter! Wie arm und dürftig sind im Gegensatz zu diesen Nächten die Mondnächte in unseren Breiten!

Mit kühnem Wagemut schafft sich die webende Einbildungskraft herrlich schimmernde Bilder, impressionistische Zaubergemälde. Sie wachsen an, ent- und verwickeln sich und werden dann plötzlich jäh von der rauhen Wirklichkeit wieder zerstört. Man lebt in einer fernen selbst geschaffenen Welt. Eine einzige dieser Mondnächte erscheint mir in der Erinnerung wie eine Schatzkammer, aus der ich immer von neuem Schönes und Begeisterndes zu schöpfen vermag. Ein Meister der Tonwelt wie Richard Strauß hat mir gestanden, die tiefsten Eindrücke in den stillen Mondnächten Oberägyptens empfangen zu haben, deren reine, keusche Schönheit, deren großer milder Zauber sich unvergeßlich in die Seele niedersenken.

Jetzt ist das Firmament plötzlich von Licht übergossen: eine Feuerkugel, wie ich sie nie wieder erschaut, flammt im Südosten am Himmelszelte auf und erlischt über unsern Häuptern . . .





*C. G. Schmitts photo*

*R. P. Schmitts photo, T. 100, T. 101, T. 102.*

Ein fabitater 145 Pfund wiegender Leopard, der kurz vorher die Reste eines von ihm gefehlagenen kleinen Kudus auf einem Baum verstedt hatte, hatte sich in der Nacht gefangen...



Die Träger lieben es, das Wild nach mohamedanischem Ritus zu schlachten. Sie pflegen dies auch dann zu tun, wenn bereits der Tod durch die Kugel des Jägers eingetreten ist. Kann diesem Ritus nicht entsprochen werden, so verschmähen sie unter Umständen das Wildpret.



Bei der Verteilung erlegten Wildprets ereigneten sich zuweilen späßhafte Prügeleien, die jedoch stets sehr harmlos verliefen.

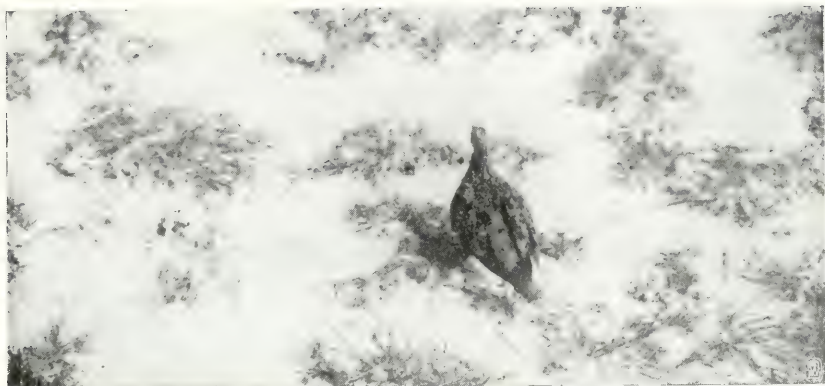
Durch das nachtschlafende Lager aber, dessen zahlreiche Feuer glimmend und schwelend in ersterbender Glut aufleuchten, wandelt fast unhörbaren Schrittes der wachhabende Askari, ein alter, oft von mir erprobter Mann. Schon vor Jahren hat er sich verschworen, nicht wieder mit einer „Safari“ in die Wildnis hinauszuziehen. Und jedesmal, wenn ich den schwarzen Erdteil wieder betrat, lockte auch ihn der Zauber des wilden Lebens, der Zauber der Steppe wieder hinaus, jener Zauber, der im flimmernden Mondlicht heute nacht über den uns umgebenden endlosen Elelescho-Hainen sein Wesen treibt . . .

Jetzt kommt er zu mir und meldet, wie so oft: „Herr, hörst du die Löwen dort in der Ferne?“ Dann geht er zum großen Lagerfeuer in der Mitte des Lagers und wirft neue Scheite in die Glut. Die Flammen lodern auf, und ihr unsicherer Schein vermählt sich mit den Strahlen dieser herrlichen, wundervollen Mondnacht im einsamen afrikanischen Lager . . .



Ein Joll: Meines Mädchen und Pavian. Täglich spielten beide viele Stunden miteinander und immer wieder suchte das Kind seinen großen Spielgefährten auf . . .





Ein weibliches Steppenhuhn (*Pterocles gutturalis saturator* Hart.) in der Nähe seines Nestes. (Aufnahme mit der kleinen Handkamera.)

## XV.

### Nachtfotographie unter schwierigen Umständen.

In der Phantasia und nach den Erzählungen oberflächlicher Berichtserstatter gibt es bekanntlich *Wildtränken*, zu denen in der trockenen Jahreszeit das erotische Wild unbedingt und unter allen Umständen ziehen muß, um seinen Durst zu stillen.

Wäre dem so, gäbe es wirklich irgend ein Wasserloch, eine Wasser Gelegenheit, an denen die durstigen Wildrudel unbedingt erscheinen müßten, so gäbe es wohl längst in jenen Gegenden kein Wild mehr. Der Giftpfeil des Eingeborenen, Raubtiere, die Erfindung des Pulvers hätten dann längst alles Tierleben vernichtet. Immerhin kann man unter Umständen in der trockensten Zeit mit einiger Sicherheit an gewissen Wasserstellen Wild erwarten. Dann aber spielen der Wind und andere Umstände immer noch eine genügend einflußreiche Rolle, um den Anstand zu erschweren oder erfolglos zu machen. Genügt doch beispielsweise das Erscheinen großer Raubtiere in der Nähe des Wassers, um die übrige Tierwelt eine Zeitlang von dort fernzuhalten!

Ich habe dann und wann, namentlich behufs Erlangung seltener Vögel, den Anstand am Wasser ausgeübt. Gesah dies aber aus anderen Gründen, so habe ich mich meist lediglich auf die Beobachtung des Tierlebens beschränkt. Der Anitz beim Wasser behufs Erlegung von Wild hätte in der Tat nur dann einen Reiz für mich gehabt, wenn ich dort etwa sehr starke Elefantenbullen hätte erwarten können; alles übrige Wild stand mir ja in genügender Fülle ohnehin zu Gebot.



Alte gewitzigte Elefanten aber schweifen in der Trockenzeit außerordentlich weit umher, weil sie die Gefahr kennen, die mit dem häufigen Besuch ein und derselben bestimmten Wasserstellen verknüpft ist. Ebenso verhalten sich die Rudel vieler anderer Wildarten.

Für den Eingeborenen freilich, für den Zeit keine Rolle spielt, bilden diese Wasserstellen zur Trockenzeit ganz besonders ergiebige Anstandgelegenheiten. Das liegt hauptsächlich daran, daß sich eine ganze Anzahl von Eingeborenen mit ihren Giftpfeilen über mehrere Wasserstellen verteilen und so die Aussichten auf ergiebige Jagd vervielfachen.



Der Schlamm der kleinen eintrocknenden Seen war von den nächtlich wechselnden Fluthpferden wie gepflügt . . .

Ich betone aber auch hier, daß ich diese Jagdart ebensowenig wie irgend eine andere der von Eingeborenen ohne Pulver und Blei ausgeübten Jagdarten für irgendwie bedenklich halte. Denn so haben die farbigen Menschen dort drüben seit Urzeiten gejagt und unserer Zeit doch die Fülle tropischen Wildes überliefert, die unser Erstaunen und Entzücken überall da erregt, wo der Europäer seinen Fuß zuerst in ein unbekanntes Land setzt.

Während meiner letzten Reise lagerte ich zum zweiten Male am Fuße des in etwa zwei Tagereisen zu umkreisenden Donje-Erok-Gebirges, nordwestlich vom Kilimandscharo im britischen Ostafrika. Der Masai-Distrikt Donje Erok-la-Matumbato war mir bereits seit dem Jahre 1890 wohlbekannt. Vor mir war nur die Forschungsexpedition

des Grafen Teleki durch jene Gegend gezogen. Sein Begleiter, der wohlbekannte Geograph Ritter von Höhnel hatte im Jahre 1890 das Gebirge auf der Karte in seinen Umrissen eingezeichnet. Niemand aber hatte noch sein Inneres betreten, und es bildete in seiner unberührten Ursprünglichkeit ein wundervolles Gebiet für den Jäger und Forscher. Der Donje-Erok entsendet einige kleine Bäche. In der Trockenzeit werden diese allerdings schon nach kurzem Laufe vom sonnendurchglühten Boden der durstenden Steppe aufgesogen, in der nassen Jahreszeit hingegen verlieren sie sich in längerem Laufe im Steppengebiet und bilden



Einer der Gipfel des ol Donje Erok in der Nähe des Kilimandjaro. In den Schluchten der Felsabhänge fand ich Nashörner sehr zahlreich.

dann eine Kette von kleinen Sümpfen. Trocknen diese langsam aus, bestehen sie nur noch aus zähem schwarzen Schlamm, so erhalten sich darin häufig die Fährten und Fußstapfen der hindurch wechselnden Wildrudel, namentlich aber der Elefanten und Nashörner. Wie in Wachs geprägt liest dann das Auge des Kundigen über jedes der Riesengeschöpfe, die dort wandelten, einen von ihm in schweren, wuchtigen Runen in den Boden gedrückten Bericht!

Auch in der trockenen Zeit wird der bald versiegende Bergquell, der den südlichen Teile des Gebirges entströmt, von zahlreichem Wilde besucht. Das war das gegebene Feld für meine Versuche, in „Natur-Selbstabdrücken“ die Tierwelt im Bilde festzuhalten.

Meine Karawane befand sich in einer „Qui vive-Stimmung“, als

wir unser Lager endlich nach langem Marsche dort aufschlagen konnten. Wir hatten, wie ich schon früher berichtet, in der Nacht einen Überfall der Majaikrieger erlebt und glücklich abgeschlagen. So war es begreiflich, daß die Karawane sich mit einer gewissen Vorsicht in dem teilweise sehr unsichtigen Gelände vorwärtsbewegte. Aber stärker als diese Vorsicht und als die Angst vor einem neuen Überfall erwies sich doch die Ermüdung durch Strapazen, Durst und Hitze; waren doch einzelne Träger, unter ihrer Last erliegend, zurückgeblieben. Wir hatten aber freilich einen „Telekesa-Marsch“ hinter uns; das heißt, die Karawane war nach möglichster Versorgung jedes Einzelnen mit Wasser, gestern vormittag aufgebrochen, bis zum Einbruch der Dunkelheit marschiert, hatte die Nacht wasserlos zugebracht und war heute morgen in der Dämmerung wieder aufgebrochen. Nun mußte das Wasser unter allen Umständen erreicht werden, und unter Drangsal der letzten Kräfte jedes einzelnen gelang dies auch, aber erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Dieser Marsch war begreiflicherweise um so ermüdender und abspannender gewesen, als uns alle vor dem Überfall nur etwa zwei Stunden Schlaf erquickt hatten. Die zurückgebliebenen Träger wurden mit ihren Lasten durch ihnen zu Hilfe gesandte Kame-raden in später Stunde glücklich ins Lager gebracht.

Eine Erkundung der Umgebung am nächsten Morgen nach meiner Ankunft im neuen Lager, das durch Dornenhecken, eine sogenannte „Boma“, einigermaßen befestigt worden war, ließ uns in der Nähe, wie schon öfters, mehrere alte stark verpalisadierte Lager eingeborener Elefantenjäger finden. Diese Lager sind kenntlich an den Überresten von Pulverfäßchen, vielleicht auch an einem in der Nähe errichteten Zauberfetiſch oder ähnlichen Anzeichen. Einen Zauber konnten nur mit Feuerwaffen jagende Eingeborene errichtet haben; weder Wakamba, noch Wandorobo pflegen meines Wissens ähnliche Künste auszuüben. Hier bestand der Zauber aus einer Anordnung mehrerer großer Schneckenſchalen inmitten einer kleinen, quadratfußgroßen Umzäunung. Daß er seine Wirkung nicht verfehlt hatte, bewiesen mir die Schädel und Überreste von gegen zwanzig frisch erlegten Nashörnern. Ein solches war unter anderem offenbar aus dem gesicherten Lager heraus auf eine Entfernung von nur wenigen Metern erlegt worden. — Genau in gleicher Weise hatte ich alles schon im Jahre 1900 hier gefunden. Diese konzeſſionierten Elefantenjäger, oder wie der gebräuchliche Ausdruck lautet, diese „vertrauenswürdigen Sundi“ sind und bleiben eine wahre Pest. So muß der ums Jahr 1893 bis 1900 im Kilimandscharo-Gebiet mit seinen Banden tätig gewesene Elefanten-Konzeſſionär und politische Agent S ch u n d i, der frühere Sklave eines Kavirondo-Häuptlings, als der





*C. G. Schillings phot.*

*R. Feiglhands Felas, Leipzig 1906.*

In aller Frühe verlassen sich meine Leute vor dem langen „Zelele-a-Marsch“ — einem Marsche, bei dem wir am nächsten Tage erst wieder Wasser antreffen — mit tüchtig viel Wasser.



Hauptvernichter des einst so reichen Elefantenbestandes am Kilimandscharo gelten.<sup>1</sup>

Innichten des Dickichts stießen wir plötzlich auf ein soeben verlassenenes Lager eingeborener Jäger, die aber unter Mitnahme ihrer sämtlichen Habseligkeiten bereits das Weite gesucht hatten. Es waren offenbar keine Wandorobo gewesen, sondern gewisse Anzeichen ließen mich darauf schließen, daß anderen Stämmen angehörige Eingeborene hier dem Wilde aufgelauert hatten. Neuerdings nämlich pflegen beispielsweise auch Masai unter Umständen in der Weise der Wandorobo der Jagd obzuliegen. Wir schlossen das aus einigen im Lager gefundenen Gebrauchsgegenständen, wie sie von den Wandorobo nicht benutzt zu werden pflegen. Der Hauptfund jedoch in dem Lager waren einige vierzig frisch geschossene Zebrahäute und ebensoviel Gnuhäute neben einer Anzahl von Fellen und Häuten geringeren Wildes. Diese Häute waren größtenteils mit Pflocken auf dem Boden zum Trocknen aufgespannt. Wahrscheinlich hatten die Jäger bei ihrer Flucht noch eine Anzahl weiterer Felle und Häute mitgenommen. Ich schloß aus dem Ganzen, daß es sich um eine Art von Jägern handelte, wie sie leider neuerdings nicht selten angetroffen werden, die im Auftrage indischer, griechischer oder anderer Händler Wild erlegen. Diese Händler machen, da sie den Eingeborenen für das Erlegte nur ein Geringes zahlen, ein vorzügliches Geschäft, tragen aber dadurch in bedauerlichem Grade zum Verschwinden des Wildstandes bei. In früheren Zeiten erlegten die eingeborenen Jäger Wild ja nur für sich selbst, nicht aber planmäßig und in diesem Umfang.

Ich bemächtigte mich der Häute, präparierte die besten in tagelanger Arbeit sorgfältig und schickte sie dann nach Moschi, damit sie von dort aus an das Berliner Königliche Museum für Naturkunde gesendet werden sollten. Diese Arbeiten beschäftigten mich während zweier Tage; ich unterzog mich ihnen jedoch gern, da ich wußte, daß wegen der Verschiedenartigkeit der in diesem Gebiete heimatenden Zebras und Gnus diese große Sammlung von Häuten einen hohen wissenschaftlichen Wert hatte. Um so erwünschter war mir der Fund, als ich der Notwendigkeit überhoben war, mit eigener Hand andere Zebras und Gnus

---

<sup>1</sup> Neuere Nachrichten aus dem Westen Afrikas und aus andern Gegenden unserer und fremder Kolonien bestätigen in überraschender aber auch höchst bedauerlicher Weise die Richtigkeit der von mir gehegten Ansicht, wie unsagbar schädigend der mit dem Feuerwchur jagende Eingeborene in den Bestand der Tierwelt eingreift. Wann wird man endlich dieser Vernichtung großer Werte ein Ziel setzen, die Gefahr der Bewaffnung der Eingeborenen mit Gewehren richtig einschätzen?

zu erlegen. Aber meine Rechnung war nicht glücklich. Auf meinen Bericht an die Station, daß ich diese Tiere nicht etwa selbst erlegt, sondern in einem verlassenen Buschlager umherschweifender nomadischer Jäger gefunden habe, hieß es, dieser Fund könne mir nicht ohne weiteres zugesprochen werden. Zwar wurde die Angelegenheit schließlich durch Gouvernementsverfügung zu meinen Gunsten erledigt, die mittlerweile dem Insektenfraß und anderen Schädlichkeiten preisgegebenen Felle waren aber inzwischen erheblich beschädigt worden. Hätte ich dies voraus gewußt, so würde ich mich natürlich nicht der Mühe unterzogen haben, das herrenlose Gut zu retten und nicht unerhebliche Kosten daran zu



In der Nähe des verlassenen Lagers der Eingeborenen fand ich zahlreiche Geier.

wenden, sondern hätte es den Hyänen und Schakalen zum willkommenen Fraße überlassen. Was von den Häuten indes noch zu retten war, habe ich später dem Berliner Museum geschenkt. —

An einzelnen der Wassergelegenheiten am Bach fand ich die geschickt hergestellten Schirme aus Schilf, hinter denen die Eingeborenen den Anstich auszuüben pflegten. Eine aller Orten sich bemerkbar machende Menge von Geiern, Schakalen und Hyänen verriet mir, daß sich dieser stets hungrigen Gesellschaft in letzter Zeit mancher Abfall geboten hatte. Namentlich in der Nähe des verlassenen Lagers der flüchtigen Jäger fährten sich zahlreiche Schakale und Hyänen. Die umgebenden Bäume waren besetzt mit einer ungeheuren Menge von Geiern verschiedener Art; von mir nicht gestört, siedelten sie bald in die un-

mittelbare Nähe meines Lagers über. Um diese Zeit pflegen besonders einige der großen Geierarten dem Brutgeschäft obzuliegen. In den gabeligen Ästen alter, hier am Wasserlaufe zu bedeutender Höhe heranwachsender Akazien, fand ich eine große Anzahl ihrer Horste mit Jungen, und besondere Freude machte es mir, das Verhalten der Alten und ihrer Sprößlinge zu beobachten.

Nunmehr hatte ich etwa eine Woche lang zu tun, um die besten Gelegenheiten zu photographischen Nachtaufnahmen auszuspähen. Nach recht anstrengender Arbeit, nach zahllosen vergeblichen Versuchen durfte ich mir endlich sagen, daß meine drei noch brauchbaren Apparate bei einigem Glück etwas Erfreuliches ergeben könnten. Zunächst hatte ich jedoch noch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Bachlauf bot dem Wilde an vielen hundert Stellen erwünschte Tränkgelegenheit, und bei so reicher Wahl wußten die Rudel mit großer Beharrlichkeit meine Apparate zu vermeiden.

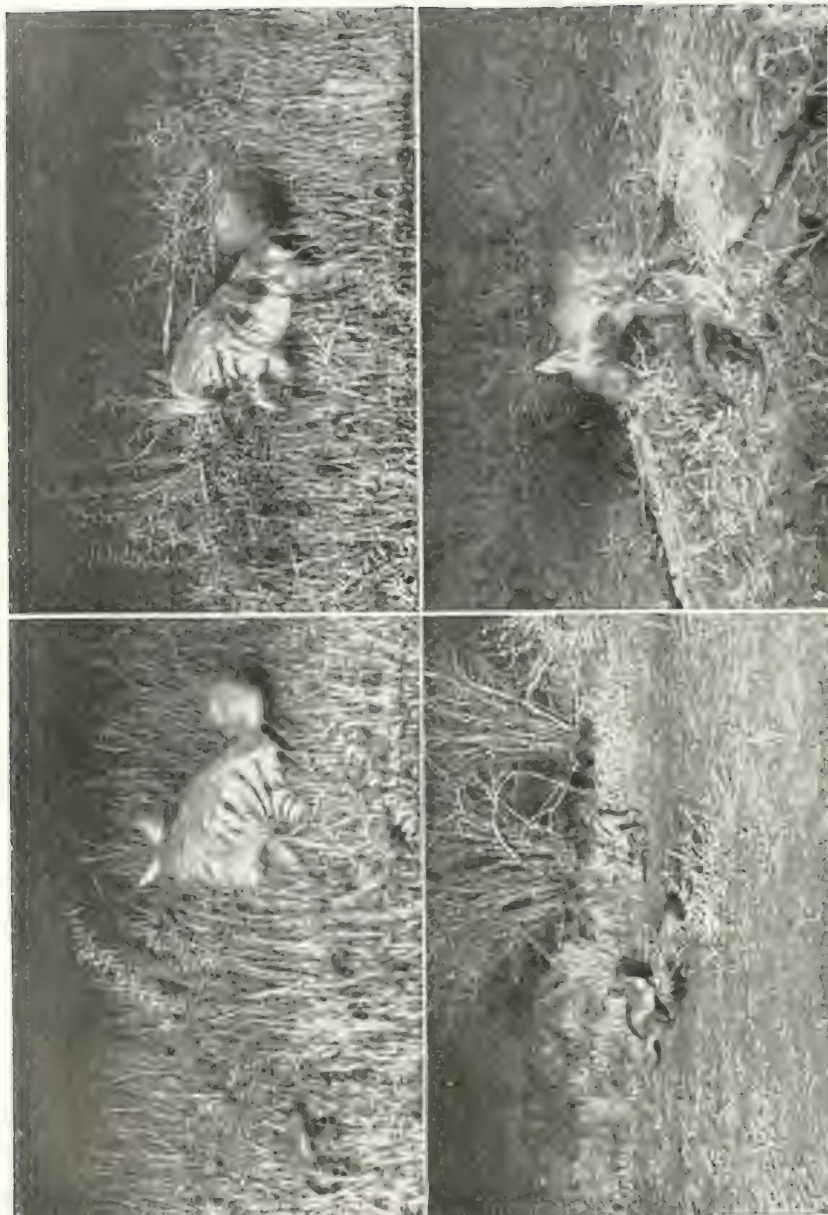
Eine sehr „erfreuliche“ Überraschung aber wurde mir wenige Tage später. Einer meiner Askari hatte, wie gewöhnlich bei Tagesanbruch, eine von mir aufgestellte Schakalfalle nachgesehen. Plötzlich ertönten in der Richtung der Falle, etwa zwanzig Minuten vom Lager entfernt, Schüsse. Da sie auf Wild nicht abgegeben sein konnten, denn ich handhabte in dieser Beziehung eine eiserne, unerbittliche Disziplin, so war nach meiner und meiner Leute Annahme nur ein Zusammenstoß mit Eingeborenen denkbar. Im Nu hatte ich meine Anordnungen getroffen. Meine wenigen Bewaffneten teilend, stürmte ich mit einigen Mann in der Richtung des verschwundenen Askari fort; mein Präparator jedoch übernahm mit dem Rest die unter Umständen notwendige Verteidigung des Lagers.

Und was hatte sich ereignet? Es war die alte Geschichte, jedem erfahrenen Reisenden wohl bekannt, die Geschichte, wie leicht man in Kämpfe verwickelt werden kann, und wie leicht sich diese vermeiden lassen, wenn man sich richtig verhält. Mein Askari, ein sonst ruhiger und zuverlässiger Mann, ein früherer Regierungsaskari, hatte bei seinem Gange plötzlich und unmittelbar vor sich eine große Menge speerbewaffneter Masai-Krieger aus den Dornen auftauchen sehen! Die Elmoran hatten ihre Speere erhoben, wahrscheinlich unwillkürlich, erschreckt über den Anblick des Bewaffneten. Mein Askari dagegen und seine beiden unbewaffneten Begleiter glaubten in einer recht begreiflichen Ideenverbindung, daß es sich um dieselben Masai handele, die uns vor kurzem überfallen hatten, und kurz entschlossen feuerte er! Im Nu waren die Masai nach allen Windrichtungen verschwunden.

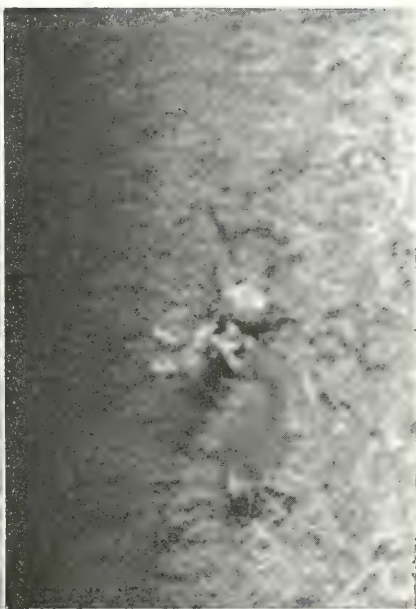
Die Sache war nicht unbedenklich. Vor kurzer Zeit hatten in der







Z. 16. Schären-See.  
 Stachinographische Studien: 1. Die „Kängas“ (Hymenochirus) und 2. Die Kängas (Hymenochirus) mit den anderen Tieren. (Die Kängas sind in den ersten Bildern zu sehen, die anderen Tiere in den anderen Bildern.)



K. Fiedler'sche Fot., Leipzig, 1906.



C. G. Schilling's phot.

Nachphotographische Studien: Wie die „Käse“ (gefleckte Hühner) und der „Ambwa unwillig“ (Schafal) ihren Raub ausführen. (Möglichkeitenaufnahmen ohne Schließverschluss, durch Blügel bei geöffnetem Objektiv erzielt.)



Nähe meines Lagers Kämpfe zwischen Bewohnern der Landschaft Useri und Masaikriegern stattgefunden; die Gebeine gefallener Krieger bewiesen mir, daß meine Führer mir nicht falsch berichtet hatten. Auch war es noch nicht lange her, daß einige europäische Viehhändler, etwa



Aufstellung des Nachtapparates auf einem Mußpferdwechsel.

zwei Tagereisen weiter, zur Nachtzeit von Masai ermordet worden waren. Das alles, in Verbindung mit dem nächtlichen Überfall, ließ Vorsicht notwendig erscheinen.

Als ich atemlos auf dem „Kriegsschauplatz“ anlangte, stellte es sich heraus, daß eine große Menge von Masai in Begleitung ihrer



Weiber am Abend oder in der Nacht vorher am Bache eingetroffen waren und sich hinter den Dornenwällen eines alten vermodernden Kraals niedergelegt hatten. In diesem Versteck noch zum Schlummer hingestreckt, waren die Masai von meinem Askari gestört worden. Als sie dann plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, vor meinen Leuten auftauchten, erschreckten sie diese begreiflicherweise lebhaft. Auf dem Boden ausgebreitet waren eine Anzahl während der wilden Flucht verlorener Gegenstände, die ich zunächst sorgfältig auf sammeln ließ. Aus ihrem Inhalte war zu schließen, daß die Masai auf einer Wanderschaft nach einem ziemlich fernen Punkte begriffen sein mußten; es schien mir also irgend eine Gefahr nicht vorhanden. So begab ich mich nach kurzer Zeit zum Lager zurück, um meine Leute zu beruhigen, sandte aber von dort mehrere meiner Masaisfreunde, die mich schon lange Zeit begleiteten, aus, um die Flüchtlinge zurückzurufen. Das war das einzige Mittel, um ein Verständnis zu erzielen, da andere Boten wohl ohne jeden Erfolg zurückgekehrt wären.

Und ich hatte richtig gerechnet. Denn gegen Mittag erschienen meine Masai in Gesellschaft von gegen dreißig speerbewaffneten Kriegern und vielen Weibern in meinem Lager. Ich gab ihnen ihr Hab und Gut zurück und fügte als Entgelt für den ausgestandenen Schreck noch ein Geschenk hinzu, welches gleichmütig, in der Art aller Eingeborenen, aufgenommen wurde. Dann zogen die Söhne der Steppe davon, und das Mißverständnis war erfreulicherweise ohne jedes Blutvergießen aufgeklärt.

Durch einen seltsamen Zufall hatte kurze Zeit später mein Präparator ein ähnlich unangenehmes Zusammentreffen mit Masaikriegern. Er hatte gegen Abend einen kleinen Ausflug in die Umgebung des Lagers gemacht und kehrte in der Dunkelheit zurück, einem ausgetretenen Wildwechsel folgend. Als er sich bis auf etwa eine Viertelstunde dem Lager genähert hatte, klirrte es plötzlich dicht vor ihm, und er erblickte im ungewissen Schimmer des Mondes eine ganze Anzahl Masaikrieger, die ihrerseits auf dem Sprunge zu liegen schienen. Seine Büchse herunterreißen, um unter dem Eindruck des kürzlich überstandenen nächtlichen Überfalles — um ein Haar — losfeuern, war das Werk eines Augenblicks! Glücklicherweise vermochte sich der alte gediente Soldat noch zu beherrschen, und auch in diesem Fall hat sich nichts Schlimmes ereignet; er versichert aber heute noch hoch und teuer, alles habe an einem Haar gegangen!

Man ersieht, wie unendlich leicht bei solchen Gelegenheiten Mißverständnisse von schwerwiegenden Folgen entstehen können.

Endlich mußte ich dennoch böse Erfahrungen mit den Eingeborenen

machen. Unglücklicherweise war ein Trupp schweifender Jäger, vielleicht die aus dem „Sebrallager“ entwichenen und nun zurückgekehrten, auf einen meiner aufgestellten Nachtapparate gestoßen. Sie hatten alle für sie brauchbaren Bestandteile gestohlen, so daß er für mich keinen Wert mehr besaß. Leider hatten sie alsdann noch einen weiteren Apparat aufgefunden und ihn ebenfalls unbrauchbar gemacht. Ich muß aber dabei bemerken, daß sie daran nicht etwa eine blinde Zerstörungswut ausgelassen hatten, und dies ist sehr bemerkenswert! Europäer hätten sich im gleichen Falle vielleicht weniger vernünftig benommen. Die Steppenjäger hatten ausschließlich das ihnen brauchbar erscheinende, Metallteile usw. mitgenommen, alles andere jedoch unbeschädigt zurückgelassen. Das war eine wenig erfreuliche Überraschung. Ich sah mich nunmehr gezwungen, an den einzelnen Apparaten Doppelposten aufzustellen, die, sich ablösend, die Apparate den ganzen Tag über bewachten.

Es war begreiflich, daß es bei dem hohen Preis einer solchen photographischen Vorrichtung für den Reisenden in fernen tropischen Ländern ein niederdrückendes Gefühl ist, seine mühsam mitgeschleppten Apparate so zu verlieren. Kann er sie doch allzu leicht sämtlich auf diese Weise einbüßen! Ersatz ist ganz abgesehen von den hohen Kosten, in der Praxis kaum möglich, selbst wenn in Europa versandfertige Apparate vorrätig wären.



Der Liebling der Karawane während eines längeren Aufenthaltes  
in bewohnter Gegend.





*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Baobab, Affenbrotbaum (*Adansonia digitata*). Diese Bäume werden nach der Ansicht von Eingeborenen häufig vom „Fepo“ — Geistern bewohnt. Solche Geisterbäume spielen eine Rolle in den Erzählungen der Karawanenleute.







Die erste mir gelungene Nachtaufnahme: Eine Mangrute (rechts unter den Dornen) raubt den ausgelegten Rödern. (Aufnahme ohne Schließverschluss.)

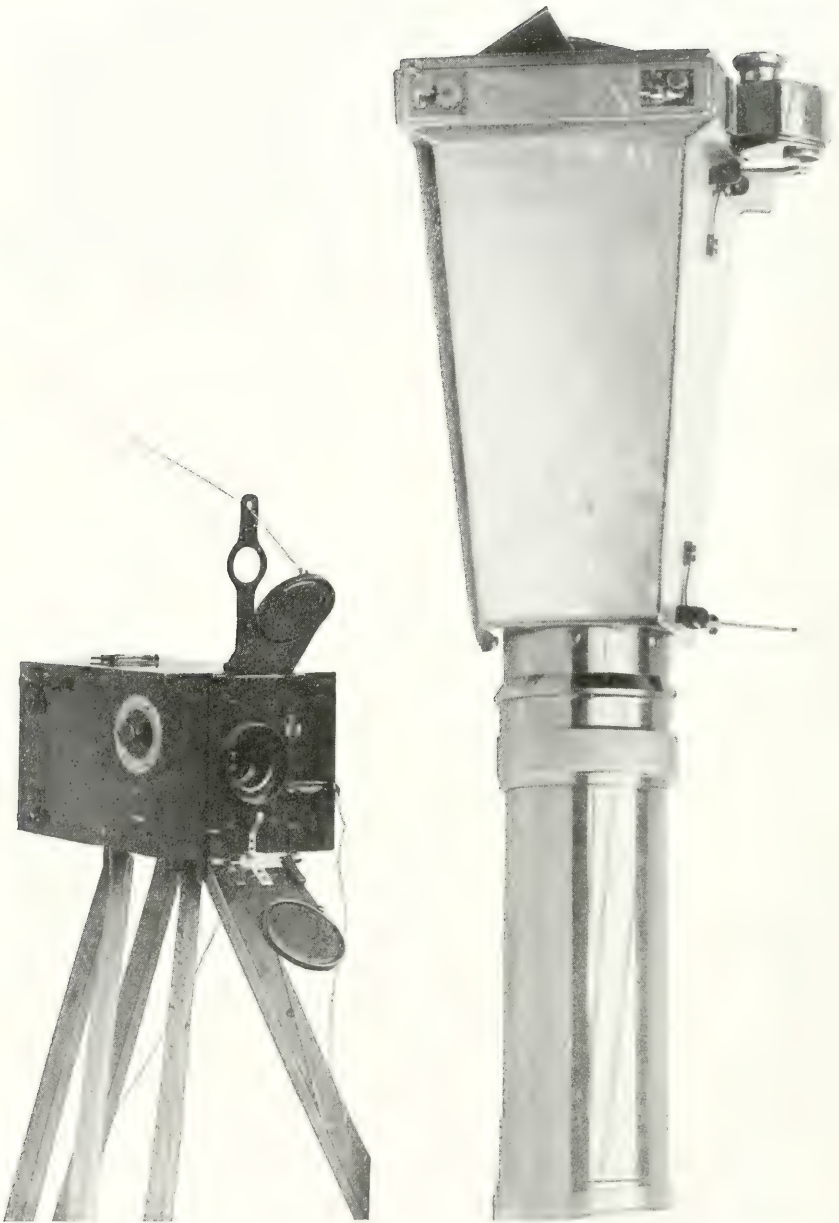
## XVI.

### Tierphotographie in der Wildnis bei Tag und Nacht.

Das einfache Rezept, wie man einen Löwen fängt, ist jedem Leser bekannt. Man schaufelt die Sahara durch ein Sieb und — bemächtigt sich so auf mühelose Weise des Königs der Wüste.

Photographieren läßt sich auf so einfache Weise der Löwe nicht. Wohl tausendmal und noch öfter bin ich gefragt worden, wie ich meine in „Mit Blitzlicht und Büchse“ abgebildeten Löwen photographiert hätte. Das ist nicht so leicht zu beantworten.

Bevor ich mit meinen Aufnahmen frei lebender Tiere in die Öffentlichkeit trat, waren mir nur einige wenige wohl gelungene Nachtaufnahmen amerikanischer Hirscharten bekannt, die ein amerikanischer Rechtsanwalt und begeisterter Jäger in langjährigen Bemühungen zustande gebracht hatte. Nach zahlreichen fruchtlosen Versuchen gelang es diesem unermüdlichen photographischen Jäger, einige in der Nähe des Flußbettes zur Nachtzeit äsende Hirsche auf die Platte zu bringen, während er sich in einem Boot den Fluß herabtreiben ließ. Im Vordergrund seines Fahrzeuges hatte er mehrere Kameras aufgestellt. Kam er nun mit seinem Boote in den Bereich dicht am Wasser stehender Hirsche, so ließ er sein Blitzlicht aufflammen, und erzielte nach mannigfachem Mißgeschick im Laufe von, wenn ich nicht irre, zehn Jahren einige interessante Bilder, die seinen Namen in den Vereinigten Staaten bekannt machten, auf einer Pariser Weltausstellung viel Aufsehen erregten und einer goldenen Medaille für würdig befunden wurden. Ferner kannte ich einige teleskopische Tieraufnahmen Lord Delameres aus Ost-



Der von mir anfänglich benutzte Nachtapparat ohne Zylinderverichluß, der später auf Grund zweier von mir unternommenen Reisen nach Ostafrika verbessert und durch den Goerz Schillings Nachtapparat ersetzt wurde und ein Tele-Apparat, wie er in der Goerzichen Optischen Anstalt in Friedenau bei Berlin hergestellt wird.



Abbildung der neuen Konstruktion des Goerz-Schillings-Nachtapparates.

(Die nächtlichen Überfälle der Löwen usw., die ich in „Mit Flügeln und Büchse“ abgebildet habe, wurden mit einer älteren Konstruktion erzielt.)



afrika. Die ebenfalls höchst interessanten Tierphotographien Edward North Burstones, meines Wissens erst im Jahre 1902 veröffentlicht, waren mir selbstredend schon aus diesem Grunde fremd.<sup>1</sup> Bevor ich nun den Leser bitte, mich auf meinen schwierigen und unermüdliche Geduld erheischenden photographischen Jagden zu begleiten, muß ich vorausschicken, daß ich durchaus kein diese schwierige Materie beherrschender Photograph im Sinne des Wortes bin. Vielmehr erfreue ich mich jener in der Praxis oft nützlichen Nichtkenntnis all jener vielfach so verzwickten Einzelheiten der Photographie, deren völlige Beherrschung heutigentages nur Sache weniger Sachleute sein kann. Aber ich glaube, nur empirisch arbeitend, gerade deshalb draußen in der Wildnis immer wieder eine gewisse Spannkraft gefunden zu haben, die den alle bevorstehenden Schwierigkeiten überschauenden Sachmann vielleicht hätten verzweifeln lassen.

An sich scheint ja eine Aufnahme aus dem Tierleben nicht schwierig. Schalten wir jedoch die vielen in den letzten Jahren veröffentlichten Tierbilder aus zoologischen Gärten, Menagerien, größeren und kleineren Tierparks, Gehegen und umzäunten Revieren aus, ebenso alle die Bilder, die vielleicht im Winter an den Futterstellen erzielt werden, endlich die leider nicht selten auftauchenden Fälschungen und Künsteleien, so werden nur sehr wenige wirklich das wilde Tierleben wiedergebende Bilder übrig bleiben, die irgend einen wissenschaftlichen Wert beanspruchen können. Bei solchen Aufnahmen muß der Aufnehmende mit seinem Namen die vollste Gewähr übernehmen, daß nichts daran verändert oder retouchiert worden ist, und daß die Aufnahmen tatsächlich unter völlig einwandfreien Umständen erzielt worden sind. Alle Aufnahmen, die dieser Gewähr entbehren, würde ich mit dem größten Mißtrauen betrachten. Sie würden freilich auch die Sachgelehrten und Sachkenner nicht so leicht täuschen können.

Die Geschichte meiner tierphotographischen Bemühungen ist mit wenigen Worten erzählt.

In den Jahren 1896 - 97 habe ich, nicht entsprechend ausgerüstet, in Afrika nur wenige alltägliche Bilder aufgenommen.

Durch Unterricht in der damaligen Kieslingschen Lehranstalt sorgfältiger vorbereitet, gelangen mir auf einer zweiten Reise 1899 bis 1900 einige immerhin mich recht befriedigende Aufnahmen afrikanischen Wildes bei Tageslicht. Jedoch war es mir damals noch nicht möglich,

<sup>1</sup> Alle in Rede stehenden Tele-Aufnahmen sind ausnahmslos solche von stehendem oder sich nur sehr langsam bewegendem Wilde; Tele-Aufnahmen flüchtigen Wildes sind mir bis zur Veröffentlichung meiner Aufnahmen und auch bis zum heutigen Tage nicht bekannt geworden.



*C. G. Schillings phot.*

*R. Vogtlanders Verlag, Leipzig 1906.*

Der sich joeben niederlassende Geier wird von seinem Genossen mit weit ausgebreiteten Schwingen abgewehrt  
(automatische Tag-Aufnahme).



mittels eines weitreichenden Apparates Aufnahmen auf größere Entfernung zu erzielen. Auch mein Versuch, Nachtaufnahmen wilder Tiere mit Blitzlicht auszuführen, mißlang damals vollständig, unter anderm, weil die mir unter Beirat technischer Sachverständiger mitgegebenen Akkumulatoren zur Zündung des Blitzlichtes vollständig versagten. Es waren keine erfreulichen Stunden, als ich die Entdeckung machen mußte,



Im Jahre 1863 belichtete einer der Seniores unserer Afrikaforcher, Geh. Rat Professor Fritsch, wohl die erste Trockenplatte, die jemals in Afrika verwandt wurde. . . Die danach gefertigte Abbildung zeigt uns eine Elenantilope, die der Aufnehmende damals noch häufig im heute wildleeren Kaplande fand.

daß meine schweren und kostspieligen Akkumulatoren keinerlei Zündkraft mehr besaßen, und ich erinnere mich deutlich, wie ich sie in weitem Bogen in einen Fluß schleuderte. Damals gelang mir eine einzige Aufnahme mittels eines selbsttätigen Apparates; es ist die Aufnahme zweier um die Beute streitenden Geier, die der Leser hier findet. Ein Geier hat sich am Aase niedergelassen, der zweite sucht ihm seine Beute streitig zu machen. Schon diese Aufnahme zeigt höchst interessante Bewegungsphasen beider Tiere, und läßt die Behauptung gerechtfertigt erscheinen,



daß ein Maler solche Augenblicke wohl schwerlich im Bilde dargestellt hätte! Mannigfache Versuche, ähnliche Bilder zu gewinnen, mißlangen mir damals aus technischen Gründen. So mußte ich mich hauptsächlich auf die Darstellung angeschossener Tiere beschränken, die ja immerhin als einigermaßen brauchbares Surrogat die ostafrikanische Tierwelt in ihrer typischen Umgebung wiedergab. Durch glückliche Zufälle gelang mir auch die eine oder andere Aufnahme von Tieren in voller Freiheit, so die eines weiblichen Wasserbocks und einer Giraffe! Nach Rückkehr von meiner zweiten Reise fanden meine in Lichtbildern verschiedentlich vorgenommene Aufnahmen den Beifall aller Sachleute in so hohem Grade, daß mich dieser Beifall erheblich bestärkte und ermutigte, unentwegt auf dem schwierigen Wege der Tierlichtbildnerei fortzuschreiten.

Aber welche Schwierigkeiten waren hier zu überwinden! Schon im Jahre 1863 unternahm es ein deutscher Forscher, der heutige Geheimrat Professor Dr. G. Sritsch, Tierphotographien in Südafrika herzustellen. Damals kannte man nur nasse Kollodiumplatten. Man muß staunen, daß es Herrn Sritsch gelang, alle Schwierigkeiten dieses umständlichen Verfahrens zu überwinden, fern von der Heimat und abgeschnitten von allen Hilfsmitteln. Es gelang ihm im Verlauf seiner Arbeiten sogar, die erste Trockenplatte auf ein afrikanisches Tier zu exponieren! Seiner Güte verdanke ich es, daß ich hier die Nachbildung dieser historischen und darum gewiß wertvollen „Natururkunde“ bringen kann.<sup>1</sup> Wir sehen eine erlegte Elenantilope, damals noch ein häufiges Mitglied der mittlerweile beinahe völlig ausgerotteten Tierwelt des Kaplandes: man muß Professor Sritsch gehört haben, um ermessen zu können, welch reiches Tierleben selbst in den sechziger Jahren noch die Steppen des Kaplandes durchflutete! So sind die von ihm damals gewonnenen Aufnahmen besonders interessant und bilden den Ausgangspunkt aller bis zum heutigen Tage der Wildnis abgerungenen Photographien der so reichhaltigen afrikanischen Tierwelt. Erst etwa vierzig Jahre später unternahmen es die bereits genannten englischen Reisenden und der Verfasser, diese Arbeiten planmäßig fortzusetzen.

Auf meiner dritten Reise im Jahre 1902 versuchte ich mittels zweier mir von der optischen Anstalt von C. P. Goerz zur Verfügung gestellten teleskopischen Apparate Serienaufnahmen von Tieren, auf die, der Wahrheit die Ehre zu geben, englische Reisende zuerst verfallen

<sup>1</sup> Nach der Original-Aufnahme wurde damals das hier wiedergegebene Bild möglichst getreu hergestellt.

waren. Ohne auf die komplizierten technischen Einzelheiten dieser Apparate einzugehen, sei hier bemerkt, daß derartige Aufnahmen auf große Schwierigkeiten stoßen. Die Lichtstärke dieser Fernapparate ist so gering, daß eine l a n g e Belichtungszeit erforderlich ist. So eignen sie sich in erster Linie zur Aufnahme sich nicht bewegender Objekte. Handelt es sich aber um die Aufnahme in Bewegung befindlicher Tiere, so muß man durch viele Versuche die Belichtungszeiten ermittelt haben, welche einerseits genügen, den erforderlichen Eindruck auf die Platte hervorzurufen, andererseits aber noch kurz genug sind, um die sich bewegenden Tiere nicht allzu verschwommen erscheinen zu lassen. Meinem bescheidenen Ermessen nach ist es nicht von großem Nutzen, an dieser Stelle eine Zeittabelle für die Belichtung aufzustellen.<sup>1</sup> Erfahrung und Übung allein können den photographischen Jäger zum Ziele führen. Nur so wird er es erreichen, dem Schließverschluß die nach den Umständen erforderliche Größe und Schnelligkeit zu geben. Ist dem Genüge getan, so erübrigt es sich nur noch, den an die Schulter genommenen Apparat auf die mehr oder minder flüchtigen Objekte zu richten und einem Gewehre gleich zu handhaben!

Auf diese Weise wird man, ähnlich wie beim Schießen, den Einfluß der Eigenbewegung des Objektes ausgleichen. Mannigfache Schwierigkeiten ergeben sich da und liegen klar auf der Hand. So wird es sich, wie auch beim Schießen nach flüchtigem Wilde, um ein „Vorhalten“ oder „Mitgehn“ handeln. Das alles erfordert viele Übung! Zur Zeit, als ich mit den mir von C. P. Goerz gebauten Fernapparaten erfolgreich arbeitete, wurden der Fabrik eine ganze Reihe solcher Apparate, bis aufs kleinste genau derselben Bauart, als unbrauchbar von photographisch sehr erfahrenen Bestellern beanstandet! Hieraus lernt man viel leichter die Schwierigkeit des erfolgreichen Arbeitens mit Teleapparaten zu beurteilen, als durch langatmige Ausführungen.

Nur selten wird es möglich sein, zu Fernaufnahmen einen feststehenden (Stativ-)Apparat zu benutzen. In den meisten Fällen wird man die photographische Glinte an die Schulter nehmen müssen. Es ist leicht begreiflich, welche eine Reihe von großen Schwierigkeiten sich dabei ergibt, deren Überwindung nur durch lange eindringende Übung möglich ist. So auch erklärt es sich, daß wir, schnell sich bewegenden Objekten mit dem Apparate folgend, notwendig einen unscharfen Hintergrund bekommen müssen, daß wir ferner mit diesen Apparaten sehr leicht „unterexponieren“. Auch ist es klar, daß

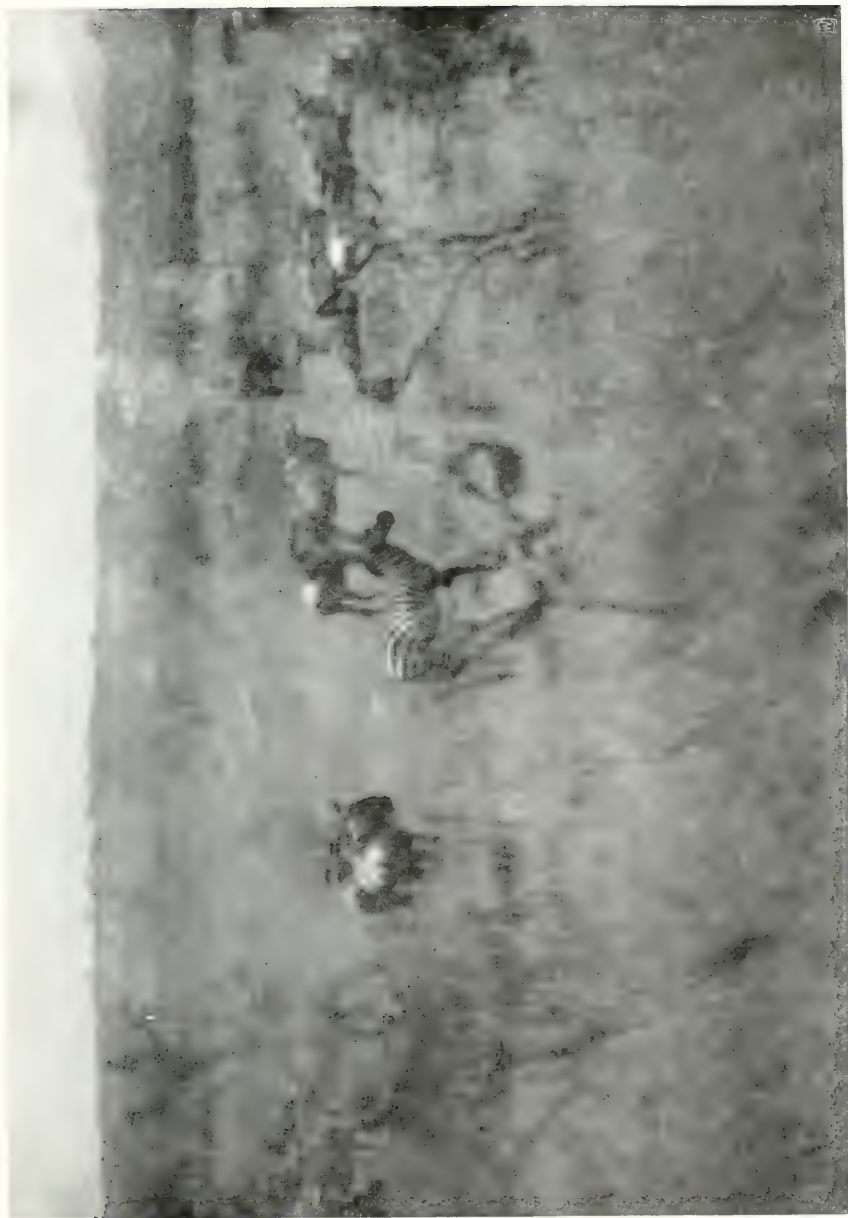
<sup>1</sup> Vergleiche: Martin Kiesling, Anleitung zum Photographieren freilebender Tiere. R. Voigtländers Verlag. Mf. 2,50.



G. 5. *Salsola* sub.

Die Anwendung bei Malaria ist sehr verbreitet. Die Wurzel ist ein starkes Fiebermittel und wird auch bei anderen Fiebern angewendet. Die Wurzel ist ein starkes Fiebermittel und wird auch bei anderen Fiebern angewendet. Die Wurzel ist ein starkes Fiebermittel und wird auch bei anderen Fiebern angewendet.





*C. G. S. Hillman's phot.*

Trotz aller Voricht wird es sich ereignen, daß der photographische Jäger eine Platte zweimal belichtet; eine wohlbelinquene Aeraufnahme um die Mittagsstunde teilweise ruhender Götter und Jethas exponierte ich irrthümlich zum zweiten Male auf ein Rußel Subantthoren, deren Zilpenetten man mit andeutungsweise im Gortetgrunde des Südes wahrnimmt

*R. Engländer's Verlag, Leipzig 1906.*



man sowohl Schnelligkeit wie Schließverschluß zu jeder Aufnahme vorher einstellen muß: eine stete Fehlerquelle! Dagegen hat der Teleapparat den Vorteil, daß man mit der Einstellung auf rund hundert Meter den meisten vorkommenden Aufnahmen gerecht wird. Handelt es sich aber um die Aufnahme beispielsweise in der Nähe aufgehender oder vorbeistreichender Vögel, so kommt zu den oben erwähnten Handgriffen noch der hinzu, die Entfernung nach Schätzung richtig einzustellen. Auch muß man selbstredend die Sonne mehr oder weniger hinter seinen Rücken zu bringen suchen, um brauchbare Aufnahmen zu erzielen. Ausschlaggebende Hauptsache ist aber die richtige Beurteilung der in den Tropen besonders schwer beurteilbaren Lichtverhältnisse. Die aktinische Wirkung des Lichtes auf die Platte steht durchaus nicht in sicherer Beziehung zu der physiologischen Wirkung der Lichtstrahlen auf unser Auge.<sup>1</sup> Weitere Schwierigkeiten erwachsen aus dem Flimmern der vom heißen Boden aufsteigenden Luftwellen, aus den Widerstrahlungen der einzelnen Staubteilchen, die die Luft erfüllen, aus der oft weiten Entfernung von den tierischen Objekten und vielem andern mehr. So können sehr leicht Aufnahmen mißraten, deren Gelingen dem Aufnehmenden sehr wahrscheinlich schien. Sind das Aufnahmen, die dem Reisenden besonders erwünscht schienen, die selten und vielleicht nur einmal erreichbare Tiere betreffen, so ist das besonders schmerzlich! Ich rate deshalb, unter solchen Umständen stets möglichst viele Platten zu belichten, denn leicht kommt einem diese oder jene Tierart nie mehr vor die Platte.

Viele Aufnahmen kommen einfach deswegen nicht zustande, weil der Reisende im entsprechenden Augenblicke den Apparat nicht zur Hand hat. Es ist peinlich darauf zu achten, daß sich die Apparate stets in unmittelbarer Nähe befinden; wenige Augenblicke der Verzögerung, und eine selten oder nicht wiederkehrende Aufnahmegelegenheit ist veräußt. Sind nun auch in Afrika die bekannten Fehler falscher Einstellung, sei es der Entfernung, des Verschlusses oder des Mechanismus, welcher die Schnelligkeit der Aufnahme reguliert, unvermeidlich, so wird man auch hier zuweilen vergessen, die Kassetten zu öffnen, wird eine Platte zweimal oder öfter belichten und was dergleichen Versehen mehr sind. Dies alles ist eben menschlich, allzu menschlich! Abgesehen von allen diesen Dingen sei daran erinnert, daß es durchaus erforderlich ist, sich in einer freien Gesichtsebene zu den erwünschten Ob-

<sup>1</sup> Mit Recht bemerkt Dr. Kuhfald-Dresden an einer Stelle, daß photographische Aufnahmen höchst selten auch nur einen Teil jener sonnigen Lichtfülle ahnen lassen, die vielleicht wirklich über einer aufgenommenen Landschaft ausgebreitet war.

jekten zu befinden. Ein einziger zwischen dem Photographen und den Tieren befindlicher Baum, Strauch oder Ast, ja, ein einziges in unmittelbarer Nähe vor dem Objektiv befindliches Blatt kann eine hoch-erwünschte Aufnahme völlig verderben. Auch das Gewicht der Apparate ist ihrer Anwendung hinderlich. Es ist nicht jedermanns Sache, einen der schweren 15-18 cm-Teleapparate — eine Kanone im kleinen — zu handhaben; aber auch die Anwendung eines 9-12 cm-Teleapparates ist nicht so ganz einfach. Eine Hauptschwierigkeit besteht im Mitführen so schwerer Geräte auf Schritt und Tritt in der Wildnis, wo man oft nicht einmal imstande ist, auch nur das Allernotwendigste, auch nur Wasser in genügender Menge mitzunehmen. Auch ist große Vorsicht notwendig. Ein Ersatz der mehr oder minder empfindlichen Apparate dort drüben ist unmöglich, und doch drohen jeden Tag Unfälle, die den Instrumenten verderblich werden können.

Und endlich die photographische „Jagd“ selbst!

Da gilt es langjames, anstrengendes und mühevollcs Pirschen und Ankriechen auf sonnenglühendem Steppenboden oder in zum Ersticken heißer mit brütender Hitze erfüllter Sumpflagune oder Dickung.

Wenn auch dem Tierbildner, der ähnlich wie ich eine fremdländische Sauna auf die Platte zwingen will, tausendfältige Mühe und viele hunderttausend Schritte in der endlosen Steppe erspart bleiben werden, weil er auf meine und anderer Erfahrungen bereits zu fußen vermag, so wird er dennoch mit einigem Erstaunen bemerken, daß die photographische Jagd unendlich viel schwieriger ist, als die wirkliche. Nur Bruchteile von Sekunden bedarf der geübte Schütze, um eine todbringende Kugel zu entsenden, oft durch Dick und Dünn und kaum seines Zieles ansichtig geworden! Aber wie mancherlei günstige Umstände und Verhältnisse sind erforderlich, um als photographischer Schütze zum Ziele zu gelangen! Hier handelt es sich nicht nur darum, einzelne Objekte in richtiger Beleuchtung aufs Ziel zu nehmen, sondern wir haben gewissermaßen mit einem einzigen photographischen Schuß zahlreiche Exemplare des erwünschten Wildes zu erlegen. Es ist bemerkenswert, daß sich Gelegenheiten zu guten Aufnahmen gar nicht so selten bieten, aber nur zu oft in Augenblicken, die uns unvorbereitet finden, die vielleicht nicht wiederkehrende Gelegenheit erfolgreich zu benutzen. Wie viel hundert Zufälligkeiten spielen da hinein! Wochen und Monate vergehen, ehe wir des sehnlichst erwünschten Wildes ansichtig geworden sind. Wochen- und monatelang haben wir uns immer auf den jetzt eben eingetretenen Augenblick vorbereitet — nun aber, wie durch einen Zauber, scheinen wir gelähmt zu sein! Wie schwierig ist es, das erwünschte Wild, richtig beleuchtet, gewissermaßen in richtiger

Pose, vor sich zu haben! Ist schon die Erscheinung der betreffenden Tiere überraschend und erstaunlich, wenn wir sie breit vor uns in behaglicher Ruhe erblicken, so wächst die Fremdartigkeit der Erscheinung, sobald wir die Tiere spitz von vorne oder von hinten sehen, oder sobald wir nur einzelne Körperteile wahrnehmen und gewissermaßen erraten müssen, was wir vor uns haben! Nur planmäßige und unermüdliche Arbeit kann zum Ziele führen, und ich möchte dem photographischen Jäger raten, sich nicht nur mit den Apparaten auf das sorgfältigste an Ort und Stelle einzuarbeiten, sondern sie auch ähnlich einer Glinte stets zur Hand zu haben! Lasse ich meine vielfältigen Begegnungen mit der tropischen Tierwelt rückblickend im Geiste vorüberziehen, so kann ich mich sehr vieler Augenblicke erinnern, in denen selbst ein gewöhnlicher Handapparat mir wundervolle Aufnahmen auf nächste Entfernung verschafft haben könnte; — da aber wären freilich nicht selten, neben vielem anderen, Nerven von Stahl und Eisen Bedingung gewesen . . . Neben den früher veröffentlichten Bildern badender Nashörner, die zu den besten meiner Aufnahmen gehören, gelang mir so unter anderm die Aufnahme eines annehmenden, angreifenden Rhinoceroses, das ich auf geringe Entfernung<sup>1</sup> anlaufen ließ. Das Bild Seite 295 zeigt, wie das Tier, das nicht etwa verletzt oder angeschossen ist, auf mich und meinen Präparator schnaubend eindringt. —

Gleich darauf flog aber mein kleiner Handapparat zur Erde, und nur mit knapper Not konnte ich den Koloß, der sich heute im Münchener Museum befindet, nachdem er mich bereits erreicht, durch eine Kugel abwenden, die ihm nach längerer Verfolgung, wobei ich in der Dichtung abermals „angenommen“ wurde, in meine Gewalt brachte. —

Häufig ist der Apparat überhaupt im kritischen Augenblick nicht zur Hand oder die Schnelligkeit des Verschlusses ist für den betreffenden Fall nicht eingestellt, der Apparat selbst nicht gespannt oder gebrauchsfähig. Zu alledem müssen wir bedenken, daß die Bromsilberplatte in ganz anderer Weise reagiert, wie unser Auge. Sie ist nicht imstande, die Farben in ihren Helligkeitswerten wiederzugeben, da auf die Platte nur das blaue und violette Licht wirkt. Die Anwendung orthochromatischer, für grüne, gelbe und rote Lichtstrahlen empfindlich gemachter Platten wäre nun in der Tierphotographie ganz besonders erwünscht! Es ist mir jedoch nicht gelungen, Tele-Augenblicksaufnahmen von Tieren mittels farbenempfindlicher Platten zu erzielen, da ich ihre Gesamt-empfindlichkeit gegen weißes Licht zu sehr vermindert fand. Neuerdings sollen indessen panchromatische Platten hergestellt werden, die nur Be-

<sup>1</sup> Die Aufnahme erfolgte auf eine Entfernung von etwa 15 Meter.



*C. G. Schillinges phot.*

Eine Tele-Aufnahme flüchtiger Strauße wollte mir lange Zeit nicht gelingen. Die technische Schwierigkeit einer solchen Aufnahme kam mir in der Praxis erprobt werden ... Die Aufnahme zeigt die Strauße in vollem Lauf ...

*R. F. Schillinges phot.*





lichtungszeiten von etwa  $\frac{1}{50}$  Sekunden erfordern, und ich möchte ihrer versuchsweisen Anwendung für Tieraufnahmen aus diesem Grunde dringend das Wort reden.

Meisterhaft sehen wir auf den Tierbildern des Münchener Meisters Zügel alle die vielen Farbtöne dargestellt, die wir unter den verschiedensten Bedingungen und auf die verschiedensten Entfernungen wahrnehmen, wenn wir die Tierwelt beobachten. Da sehen wir die oberen Flächen eines Tieres im Freien das kalte Blau des Himmels oft so stark abspiegeln, daß die Eigenfarbe bisweilen aufgehoben wird oder wenigstens stark verändert erscheint. Da sehen wir ein tatsächlich rotbraunes Tier durch das Hineinspielen des Blau aus der Luft violett; zwischen die warmen und kalten Flächen spielen neutrale grünliche Farbtöne, dann wiederum violettliche hinein! Die kleineren Einzelheiten gehen vielfach durch die Einwirkung der Reflektöne, die im hellen Sonnenschein besonders stark hervortreten, verloren, und nur die großen Formen und Flächen bleiben erkennbar. Helle Sonnenflecke erscheinen auf dem Tierfell als warme stark leuchtende Flecke, oder je nach der Beleuchtung erscheinen uns manche Tiere vollkommen schwarz oder auch fast schreiend weiß. Je nach der Stellung und Beleuchtung der Tiere werden die Lichtstrahlen von dem Fell mehr oder minder verschluckt oder zurückgestrahlt. In der freien Natur aber wird das geübte Auge dies alles in derselben Weise sehen.

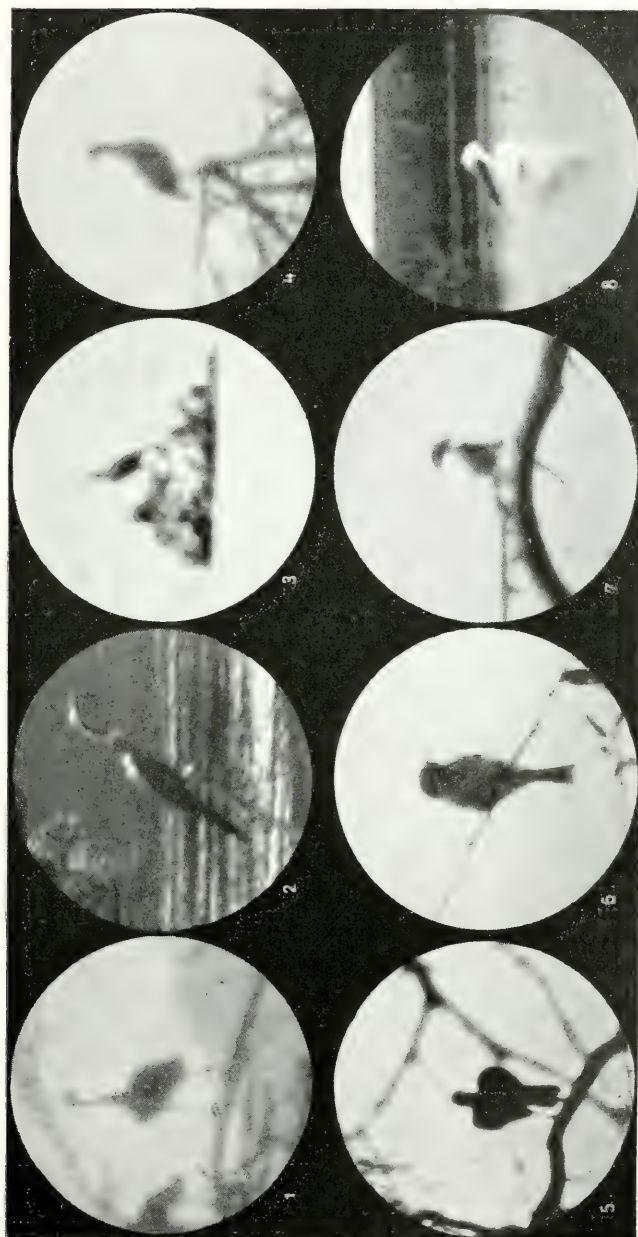
Erblickt aber unser Auge die Tierwelt in normaler Färbung, so gibt eine in solchen Augenblicken belichtete photographische Platte zuweilen durchaus nicht das Erwünschte. Daher hängt von der Beleuchtung der Erfolg von Tieraufnahmen ganz besonders ab. Zu einem wirksamen Bilde bedürfen wir möglichst gedrängt stehender oder sich bewegender Gruppen von Tieren; auf nahe Entfernung sieht man solche aber selbstredend recht selten. Unter Umständen kann auch dann eine überraschend gute Aufnahme gelingen, wenn man sie beispielsweise bei unter Bäumen stehenden Tieren nicht erwartet hat. Das rührt dann wohl von dem durch das Buschwerk reflektierten Blau des Himmels her, das die Bromsilberplatte günstig beeinflusst. — Nichts ist enttäuschender, wie eine Aufnahme aus dem fremdländischen Tierleben, von der wir vieles erhofft, die sich aber beim Entwickeln als mißglückt erweist. Anderseits liegt in allen diesen Schwierigkeiten ein so großer Reiz, daß er in mancher Beziehung wohl dem zweifelsohne außerordentlich großen Zauber der Jagd zur Zeit unserer Väter und Großväter entspricht. Unser heutiger Jagdbetrieb mit fernwirkenden Büchsen und weitreichenden Teleskopen gleicht ja auch nicht mehr im entferntesten der alten Jagd, bei der der Schütze nur eine Kugel zu versenden hatte, deren

Slugbahn er nur durch lange Erfahrung im jeweiligen Falle richtig ermessen konnte. Dem Liebhaber kann die photographische Kamera dafür Ersatz gewähren, denn die Schwierigkeit und Gefahr ihrer Handhabung überwiegen zweifelsohne um ein Beträchtliches die Schwierigkeit und Gefahr der Handhabung unserer alten Büchsen . . .

Wie sehr bedaure ich, nicht von Anfang an die erst heute durch viele mühsam errungene Erfahrungen verbesserten Apparate zur Hand gehabt zu haben!

Manch vergeblichen tierphotographischen Versuch habe ich in früheren Jahren unternehmen müssen, dessen ich noch mit stiller Wehmut gedenke. Nicht selten kam es vor, daß ich meine Apparate auf das eine oder andere plötzlich auftauchende Wild richtete — jedoch mit vollkommenem Mißerfolg. Die Erregung des Augenblicks bringt es mit sich, daß man nur allzu leicht irgend einen der notwendigen Handgriffe unterläßt, und im nächsten Augenblick ist das ersehnte Wild vielleicht auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Überschaue ich die Reihe der anfänglich von mir vergeblich aufgenommenen Objekte, so finde ich Löwen, Nashörner, Giraffen und Flußpferde nebst zahlreichen Antilopen und anderen Geschöpfen in bunter Reihenfolge auf nächste Entfernung vor mir. Was aber die mühsam zur Nachtzeit entwickelte Platte mir dann aufwies, war entweder nur ein verschwommener Schimmer des von mir am Tage Geschauten oder ein leeres durch irgend einen unglücklichen Zufall erzeugtes Nichts; desto größer war freilich auch die Freude, wenn hin und wieder ein Bild wie das der badenden Nashörner gelang, das ich in meinem vorigen Buche veröffentlichte.

Ich habe den Grundsatz befolgt, alle mir aus irgend einem Grunde wertvoll erscheinenden Platten möglichst bald im Felde zur Nachtzeit zu entwickeln. Nur wenn es sich um Duplikate handelte, deren Originale ich bereits durch Selbstentwickeln mir gesichert hatte, sandte ich die unentwickelten Platten nach Europa. Hier kann dem Entwickeln nicht nur größere Aufmerksamkeit zugewandt werden, sondern man erspart sich auch in der Wildnis große Mühe und Arbeit. Denn was das Entwickeln photographischer Platten bei schlechten Wasserverhältnissen, feuchtem Klima oder glühend heißer Temperatur zu besagen hat, muß man erfahren haben! Gelingen wertvolle Aufnahmen, so rate ich nicht nur, sie bald zu entwickeln, sondern auch eine Anzahl Bromsilber-Kopien herzustellen. Diese werden in verschiedenen Kästen verpackt; das Original-Negativ aber schickt man baldmöglichst in die Heimat. So hat man alles Mögliche getan, um die vielleicht nicht wieder zu erreichende Aufnahme zu sichern. Geht das Negativ auf der weiten Reise in die Heimat verloren, so hat man noch die Bromsilberkopien, von denen mit



C. G. Schillings phot.

R. Voigtlaenders Verlag, Leipzig 1906.  
 Vogelfstudien mittels des Tele-Apparates auf Entfernungen von etwa 20—200 Meter: 1. Sporogans (*Plectropterus gambensis* L.).  
 2. Schlangenhalsvogel (*Anhinga rufa* Lacep. Daud.). 3. Großer Kormoran (*Phalacrocorax lucidus lugubris* Rupp.). 4. Gelbklebige  
 Kranföfin (*Pternistes leucopus infuscatus* Cab.). 5. Ein Raubvogel (*Melierax poliopterus* Cab.)? 6. Sienneufreier (*Mellitophagus*  
*meridionalis* Sharpe)? 7. Würger (*Lanius candidus* Cab.). 8. Pelikan (*Pelicanus rufescens* Gm.).



Wahrscheinlichkeit, wenn auch einzelne Lasten verloren gehen, wenigstens irgend eine erhalten bleibt.

Unter allen Umständen möge den photographischen Jäger, möge den Reisenden unter allen Schwierigkeiten das Gefühl leiten, daß jede photographische Aufnahme mehr bedeutet, als das Erlegen des betreffenden Wildes.

Von großem Interesse ist es zweifelsohne, daß meine Aufnahmen fliegender Vögel nicht nur Künstler, sondern auch Laien vielfach an die Werke der Künstler des fernen Ostens, an japanische Darstellungen des Vogelflugs erinnerten. Doflein<sup>1</sup> sagt hierüber: „Die Naturbeobachtung der japanischen Tierdarsteller steht in einem Punkte sicherlich höher als diejenige ihrer westlichen Kunstgenossen: die schnellen, rasch vorübergehenden Bewegungen der Tiere sind mit staunenswerter Geschicklichkeit gesehen und wiedergegeben . . . der japanische Maler hatte lange vor Erfindung der photographischen Apparate richtig gesehen . . . Der Japaner scheint über eine sehr rasche Leitung in den Nervenbahnen vom Sinnesorgan bis zum Zentralnervensystem und von diesem zum Bewegungsapparat zu verfügen. Dafür ist uns seine Kunst ebensowohl ein Beweis, wie die Schießleistungen japanischer Artillerie auf bewegter See, wie ihre Sechtweise und ihre Art zu ringen . . .

Ich füge hier hinzu, daß ein erfolgreiches Arbeiten mit Teleapparaten nach meiner Ansicht nur unter obigen Bedingungen möglich ist; niemals wird ein mäßiger Schütze<sup>2</sup> auf diesem Gebiete Erfolg haben!“

Groß aber ist die Freude, irgend eine schöne und brauchbare „Naturkunde“ errungen zu haben; sie ist um so größer, als die Schwierigkeiten der Aufnahme um so mehr wachsen, als es sich um seltene, scheue oder in Rudeln auftretende Wildarten handelt. Da spielt die Beseitigung der Scheu und Vorsicht des Wildes eine ebenso große Rolle, wie unbedingte Ruhe beim Anlegen und Abdrücken der Apparate. Ein geübter Büchschütze, der auf flüchtiges Wild ohne allzu viel Eigenbewegung abzukommen versteht, eignet sich zu tierphotographischen Augenblicksaufnahmen besonders. Das geringste Zucken im Augenblicke des Abdrückens verdirbt die Aufnahme unter Umständen vollkommen, wegen der geringen Lichtstärke der Objektive und der dadurch bedingten, auch bei bewegten Objekten erforderlichen relativ langen Belichtungszeit.

Einen Vorteil ergeben diese bei Teleapparaten erforderlichen langen

---

<sup>1</sup> Doflein, Ostasienfahrt. 1906.

<sup>2</sup> über dieses interessante Thema siehe auch das ausgezeichnete Werk: Preuß, Lehrbuch des Flintenschießens 1905 bzw. die erscheinende neue Auflage.

Belichtungszeiten: jene Unschärfe und Weichheit, die solchen Aufnahmen einen überaus bildartigen, künstlerischen Charakter gibt. Diese Unschärfe und Weichheit darf freilich ein gewisses Maß nicht übersteigen. Dabei ist dem Geschmack des Aufnehmenden und seiner Übung jede Ge-



Flugstudien mittels des Tele-Apparates: Oben: Flugbilder des Kranichgeiers (*Serpentarius serpentarius* [Miller]). Mitte: Schattenvogel (*Scopus umbretta* Gm.). Kleine Trappe (*Otis gindiana* [Oust]). Sattelstorch (*Ephippiorhynchus senegalensis* [Shaw.]). Unten: Gattleradler (*Helotarsus caudatus* [Daud.]). Geier (*Pseudogyps africanus schillingsi* Erl.). Warabu (*Leptoptilos crumenifer* [Cuv.] Less.).

legenheit gegeben, seine Eigenart sowohl, wie auch seine Ausdauer zu betätigen. Es sei noch erwähnt, daß derartige Aufnahmen gegen den Horizont selbstredend bedeutend kürzere Belichtungszeiten erfordern, als Aufnahmen in der Ebene und namentlich mit stark grünem Hintergrund. Ebenso sind Aufnahmen von Tieren auf dem in Ost-

afrika so häufigen rötlichen Lateritboden recht schwierig. Auch muß man sorgfältig auf die mehr oder minder starken durch die Beleuchtung bedingten Schlagschatten achten. Was das Auge des Menschen beim lebenden Objekte durch Übung richtig und der Wahrheit entsprechend zu sehen vermeint, kann bei dem unter solchen Umständen hergestellten Lichtbilde ganz fremd und überraschend wirken.

Einige dieser Schwierigkeiten fallen freilich fort, wenn man sich schwerer Objektive von langer Brennweite bedienen will. Solche stehen uns freilich mit sehr erheblicher Lichtstärke zu Gebote. Dafür aber haben sie mannigfache andere Nachteile; namentlich ergeben sie bei nahen Objekten sehr leicht einen unscharfen Hintergrund. Wir vermissen daher bei derartigen Aufnahmen leicht eine Hauptsache: daß das Tier in seiner typischen Umgebung zu sehen ist. Immerhin aber möchte ich jeden Reisenden auf die Möglichkeit der Anwendung derartiger Apparate aufmerksam machen. Ihr Gewicht und ihr Umfang freilich erfordern große körperliche Kraft und Gewandtheit, auch ihr Transport und das Surhandhalten ergeben mannigfache Schwierigkeiten. Aber keine Mühe erscheint mir groß genug, um heute, solange es noch Zeit ist, aus dem Schatze der uns noch umgebenden so reichen Fauna des Erdballes Bilder zu gewinnen, die einst ebensowenig mehr zu gewinnen sein werden, wie jene Aufnahmen, die Professor Sritsch vor vierzig Jahren in Südafrika machte. Das Schicksal der wild lebenden Großtiere unserer Erde ist besiegelt!

Fernaufnahmen aus dem Tierleben, handle es sich um Teleaufnahmen oder solche mit langbrennweitigen Objektiven, werden mehr oder weniger durch alle jene Umstände beeinflusst werden, die ich angedeutet habe. Es ist undenkbar, Aufnahmen auf hundert oder Hunderte von Metern ebenso deutlich, ebenso vollkommen zu schaffen, wie auf die gewohnten wenigen Meter. Raum und Zeit treten eben hier gebieterisch in den Weg.

Aufnahmen auf nahe Entfernungen von nur wenigen Metern werden bei Tage entweder gar nicht, oder nur so selten möglich sein, daß sie praktisch kaum in Frage kommen, denn alle bedingen wegen der Lichtschwäche der Objektive ausgezeichnetes Sonnenlicht. Das führte mich auf den Ausweg der Blitzlichtaufnahmen bei Nacht. Konnte man das Sonnenlicht durch künstliches Licht ersetzen, so wurde man nicht nur unabhängig von der Sonne, sondern es wurde auch möglich, zur Nachtzeit die geheimsten Vorgänge des Tierlebens aufzuhellen. Anfänglich, als ich meine Idee ausführen wollte, stieß ich freilich auf Widerstand und Zweifel, selbst bei den von mir befragten und um Rat angegangenen Sachleuten. Jetzt aber haben wir durch den in vieler



Beziehung sehr verbesserten Goerz-Schillings-Nachtapparat eine Möglichkeit, vorzügliche Tierbilder auf nahe Entfernung herzustellen. Meine Erfahrungen mit diesem Apparate aber sind, so sehr es den Leser vielleicht überraschen mag, nur gering!

Ich habe schon angeführt, daß es mir nicht vergönnt war, gelegentlich meiner zweiten Reise Nachtaufnahmen zu machen. Das war meiner dritten Reise vorbehalten, die leider durch schwere Erkrankung einen sehr plötzlichen Abschluß fand. Damals war mir noch kein Ver-



Die Aufnahme dieses Zwerggazellenbodes (*Gazella thomsoni* Gthr.) auf eine Entfernung von etwa 60 Meter zeigt aufs deutlichste, daß Telebilder sehr flüchtigen Wildes — bei der geringen Lichtstärke der Objektive — den Hintergrund unscharf ergeben. (Tele-Aufnahmen sehr flüchtigen Wildes sind mir außer den meinigen bis zur Trudlegung dieses Wertes nicht bekannt geworden.)

sich bekannt, die Zündung des Blitzlichtes mit der Auslösung des Schließverschlusses zu verbinden, um Bilder auch schnell bewegter Objekte zu erzielen. Meine damaligen Apparate standen aufnahmefertig in der Dunkelheit mit geöffnetem Verschuß, der sich selbsttätig schloß, sowie das Blitzlicht aufgeflammt war. Zu meinem Erstaunen und zu meiner großen Enttäuschung stellte es sich heraus, daß diese Einrichtung für schnell sich bewegende Tiere zu langsam war. Es entstanden so aus mir heute leicht begreiflichen Gründen, Schakale mit sechs Köpfen, Hyänen lang wie Riesenschlangen und ähnliche Mißgeburten. Die Wirkung des Blitzlichtes, so kurz sie auch sein mochte, dauerte doch noch zu lange, und ein in naher Entfernung sich schnell bewegendes Tier



hinterließ, je nach seiner Bewegung, nicht einen, sondern mehrere Abdrücke auf der Platte. Leider habe ich derartige Aufnahmen damals vernichtet und kann daher dem vorliegenden Werke keine beifügen. Immerhin entstanden bemerkenswerterweise durch dieses einfache Verfahren einige recht brauchbare Bilder, so die bereits in „Mit Blitzlicht und Büchse“ veröffentlichten Aufnahmen Seite 324 und 328 (die einen Zebrakopf fortischleppende Hyäne und drei Schakale). Die erste der mir 1902 gelungenen Aufnahmen war die einer Manguste, die sich dem ausgelegten Fleische nähert. Auf dem Bilde Seite 447 dieses Werkes sieht man, wie das marderähnliche Geschöpf zwischen Dornen verschwindet. Es ergaben sich noch einige recht brauchbare Bilder, die überraschende Geheimnisse des Tierlebens zur Nachtzeit enthüllen, so eine Reihe von Schakalen und Hyänen, sowohl gestreifte wie gefleckte, die in allen möglichen merkwürdigen und unerwarteten Bewegungen ihren nächtlichen Raub ausführen.

Das waren spannende Stunden zur Nachtzeit im Lager am Rufusstrom! Wenn plötzlich das Blitzlicht aufflammte, war meine Spannung anfänglich außerordentlich groß, bis ich die Erfahrung machte, daß die meisten Bilder — der schnellen Bewegung der Tiere halber — misslingen mußten.

Es war eine harte Erkenntnis, die ich mir so erwarb. Somit erwies sich dies Verfahren zur Abbildung von Vorgängen aus dem nächtlichen Tierleben als völlig ungenügend, sofern sich diese Vorgänge mit jener blitzartigen Schnelligkeit vollzogen, wie etwa Überfälle von Löwen und Ähnliches. Ein Mißgeschick, die durch meine schwere Erkrankung bedingte Rückkehr von meiner dritten Reise wurde in dieser Beziehung zum glücklichen Zufall, insofern sie mir Gelegenheit gab, auf die Herstellung von Apparaten zu dringen, die auch die schnellsten Bewegungen der Tiere bei Blitzlicht wiederzugeben vermochten. In der Goerz'schen optischen Anstalt wurden wiederum Versuche gemacht; Herr M. Kieseling hatte eine Vorrichtung zur gleichzeitigen Auslösung des Verschlusses und Entzündung des Blitzlichts erfunden und diese wurde in der Goerz'schen Anstalt in entgegenkommendster Weise für mich ausgeführt.

Das so ausgebildete Verfahren gab mir die Mittel in die Hand, abermals in der Wildnis den Versuch solcher bisher noch nicht erreichten Aufnahmen zu machen. So zog ich denn zum viertenmal hinaus. Daß ich abermals die von mir bereits mehrfach bereisten Gegenden als Ziel wählte, hatte seinen doppelten Grund. Einmal ist eine erfolgreiche Reise in fremden Ländern um vieles leichter, wenn man der dortigen Sprachen, Sitten und Gewohnheiten einigermaßen kundig geworden; dann aber lassen sich Reisen in Gegenden, die man

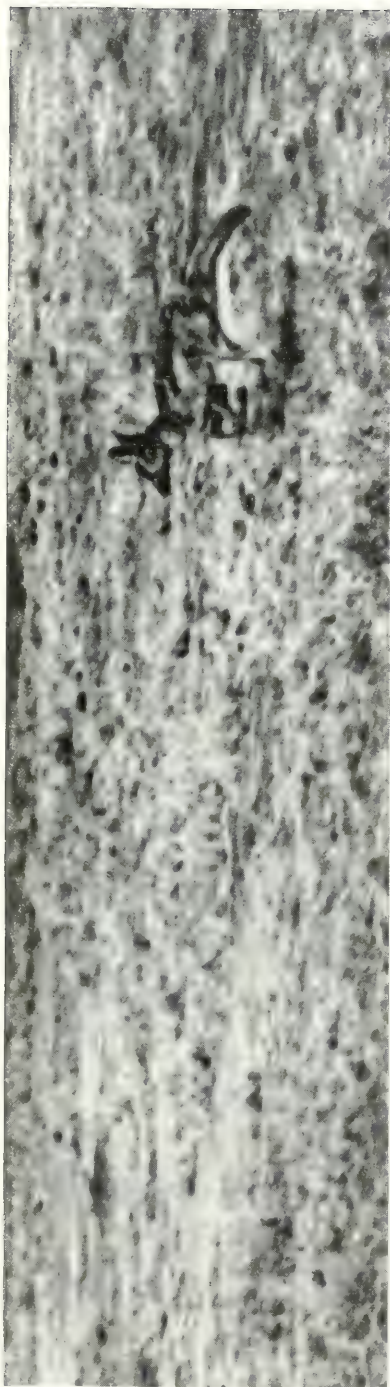


*C. G. Schilling's phot.*

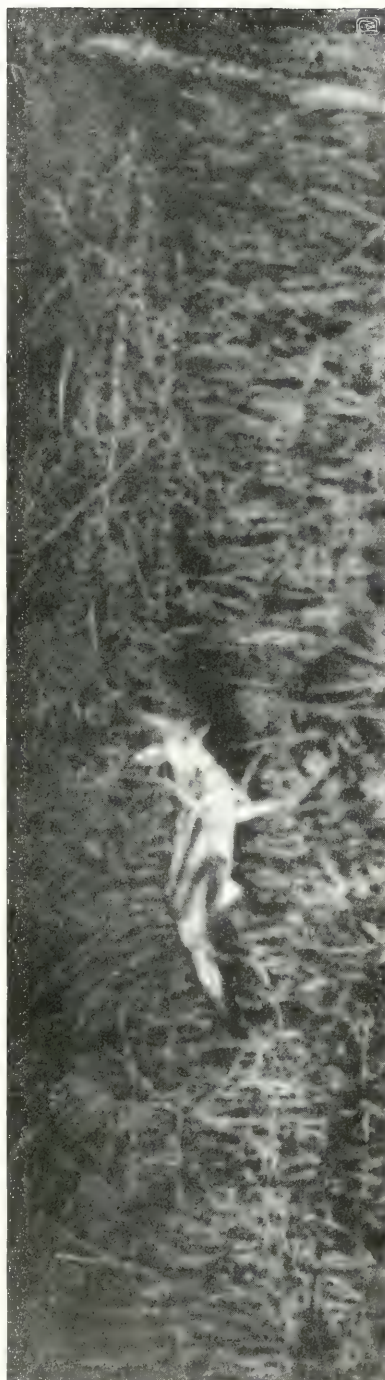
Meine Nachtaufnahmen enthüllen mir immer mehr das idene Götter der nächtlichen Raubtiere: Im gewaltiger Klucht bringt sich hier ein Zehntel beim Knall des Flüglichtes in Sicherheit. - Im Hintergrund gewahrt man die Umfänge der Kadaver einiaer der Zierstiefliege erlegenen Reittiere . . .

*R. Voigtlaender's phot.*





Mittels eines kleinen Handapparates gelang mir bei Gelegenheit das Bild eines Schafals in voller Flucht auf wenige Schritte.



C. G. Schillings phot.

Einer meiner primitiven, anfangs angewandten Nachapparate, ergab auch ohne Schließverschluss das leidlich gelungene Bild eines heranfliehenden Schafals.

Re Fortlandes Verlag, Leipzig 1906.



schon besucht, in bezug auf ihren äußeren Aufwand einigermaßen überschauen. Hauptsächlich aber handelte es sich mir um die Erforschung und bildliche Festlegung gerade des Tierlebens innerhalb dieses deutschen Teiles Afrika. Wer übrigens zu solchen oder ähnlichen Zwecken reist, mag ein Menschenleben in einem bestimmten Bezirke eines so großen Erdteils zubringen; er wird erkennen, daß es immer noch Neues, auch auf eng begrenztem Spezialgebiete, dort zu lernen gibt. Afrika ist ein ungeheures Land, und wir machen uns vielfach von seiner Ausdehnung ganz falsche Begriffe . . .

So war ich auf meine erste Reise hinausgezogen in dem Wunsche, die ursprüngliche Wildnis kennen zu lernen. Ich wollte alles, was ich dort so ganz anders wie in den üblichen Darstellungen erschaute, irgendwie festhalten. Bei meinem zweiten, einjährigen Aufenthalt hatten sich die mittlerweile ersonnenen oder mir zugänglich gemachten technischen Hilfsmittel als vollkommen unzureichend erwiesen. Fast dasselbe war bei meinem dritten Aufenthalte der Fall gewesen, und die schwere Erkrankung kam noch dazu. Auch jetzt, beim vierten Betreten der afrikanischen Küste, erwiesen sich immer noch die mitgeführten technischen Hilfsmittel als so schwierig in Handhabung und Anwendung, daß selbst mein sonst nicht leicht vor einem Hindernis zurückschreckender Reisegefährte Prinz Löwenstein und mein Präparator Orgeich sich mehr wie einmal über die Erreichung des Zieles, das ich mir gesteckt hatte, schwarzseherisch äußerten.

Tatsächlich hatte ja auch noch niemand mit den jetzt von mir mitgeführten Apparaten in der Praxis irgend Erfolg gehabt! Es galt zunächst die Gewißheit zu erlangen, daß nun auch wirklich die Aufnahme allersehnellster Tierbewegungen, wie z. B. die eines nächtlichen Löwenüberfalls möglich sei. Der Pangani-Urwald weiß manches von mißlungenen Versuchen zu erzählen. Wir experimentierten nächtlich hin und her. Dabei hatten manche meiner Leute die Rolle von Löwen und anderen Tieren zu spielen und wurden so allmählich zu geschickten und brauchbaren Statisten. Der Orientale oder der Neger wundert sich grundsätzlich über nichts, aber dennoch war dieses Arbeiten mit den gefährlichen Blitzlichtmißlungen für die Schwarzen tatsächlich ein Ding zur Verwunderung. Das ungläubige Lächeln meines Karawanenführers steht mir noch deutlich in Erinnerung, als er von meinen „Löwenplänen“ erfuhr.

„Ah, simba bali sana Bwana!“ (Ja, aber die Löwen sind weit, Herr!) — so etwa war der Sinn seiner Ausführungen. Es sollte auch noch geraume Zeit dauern, und manche Enttäuschung sollte ich noch erleben, bis ich seine Bedenken entkräften konnte . . .

Wie schon erwähnt, hängt das erfolgreiche Arbeiten mit dem Teleapparat auch in den Tropen ganz außerordentlich von der Berücksichtigung der Lichtverhältnisse ab. Das erfolgreiche Arbeiten mit den Nacht =



Ta meine nächtlichen Blitzlichtversuche selbst während meiner vierten Reise anfänglich immer noch auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stießen, war ich gezwungen, nächtlicherweile im Lager unermüdliche Versuche zu veranstalten. Nach jedem mißlingenen Versuch in der Wildnis erneuerten sich diese Versuche monatelang. Hierbei dienten mir einige meiner Leute, Tücher schwenkend, als Statistien . . .

apparaten aber erfordert vor allen Dingen ein ganz genaues Zusammenwirken der Blitzlichtzündung mit dem herabgleitenden Schließverschluß der Kamera. Es dauerte noch Wochen und Monate — und ich war bereits nahe daran, die ganze Sache als undurchführbar aufzugeben — bis es mir endlich gelang, mit dem theoretisch und in der Heimat leidlich

sicheren Apparat in der Wildnis brauchbare Aufnahmen zu erzielen. Was gibt es da alles zu bedenken und zu berücksichtigen! Der starke Tau tropischer Nächte, ein plötzlicher Regenschall kann mit Leichtigkeit die Blitzlichtmischung unbrauchbar machen, falls sie nicht sehr gut gegen Feuchtigkeit abgeschlossen ist. Auch durch andere Ursachen kann die ganze Vorrichtung bis zur vollkommenen Unbrauchbarkeit beschädigt werden, oder Ereignisse mannigfacher Art, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, können hindernd in den Weg treten. Einmal schleppten Hyänen die leinenen Sandsäcke der Apparate fort; Mangusten trugen die Aluminiumschieber der Kassetten in ihre „Burg“, einen Termitenhügel; die Termiten selbst nagten nächtlicherweise an den Apparaten. Soll die Aufnahme selbsttätig erfolgen, so treten noch vielerlei andere hindernde Möglichkeiten hinzu. Endlich bedeutet das für jede einzelne Aufnahme nötige Blitzlichtpulver einen Wert von mehreren Mark. Auch ist mit der Zertrümmerung oder dem Diebstahl der Apparate durch Eingeborene zu rechnen, wie ich es mehrfach erfuhr, und manches andere mehr. — Warnen möchte ich aber vor allen Dingen vor einem unvorsichtigen Umgehen mit der explosiven Mischung! Selbstredend können die zu verwendenden Bestandteile nur getrennt — und so ganz ungefährlich — mitgeführt werden. Über angebliche Ungefährlichkeit gewisser fertiger, mir aber nicht bekannter Gemische, und über die Möglichkeit ihres ungefährlichen Transportes vermag ich nichts zu sagen. Für mich galt es, jedesmal die Bestandteile mittels eines Mörsers innig zu mischen, und das ist in allen Fällen ein recht gefährliches Unterfangen. Ein kleines Sandkörnchen in der Mischung genügt, um eine Entzündung zu veranlassen, und das bedeutet eine große Gefahr! Ich selbst und andere sind bei den Versuchen um ein Haar verunglückt, und es ist jedem Photographen bekannt, daß in den letzten Jahren die Arbeit mit Blitzlichtmischungen mehrere tödliche Unfälle gezeitigt hat.

Vor allen Dingen aber zeigte es sich, wie gesagt, daß die Einrichtung meiner Apparate noch vieles zu wünschen übrig ließ. Ihre Lichtdichtigkeit war nur eine bedingte, ihre Aufstellung zu Selbstaufnahmen nur in der kurzen tropischen Dämmerung möglich. Löste kein Tier die Vorrichtung aus, so verdarben die eingelegten Platten stets, wenn sie nicht in der Morgendämmerung wieder geschützt werden konnten. (Erst die von mir jetzt angeordneten Änderungen und Verbesserungen der Apparate dürften in dieser Hinsicht das Arbeiten mit meinem Nachtapparat wesentlich erleichtern.)

Über die Art der Aufnahme herrschen vielfach falsche Begriffe. Man kann solche Tieraufnahmen zur Nachtzeit auf zwei verschiedene Arten erreichen. Entweder löst der photographische Jäger selbst Zün-







*cf. G. Schilling's phot.*

*R. Voigtlaender Verlag, Leipzig 1906.*

♂ in voller Pracht mit charakteristischer Stellung des Schwanzes — rechts der von ihr gerissene Fiel.  
(Nachtaufnahme mit Blitzlicht.)



*C. G. Schilling's phot.*

Die Schwierigkeiten der Nachtaufnahmen. IV: Statt des erwarteten Löwen wird eine gefleckte Hyäne im letzten Augenblick noch durch das Blüßlicht auf die Platte gebracht... Sie spiegelt sich deutlich im Wasser wider...

*R. Vogtland's Folio, Leipzig 1906.*



dung und Verschluß aus: dann muß er zur Stelle und unausgesetzt aufmerksam sein; — oder man überläßt die Auslösung dem die Schnur berührenden Tiere. Bevor ich meine photographischen Versuche anstellte, habe ich im dornengeschützten Versteck alle die Ereignisse, die ich später im Bilde festhielt, auch in unmittelbarer und fast körperlicher Berührung mit Löwen und anderem Wilde erlebt. Die Ausführung von Forschungsreisen inmitten einer wehrkräftigen Tierwelt wie der afrikanischen bedingt ja von vornherein eine gewisse Mißachtung der Gefahr. Die Nachtphotographie aber und der Nachtsitz, selbst auf Löwen, geschehen selbstverständlich nur in dornengeschütztem Versteck und sind bei weitem nicht so gefährlich, wie man glaubt. Gefährdeter ist man unbedingt beim Nächtigen unter Busch oder Baum mitten in der Steppe in Gesellschaft nur weniger Begleiter, wenn man von der Dunkelheit überrascht wird, wie mir das häufig geschah. Dann tritt zu der Gefährdung durch Raubtiere, Elefanten und Nashörner noch die meist außerordentliche, die Wachsamkeit schwächende Ermüdung. Die vielleicht rabenschwarze Nacht hindert uns Ausschau zu halten, setzt aber die durch das kleine Lagerfeuer grell Beleuchteten heranschleichenden Feinden aus. — Immerhin ist das Wachen bei photographischen Nachtapparaten auch im geschützten Dornversteck eine recht aufregende Sache, und eine gute nächtliche Blichtaufnahme erfordert unbedingt allerhand vorhergehende „Swiesprachen“ mit Löwen und anderem Wild auf unmitteldbare Entfernung. — In dem interessanten Werke „Su den Aulihans“ von Graf Honos und in Graf Wickenburgs „Wanderungen in Ostafrika“ findet der Leser interessante und authentische Berichte über nächtliche Löwenjagden, die sich mit meinen Erfahrungen decken. In jenem ersten Werke schildert Graf Toudenhove in anschaulichster Weise, wie sehr seine Nerven beim nächtlichen Erscheinen zahlreicher Löwen in so unmittelbarer Nähe gespannt waren. An dieser Stelle sei bemerkt, daß selbstredend nur Berichten zuverlässiger Reisender Glauben geschenkt werden darf, denn noch immer entstehen recht seltsame und deutlich den Stempel der Unwahrheit tragende Publikationen und Buch-Machwerke im In- und Auslande . . .

Wo und unter welchen Umständen auch immer man das nächtliche Leben und Treiben der Tierwelt in der Wildnis beobachtet, mit den doppelt empfänglichen Sinnen, die unter solchen Umständen plötzlich erwachen, — immer ist es von einem ganz seltsamen Zauber. Schon im heimischen Revier im Dunkel der Nacht allein stundenlang zu weilen, von der Kanzel herab Ausschau zu halten, ist von einem Reize, der mit armseligen Worten nicht beschrieben werden kann. Wie anders aber



wirken alle diese Mächte der Natur auf den Lauscher in der Wildnis ein, Mächte, von denen man in der Kulturwelt Jahre hindurch nichts bemerkt. Für mich ist es immer wieder anziehend, hier und da die Erfahrungen zuverlässiger anderer Leute in dieser Beziehung zu hören oder zu lesen. Je nach der Veranlagung und Aufnahmefähigkeit des Menschen wirken solche Situationen auf den Menschen ja ganz verschieden ein, in mancher Beziehung aber außerordentlich gleichmäßig. Wo auch glaubwürdige Berichterstatter das Wort ergreifen, es geht ein gemeinsamer Zug durch alle diese Empfindungen: nur der vermag sie zu würdigen, der sie unter schwierigen Umständen an sich selbst erprobt und erfahren hat. Führt ich bereits in meinem vorigen Werke die so überaus sympathische und wahrheitsgetreue Art und Weise an, wie ein Mann, dessen Mut über allen Zweifel erhaben, Graf Courtenhove, den Eindruck schildert, den er beim nächtlichen Anblick auf Löwen an sich erfahren, so möchte ich hier einem anderen Jäger, dem Grafen Hans Palffy, das Wort geben dürfen. In „Wild und Hund“ 1906 sagt er: „Ich mochte etwa zwei Stunden in die Finsternis gestarrt haben, ohne auch das nur auf fünfzehn Schritt liegende (von ihm erlegte und als Köder für Löwen benutzte) Nashorn sehen zu können . . . als ich plötzlich einen Lärm vernahm, als wäre ein schwerer Gegenstand zu Boden gefallen, und gleich darauf knurrte der Löwe beim Luder. Ich hörte deutlich, wie der König der Tiere an seiner, oder recte meiner Beute herumzerzte und zu fressen begann . . . er zog sich zurück, um alle zehn oder zwanzig Minuten auf ein und derselben Stelle sein herrliches, mit Worten absolut nicht zu schilderndes Konzert anzustimmen. Stets mit leisem Schnurren beginnend, erhob sich seine mächtige Stimme bis zu einem donnerähnlichen Getöse, welches mir unvergeßlich bleiben wird, was wohl das Schönste ist, was ich je gehört habe und hören werde“ . . .

Seien es nun ähnliche Situationen, sei es das Leben und Weben der mannigfaltigen tropischen Tierwelt, das den Jäger zur Nachtzeit umtönt, wenn er todmüde von weitem Marsch, fern vom Lager, vielleicht verirrt, unter einem Busche niedergesunken ist, — in allen Fällen sind es gewaltige Eindrücke, deren er so teilhaftig wird. Abgesehen von menschlichen Feinden können ihm diese Eindrücke nur noch in jenen Gegenden der Welt werden, in denen die ursprüngliche Tierwelt und namentlich die Raubtiere noch kaum vom Menschen gelichtet worden sind. Derartige Erfahrungen und Eindrücke aber dürfen dem photographierenden Jäger nicht fremd sein, damit er nicht nur mit sicherer Fühlung seine Apparate richten lerne, sondern vor allem den starken Trieb zu dem Versuche gewinne, allen nicht geringen, sondern recht großen Schwie-

rigkeiten zum Troß, der unwirtlichen Wildnis derartige Nachturkunden überhaupt abzugewinnen. Eins ist dabei gewiß: Allzu lange und allzu oft wird ein Jägersmann in den Tropen derartigem Unterfangen nicht stand halten, denn häufig versäumte Nachtruhe wird ihn, wie nicht leicht etwas anderes, in den malariadurchseuchten Gebieten nicht nur schwächen, sondern mit Sicherheit eines Tages töten . . .

So ist es denn doppelt empfehlenswert, den wachenden Jäger, der ja ohnehin nur in sternklaren oder mondhellen Nächten mit Erfolg seinen Apparat zu bedienen vermöchte, durch eine mechanische Vorrichtung zu ersetzen. Die Anwendung einer selbsttätigen Auslösung erscheint vielleicht dem Laien auf den ersten Blick überaus einfach. Dem ist jedoch nicht so, denn es leuchtet ein, daß ein gespannter Faden von jedem beliebigen Tiere, jeder Fledermaus, jedem Nachtkäfer ausgelöst werden kann. So ereignete es sich einst, daß Turteltauben, wie unser Bild es Seite 482 zeigt, meinen Apparat abzogen! War er freilich auch auf so äußerst schnelle Bewegungen, wie die flatternden Taubenschwingen, nicht eingestellt, so gab er doch auch in dieser Hinsicht noch eine anschauliche Aufnahme.

Diese Aufnahme in der Morgenfrühe mahnt gleichzeitig zur strengen Befolgung der von mir aufgestellten Regeln über „Natururkunden“. Die Platte zerbrach auf dem Transport, aber die entstandenen Risse in der Schicht wurden nicht ausgebessert.<sup>1</sup>

Oft, nur allzu oft aber photographiert sich beim automatischen Verfahren statt des erwünschten Löwen eine Hyäne, statt eines Elefanten aber vielleicht ein nach Beute umherflatternder fliegender Hund! So gewann ich in einem Falle, als ich meinen Apparat auf Löwen aufgestellt hatte, das Bild einer in voller Flucht befindlichen, durch das Sumpfgewässer patschenden gefleckten Hyäne. Die Feigheit und die häßliche Art der Fortbewegung dieses Tieres gibt meine Nachtaufnahme sehr gelungen wieder.

Dem Scharfsinn und der Erfahrung des photographierenden Jägers ist beim Aufstellen der Nachtapparate jeder Spielraum gegeben. Nach meiner Ansicht gehören zum erfolgreichen Arbeiten auf diesem Gebiete alle Eigenschaften eines erfahrenen Raubzeugfängers. Ich möchte auf die umfangreiche Literatur über den Fang unseres einheimischen Reinecke Fuchs verweisen. Es erscheint so überaus einfach, den Fuchs in einer

---

<sup>1</sup> Blitzlichtaufnahmen können mit Vorteil auch unter Tag aufgenommen werden. Die Taubenaufnahme und diejenige des Flußpferdes im vorliegenden Werke geben davon Zeugnis. Leider vermochte ich wegen der sehr unvollkommenen Konstruktion der mir bisher zur Verfügung stehenden Nachtapparate eine größere Anzahl solcher Bilder nicht zu erzielen.



C. G. Schillings phot.

Die Schwierigkeiten der Nachtaufnahmen. I: Zebra wahrscheinlich das Gefftier eines Rudels, sich aufs vorrückste dem Rache nähernd, wird durch den Stab verdeckt, an dem der Abzugsfaden befestigt war.

R. Finglanders Collas, Leipzig 1906.

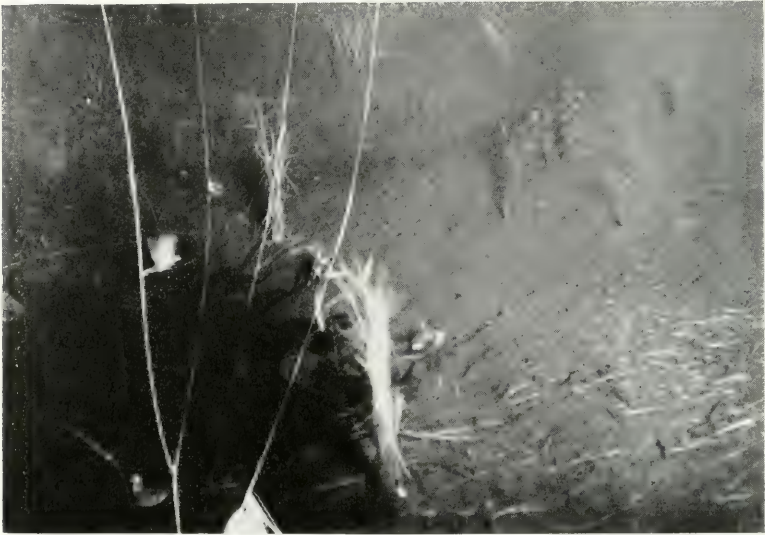




*C. G. Schillings phot.*  
Die Schwierigkeiten der Nachtaufnahmen. II: Schwarzsferenantilopen, sich in schneller, vorzüglicher Haltung dem Jäger nähernd. Die Netzen rühren von Weidasteilen des Materials her, mit dem das Blüppulver zum Schutz gegen Feuchtigkeit bedeckt war und die nun vor dem Objekt abbraunten. Sehr bemerkenswert ist die scharfe Haltung der Antilopen.



Falle zu fangen! Wäre dem so, dann gäbe es keine Füchse mehr. Sängt man doch oft lange keine Ratte, keine Maus! Diese Beispiele liegen uns näher, denn fast jedermann wird beim Mäusefang seine Erfahrungen gemacht haben! — Es gilt also mit sachkundigem Blick die Wechsel der einzelnen Wildarten zu ermitteln und dann in wochenlanger Geduld ihr Erscheinen abzuwarten. Will man selbst die Auslösung des Apparats bewerkstelligen, so muß man im Dornenversteck, oder auf dem Hochsitz das Erscheinen der gewünschten Objekte abwarten, um dann durch Zug an einer Schnur die Aufnahme zu vollenden. Bei den



Die Schwierigkeiten der Nachtaufnahmen. III: Während der Abenddämmerung ziehen Farteltauben (eine fliegende und eine sitzende) den Nachtapparat ab. Derartige unerwünschte Gäste setzen den Apparat nicht selten in Tätigkeit. Die Sprünge in der zerbrochenen Platte des Negativs wurden gründlich (siehe Vorwort!) nicht retouchiert.

meisten Wildarten spielt natürlich der Wind, — ich brauche das kaum zu erwähnen — eine ausschlaggebende Rolle. Eine Ausnahme machen vielleicht nur die großen Raubtiere, namentlich die Löwen. Löwen bekümmern sich unter Umständen um die versteckten Menschen in keiner Weise; Elefanten aber werden, wie ich heute weiß, leicht aggressiv, und dürften dann geneigt sein, den photographierenden Jäger im Dornenversteck zu zertrampeln oder von seinem Hochsitz herunterzuholen.<sup>1</sup>

Es ist für den Verfasser nicht leicht, die Schwierigkeiten seiner eigenen photographischen Arbeiten zu beurteilen. Sie mögen groß, sie mögen gering sein, darüber wage ich keine Entscheidung zu fällen; es

<sup>1</sup> Vergl. Niedied: „Mit der Büchse in fünf Weltteilen.“

soll hier nur mit wenigen Worten darauf hingewiesen werden, daß jedenfalls eine gewisse Ausdauer zu solchen Arbeiten gehört. Die weit verbreitete Meinung über die Leichtigkeit erfolgreicher tropischer Jagden im allgemeinen wird es mit sich bringen, auch die „lichtbildnerische Tätigkeit“ in bezug auf Tieraufnahmen in der Wildnis zu unterschätzen. Ich wiederhole aber, daß diese Meinung nur bedingt und nur in Rücksicht auf in großen Rudeln in offener Steppe lebendes Wild vielleicht zutrifft, nicht aber auf das viele scheue, einsam und versteckt lebende. Aufnahmen einzelner angeschossener Elefanten oder anderen



Die Schwierigkeiten der Nachtaufnahmen. V: Eine weibliche Schwarzjerse-antilope wirft sich im Augenblick der Aufnahme blitzschnell herum (Nachtaufnahme mit Blitzlicht).

Wildes, und Aufnahmen, bei denen sachverständige Aufnehmende nicht eine ausdrückliche Gewähr übernehmen, möchte ich hier ausgeschaltet wissen.

Für alle auf diesem Gebiete Arbeitenden sind jetzt durch meine Vorarbeiten eine Reihe von Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, so daß wir vielleicht bald interessante Ergebnisse und neue Urteile über die betreffenden Verhältnisse erwarten dürfen. So viel ist gewiß: Hat man sich mit dem allerdings keineswegs leicht zu bedienenden und keineswegs gefahrlosen photographischen Nachtapparat einigermaßen eingearbeitet, so steht der Findigkeit des photographierenden Forschers freies Feld offen, um alle Möglichkeiten auszunutzen. —

Wir umspannen einen Stier mit Fäden, und die ihn angreifenden Löwen werden sich photographieren; einen Ziegenbock desgleichen, und

die heranschleichende Hyäne wird auf die Platte gebannt. Beide Tatsachen habe ich in meinem Werke „Mit Blitzlicht und Büchse“ urkundlich bewiesen, ebenso durch eine Reihe von ähnlichen Aufnahmen die Möglichkeit recht vielfältiger Anwendung des Apparates.

Unsere Bilder im vorliegenden Werke zeigen uns in einer flüchtigen Löwin, daß dieses Raubtier unter Umständen den Schwanz in der Flucht in einer Weise hoch erhoben trägt, wie das niemals ein Künstler gezeichnet, kein Zoologe geglaubt haben würde!

Eine kurz vor dem Apparat flüchtig sich herumwerfende Schwarzfelsenantilope aber zeigt uns, mit wie fabelhafter unglaublicher Gewandtheit diese graziöse Antilope sich zu bewegen versteht. Wiederum eine Nachtaufnahme einer ganzen Anzahl dieser Antilopen in flüchtigster Bewegung beweist einerseits die unbeschreibliche Grazie und Flüchtigkeit dieses schönen scheuen Geschöpfes. Andererseits aber zeigt sie uns, daß man sich hüten muß, das Blitzlicht in unvorsichtiger Weise allzu sehr vor Regen zu schützen: Durch die Explosion mit fortgerissene und entzündete Partikel der Regenhülle haben, sich vor dem Objektiv entzündend, die interessante Aufnahme durch Lichtflecken verunstaltet!

Im Verfolg meiner Arbeiten stieß ich, wie gesagt, immer wieder auf solche und auf andere fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Wie oft habe ich unermüdlich neue Versuche anstellen müssen, bis mir endlich einige Aufnahmen glückten! Als ich endlich alle diese Schwierigkeiten überwunden hatte, verfügte ich nur noch über eine so geringe Menge von Hilfsmaterial, daß ich froh sein durfte, in letzter Stunde noch die von mir veröffentlichten nächtlichen Aufnahmen zu erzielen. Es war viel weniger, wie ich anfänglich erhofft, — es war aber mehr, als ich in Stunden der gedrückten Verzichtstimmung zu erreichen gehofft hatte.

Aus den verhältnismäßig wenigen mir gelungenen Bildern ergab sich zunächst der urkundliche Nachweis, wie der Löwe seine Beute reißt; ferner, daß er gemeinschaftlich und mit Benutzung einer geschickten Taktik durch Umkreisungen seines Opfers, jagt. Es ergab sich, wie Nashörner und Flußpferde, wie Leoparden, Hyänen und Schakale, wie Antilopen und Zebras nächtlicherweise den Wechsel einhalten, sich der Tränke nähern und sich am Wasserplatze benehmen. Ferner zeigen meine Aufnahmen, wie Hyänen und Schakale ihren Raub auszuführen pflegen, wie sie gute Gemeinschaft halten und vieles andere mehr. Von großem Interesse aber auch ist der photographische Nachweis der eigentümlich leuchtenden Raubtieraugen zur Nachtzeit! Es ist mir bis zur Drucklegung dieses Buches nicht gelungen, über irgend welche exakt wissenschaftliche Experimente über dieses Phänomen Aus-





C. G. Schillings phot.

R. Vogel'sches Institut, Leipzig 1906.

gehende Raubtieren! Diese Nachtaufnahme — ohne Zählverrichtung mittels meines Nachapparats älterer Konstruktion hergestellt — (es handelt sich wohl nur um den Reflex des Helligkeits und der Vagerfeuer?) — zeigt sowohl die leuchtenden „Nichter“ des Schotals links, der sich an einem Zebrahof zu schaffen macht, als auch seines herantretenden Genossen, den der Reihauer am Fuße des Straudes rechts im Hintergrunde des Bildes wahrnimmt. Die Augen eines dritten Schotals aber leuchten ganz rechts — auf dem Silbe nur als zwei weiße Punkte wahrnehmbar — am äußersten Rande vorliegender Abbildung. Es sei auch hier an die kurzliche Beobachtung Professor Zepferts erinnert, der die leuchtenden Augen von zehn Löwen zu gleicher Zeit am Kilimandscharo wahrnahm.





kunst zu erhalten. Meinen im vorigen Buche erschienenen Aufnahmen von Löwen und Schakalen, welche das Leuchten der Raubtieraugen deutlich nachweisen, fügt das vorliegende Buch eine ähnliche Aufnahme hinzu. Ich selbst habe dies Leuchten mehrmals in der Wildnis erlebt, wenn auch nur vorübergehend. Hier möchte ich einem Sachmanne das Wort geben, der soeben (August 1896) aus der Kilimanjaro-Gegend zurückkehrt. Professor *Ungve Sjöstedt*, ein schwedischer Gelehrter, erblickte in einer Nacht in unmittelbarer Nähe seines Lagers die wie Lichter aufflammenden Augen von mindestens zehn Löwen! In der alten Literatur finde ich darüber eine Stelle, welche folgendermaßen lautet: „... diese (die Jäger), wissen auch zu sagen, gleich ich es selbst an- gesehen habe, daß die hellen und feurigen Augen des Löwen, seine Nachtreife überall verraten, weil man sie als zwei Lichter bei der Nacht so weit sehen und daraus abnehmen kann, ob ein solcher Löwe nach jemandem zukommet oder sich von ihm entfernt.“ (M. Peter Kolbe. *Dollst. Besch. d. Afrik. Vorgebürges d. g. Hoffnung, Nürnberg 1719.*)

Die photographische Kamera, die schnell vergängliche und vielleicht nie wiederkehrende Ereignisse in allen Einzelheiten im Bilde bewahrt, kann somit, wie man aus diesem Beispiele ersieht, auch auf dem Gebiete der Tierphotographie im Dienste der Wissenschaft außerordentlich wertvolle Leistungen vollbringen. Selbst mit einer kleinen Handkamera kann man wertvolle Aufnahmen herstellen, wie dies z. B. die Kopfstudien verschiedener afrikanischer Wildarten, die der Leser im vorliegenden Werke findet, beweisen. Sie dürfen immerhin einen gewissen Wert beanspruchen, da es sich in den meisten Fällen um Tierarten handelt, die lebend überhaupt noch nicht in Gefangenschaft gehalten werden konnten.

Den dergestalt zu erreichenden Bildern sind meines Erachtens sehr weite Grenzen gezogen! So wäre es hoch wünschenswert, daß wir den exakten photographisch-urkundlichen Nachweis der rufelweisen nächtlichen Jagden des Löwen, bald erzielen würden. Meine Aufnahmen beweisen bereits, daß ein Löwen-Ehepaar gemeinschaftlich von zwei Seiten — den Angriff auf einen Stier vollführt, daß drei Löwinnen in unmittelbarer Nähe zusammen um die Mitternacht-Stunde ihren Durst löschen.<sup>1</sup> Mit ein wenig Glück könnte eine Platte belichtet werden, die uns ein oder zwei Duzend Löwen zusammen zeigt, könnte ein wunderbares Bild entstehen, auf dem wir sehen, wie eine ganze Rote von Löwen sich auf das erwähnte Opfer stürzt. Was gibt es da für Möglichkeiten! Die einer wundervollen Aufnahme beispielsweise einer riesi-

<sup>1</sup> Vergl. „Mit Blitzlicht und Buchse“.

gen afrikanischen Elefantenbullen oder mehrerer solcher auf dem Wechsel an der nächtlichen Tränke . . .

Noch nie ist ein solches Tier aus allernächster Entfernung, erwachsen, in seiner ganzen gewaltigen und überwältigenden Erscheinung, lebend und unverletzt auf die Platte gebracht worden. Wer hat ein Rudel von Giraffen in ihren grotesken, fast unmöglichen Stellungen die durstige Zunge am Wasser kühlen sehen? Was wäre eine solche Aufnahme dieser aussterbenden Tierart wert?! Jede weitere auf unmittelbare Entfernung belichtete Platte, und wären es noch so zahlreiche, die uns das Leben des Königs der Tiere, des Löwen, getreu wiedergibt, wäre von großem wissenschaftlichen Werte. Allein dieser einen Tierart könnte ein Forscher sein Leben widmen. Aber jede getreue Natururkunde, auch der kleinsten Bewohner der Wildnis, ist von großem Werte, um so mehr, wenn es sich um seltene, dem Erlöschen entgegengehende Arten handelt. Die Möglichkeiten sind zahlreiche. Ich meine, eine jede solche Aufnahme müßte weitaus den Reiz der Erlegung irgend eines jener Tiere überwiegen.<sup>1</sup> Aber nicht nur für die Tierwelt Afrikas gelten meine Worte. Überall bieten sich dem Tierphotographen Tausende und aber Tausende höchst erstrebenswerte und wertvolle Ziele!

Wer zieht hinaus, uns den Riesenelch, den Riesenbären Alaskas im Lichtbild festzuhalten? Wer schafft authentische Natururkunden des Lebens und Treibens der arktischen Tierwelt, der Eisbären, Walrosse und Robben?

Die Eiswüste der Pole müßte so gut ihre letzten Geheimnisse durch den in der Linse konzentrierten Lichtstrahl für alle Zeiten verraten, wie die unerforschten Gebirge Innerasiens uns die Wildschafe und Steinböcke im Bilde überliefern sollten. Jedes Tierparadies, das noch existiert, müßte seine letzten, allerletzten Geheimnisse preisgeben . . .

Frei und schön, ohne eine Ahnung dessen, was vor sich geht, in ursprünglichster Natürlichkeit, einzeln und in Mengen, sollte uns all dies reiche, schnell verschwindende Tierleben in „Natururkunden“ erhalten werden, die die Tierwelt sozusagen selbst anfertigt.

Alles dies läßt sich freilich nicht so leicht erreichen, wie viele Menschen vielleicht glauben, etwa die Passagiere der Nordlanddampfer, die ungeduldig ans Land drängen, um Eisbären und Rentiere zu sehen, oder die in jedem Hyänengeheul einen Löwen hörenden „Afrikareisenden“. Aber hier wäre die Aufwendung großer Geldmittel wahrhaftig

---

<sup>1</sup> Immer vorausgesetzt, daß es sich nicht um anderweitige wissenschaftliche Zwecke handelt.



*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Photographische Studien vom Verfasser erlegter östafrikanischer Antilopen, die später in unseren Museen wieder zum Leben erstanden. 1—2. Wasserbuck (*Cobus ellipsiprymnus* Ogilb.), männlich und weiblich. 3. Elenantilope (*Oreos hyingtoni* Schot.), weiblich. 4. Rajai-Ruhantilope (*Bubalis cornei* Gthr.), junger Bod.





*C. G. Schillings phot.*

*R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.*

Chrysanthemum-Erkrankungen vom Verfasser gelegentlich beobachteter Anilaparasiten, die früher meist in den Blüthen zum Vorschein kommen: 1. Kleines Ruhn (*Stegomyia tobioides* Dyar), Bef. 2. Amerikanische (*Trioxys haemorrhoidalis* Gahan), Bef. 3. Weibchen (*Centistes*) abgeheftet. Tösch, Halle. 4. Euclitoid (*Trioxys* sp. n. n. n.), Bef. 5. Die Blüthen zerstört und  
letztlich mit ihm abgetötet.



C. G. Schillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.

Weitere photographische Studien vom Verfasser erlegter östafrikanischer Antilopen: 1. Schwarz-  
ferienantilope (*Aepyceros suaria* Misch.), Bod. 2. Bergriedbuck (*Cervicapra chauleri* Rothsch.),  
weiblich. 3. Grantgazelle (*Gazella granti* Brooke), weiblich. 4. Topiantilope (*Oryx capensis*  
Thom.), männlich. (Mit Ausnahme der Topi, Gnu- und Büschbuck-Antilope ist keine der auf  
vorstehenden drei Seiten abgebildeten Antilopenarten bis heute lebend nach Deutschland gelangt.)





C. G. Schillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.

Photographische Studien gefangener Streifenhyänen (*Hyaena schillingsi* Mtsch.), Abb. 2 und 4, einer gefleckten Hyäne (*Crocutta genivittata* Mtsch.), Abb. 1, und eines Zibatal-Hyänen (*Procyon* N. u. L., Abb. 3). Eine Streifenhyäne lebte längere Zeit im Berliner Zoologischen Garten.

am Platz! Eine solche Aufwendung findet heute für manches andere Unternehmen statt, das auch in späteren Zeiten noch ebenso erfolgreich durchgeführt werden kann. Hier aber haben wir es mit täglich sich vermindernenden Möglichkeiten zu tun, bis zur Stunde, wo es unrettbar zu spät ist.

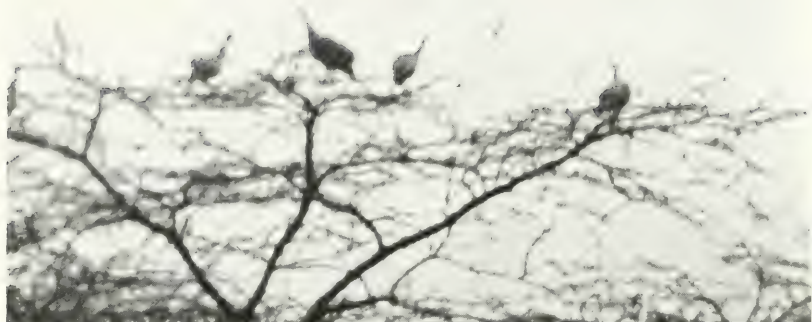
„Könnte dieser Gedanke an die rechte Stelle gebracht werden, Millionen müßten für diesen Zweck flüssig gemacht werden,“ — schrieb nach Besichtigung meiner „Natururkunden“ einer unserer besten Sachleute . . .

Die Anwendung größerer photographischer Formate, die Entzündung gewaltiger, weithin wirkender Mengen von Blitzlichtpulver könnte hier ungeahnt Schönes schaffen. Freilich würde jede solche Aufnahme, mit Einrechnung der mißlungenen, ansehnliche Summen erheischen. Diese würden aber freilich in späteren Zeiten in jedem Sinne reichlich Zinsen tragen. —



Ein glücklicher Schnappschuß mit der 9 · 12 Handkamera hielt den Schafal zu meiner Freude in voller Flucht spitig von hinten fest.





Die Perlhühner wissen auch auf den dünnen Zweigen der stachligsten Akazien geschildert Fuß zu fassen.

## Schlußwort.

Wie mein Vorwort, soll auch das Schlußwort kurz sein. Nur einige Wünsche und Anregungen seien dem Verfasser auszusprechen erlaubt. —

Ich möchte wünschen, daß der Leser die Arbeit und Mühe gering einschätze, die mir auch dies Buch und die Vorarbeiten dazu in der Wildnis verursacht haben: sie waren gering, denn die Arbeit geschah freudig und war genutzreich. Die Sache aber, alles das, was ich zum Ausdruck habe bringen wollen, möge der Leser hoch einschätzen und in sein Herz schließen, wenn dies nicht längst schon geschehen ist, wie bei vielen.

Die Tendenz dieses Buches ist in kurzen Worten: Tunlichster Schutz den Naturdenkmälern, Schutz dem auf diesem Gebiete Alt-hergebrachten, Liebgewordenen und mit der Volksseele Verwachsenen! — Dies fordern heute unsere Besten im In- und Auslande! Und nicht nur ideale Gesichtspunkte, nein, auch kühl wägender, nüchterner Verstand, vor allem auch ein Blick in die Zukunft sollte uns lehren, die Natur nicht mehr zu veröden, als es unbedingt im Kampfe ums Dasein erforderlich ist. Alle unsere „Naturdenkmäler“ bedürfen des Schutzes.<sup>1</sup> Den Schutz der Tierwelt aber, die uns hier beschäftigte,

---

<sup>1</sup> „Es hat mich gegruselt, es hat mich ordentlich gegruselt“, äußerte ein einfacher Mann, als er 1½ Stunden lang in der Nähe des Dorfes K. kein Blatt mehr auf den Bäumen — aber auch keinen einzigen — Vogel sah. Die engherzig und ohne weiteren Blick durchgeführte

sollte der Jäger im weitesten Sinne in die Hand nehmen. Ihm zunächst erwächst die Pflicht, nicht nur nach rechnerischen Gesichtspunkten allein zu handeln: ist doch deutsches Weidwerk ein Symbol der Liebe zur Scholle, zum Vaterlande im engeren, zur schönen herrlichen Natur im weiteren Sinne. Was aber im Vaterlande als Richtschnur gilt, wird maßgebend auch für die weiten Strecken Landes, die im Auslande deutsch genannt werden. —

Das aber kann und darf nicht das bewußte, das beabsichtigte Ziel sein, dem wir zusteuern: Völlige Vernichtung zahlreicher, form-schöner Tierarten der übermäßigen Vermehrung einiger weniger „Nutz-wildarten“ halber!

Wer die erschreckende Liste der — vielfach nur so genannten — „schädlichen“, Jahr für Jahr in Deutschland abgeschossenen und gefangenen Tierarten durchgeht, muß sich betrüben über die Vernichtung so vielen tierischen Lebens, das einen Schmuck der heimischen Fluren bildete, eine Vernichtung, die leider noch in übergroßem Umfang durch Gewährung von Prämien an die Schützen belohnt wird! Die freie Natur darf nicht allein dem Jäger gehören; er sollte vielmehr als ihr Verwalter den Millionen von Naturfreunden Rechenschaft schuldig sein, über die Erhaltung jenes prächtigen Kunstwerkes der Natur, der Fauna und Flora des Vaterlandes in ihrer Gesamtheit!

Der deutsche Jäger erhalte sich sein ursprüngliches, „wildes“ Revier, in dem jener Hauch ursprünglicher Frische weht, jener Hauch des wunder-vollen tertiären Tierparadieses, der mich unter dem Zeichen des Elelescho lehrte, wie schön und reich auch im Vaterlande die Urwildnis einst gewesen sein muß. — Ich denke da an „Sanktuarien“ des Tierlebens und der Natur überhaupt, wie sie in Amerika heute schon geschaffen sind, wie sie Professor Conwenk verlangt<sup>1</sup>: Schonstätten, in denen alle Naturdenk-

---

Separation, — mir auch aus meiner Heimat bekannt (Anmerk. des Verf.) — die schonungslos jede Hecke, jedes Feldgesträuch beseitigt, jedes noch so geringe Buschwerk dem Aufteilungsplane zum Opfer gebracht hatte, war die Ursache dieser Vogelarmut und — des furchtbaren Raupenfraßes! („Die Separation, Mitteilungen des Bundes für Heimatschutz“, Rönnestraße 18, Charlottenburg.)

<sup>1</sup> Mit großer Freude ist es zu begrüßen, daß bei Drucklegung dieser Zeilen vom Kultusministerium zur Förderung der Erhaltung von „Naturdenkmälern“ im preussischen Staatsgebiete eine „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege“ errichtet worden ist, die einstweilen ihren Sitz in Danzig hat und von dem Direktor des Westpreußi-

mäler, Pflanzen und Tiere geschont und erhalten werden. Wunder von Zutraulichkeit des Land- und Wasserwildes würden wir da erleben; es würden Sehenswürdigkeiten und Belehrungsstätten im edelsten Sinne!

Ich denke an eine Schausammlung der aussterbenden Fauna, die eines Weltrufs sich erfreuen müßte, die uns die gesamte Tierwelt in großen Panoramen, in dermoplastischen Kunstwerken, in ihrer typischen Umgebung vor Augen führt...

\* \* \*

Es ist ein merkwürdig Ding, um dieses Weberschifflein des Lebens, das heute vielgestaltige Form den Elementen gibt, die morgen bereits zum All zurückkehren, um immer neue Formen anzunehmen. Der Kampf mit den Riesen der Tierwelt hat den Menschen durch die Jahrtausende in Atem gehalten; heute hat er sie beinahe vernichtet. Nun kämpft er mit derselben Kraft gegen die Zwerge, jene unsichtbaren Lebewesen, die schlimmer noch, wie die großen Raubtiere in alter Zeit, ihm Schaden und ihn gefährden. Auch sie versucht er nun völlig auszuschalten. Ob er auf die Dauer ohne diesen Kampf wird bestehen können — ob er gerade dieses Kampfes nicht bedarf um stark, schön, gesund zu bleiben, ob nicht der Mensch einen Pyrrhusieg hier nach ewigen Schicksals-Walten bestehen muß — wer vermöchte das, in die Jahrhunderttausende vorausschauend, mit Sicherheit zu verkünden...

Wie dem auch sei, ungeahnte Bahnen wandelt der Mensch unserer Tage, derselbe Mensch, der, wo er zur gleichen Stunde noch hier und da im Urzustand lebt, noch immer mit den Riesen der Tierwelt im Kampfe liegt. Immer mehr vergeistigt er sich und alles, was ihn betrifft. Aber kraft dieser Erkenntnis sollte er nicht vorschnell, allzu vernichtend eingreifen in die ursprüngliche Harmonie der Natur. Wo wir jedoch sie nicht retten können, sollten wir wenigstens in Kunstwerken das einst Gewesene zu erhalten suchen...

---

ischen Provinzial-Museums, Professor Dr. Conwentz, ebendort als dem staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen verwaltet wird.

Was auch immer an kleinen Lichtbildern, Naturdokumenten der Wildnis abgerungen werden kann auf dem weiten Gebiete der Tierdarstellung, sollte in Urwald, Steppe und Busch allüberall auf dem Erdball eingesammelt werden! Auf diesem Gebiete einen kleinen Schritt vorwärts getan zu haben, freut sich der Verfasser. Eine große Sammlung von anerkennenden Briefen wurde ihm bei Herausgabe seines Werkes „Mit Blüthlicht und Büchse“. Männer der Wissenschaft und der Praxis, Naturfreunde jeden Standes gaben brieflich ihre Zustimmung

Abchrift.

I certify this to be a portion  
of the tree under which Dr.  
David Livingstone died at  
„Red Chikumba“ British Bechuanaland  
Africa. May. 1st 1873.

It was in the branches of  
this tree that the body of  
the great explorer was dried  
by his faithful Zangibari  
followers.

His heart is buried at the  
roots of this tree.

L.S. Signed H. P. Steinerly,  
District Collector,  
West Bantwana District  
North Eastern Rhodesia

Merenge

31st December. 1900

Die Vorstandsmitglieder  
des Vereins  
haben am 8. Jan. 1901  
gezeichnet

Viele afrikanische Reisen knüpfen mit der Zeit mannigfache Fäden und Verbindungen an... Unter den vielen Zuschriften, die ich erhielt, möchte ich die hier abgebildete anführen... Livingstone zu Ehren trägt unter andern die gewaltige Elefantilope  
— Oreas livingstoni Selat. — ihren Namen.



kund, und von unsern Afrikaveteranen Schweinfurth, Fritsch und v. Wißmann bis zu den „jüngsten Afrikanern“, von Angehörigen aller Nationen und aller Berufe besitzt der Verfasser eine Anzahl Zuschriften, die zu mehrern ihm auch heute eine Genugtuung sein würde! —

Ich bin mir nur zu gut bewußt, nur Handlangerdienste geleistet zu haben, Handlangerdienste, denen es vergönnt war, in später Stunde noch einige Bausteine herbeizuschaffen . . .

Aber eben deshalb möchte ich der „Freilicht“- und „Blicklichtkunst“, die dieses Buch schmücken durfte, und noch manch anderes ähnliches schmücken sollte, ein letztes empfehlendes Wort mit auf den Weg geben! In einer Zeit, in der man des „Telefunkens“ Herr geworden, sollte auch das „Telebild“ in jeder Art zu meistern sein!



Abchied von Afrika.









Schill

190

NOV 22

DEG

11 12

5

11111111

the first time the world was ever  
observed and the first time the world was  
created from the first time the world was



AMNH LIBRARY



100127117